Zeno-Zeitung
Kreiszeitung

Gronauer Volkszeitung — für den Kreis Ahaus — Eper Volksblatt

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt K.-G., Zweigniederlassung Ahaus

57. Jahrgang.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Rm. einschl. 0,40 Rm. Postgebühren, zuzügl. 0,42 Rm. Bestellgeld. **Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus:** van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 739.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt K.-G., Adolf-Hitler-Straße 36, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus, Städt. Sparkasse Gronau i. W. und Gronauer Volksbank. **Anzeigenpreis** für sämtliche Zeno-Zeitungen 10 Pfg. bei 22 Millimeter Breite, für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfg. Nachlaß nach Preisliste.

Nummer 13 | Samstag, den 15. Januar 1938 | Jahrgang 1938

Dr. Milan Stojadinowitsch.

Wenn Dr. Milan Stojadinowitsch, Ministerpräsident und Außenminister des aufstrebenden Jugoslawien, am 15. Januar zum Staatsbesuch in der Reichshauptstadt eintrifft, so begrüßt das deutsche Volk in ihm eine der interessantesten politischen Persönlichkeiten des ganzen Südostens, einen Mann, dessen Name weit über die Grenzen seines Landes hinaus durch die ungewöhnlichen Erfolge seiner Politik einen hellen Klang gewonnen hat. Dr. Stojadinowitsch verbindet rastlose Energie und eine unbeirrbare Entschlossenheit in der Zielsetzung mit außerordentlicher taktischer Elastizität. In ihm treffen wir den instinktsicheren Sinn für das Verbindende, für die schöpferische Synthese, der jedem wahrhaft großen Staatsmann eigen ist, und der auch Nikolaus Pasitsch, den jugoslawischen Bismarck, ausgezeichnet hat, dessen Schüler sich Stojadinowitsch oft nennt. Das politische Hochziel dieser ausgeglichen und beherrscht wirkenden Persönlichkeit, die aber auch eine große menschliche Wärme ausströmt, ist ein starker jugoslawischer Nationalstaat und sein politisches Bekenntnis der Glaube an eine organische Entwicklung. So wie er heute als Ministerpräsident und Außenminister seines Landes, vom Vertrauen des königlichen Hauses und der Zustimmung des überwiegenden Teiles der Bevölkerung getragen, ruhig und sicher mit einem starken Sinn für die Wirklichkeiten auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts geht, so klar, arbeitsgefüllt und erfolgreich war sein ganzer Lebensgang.

Dr. Milan Stojadinowitsch entstammt einer Beamtenfamilie im Herzen Altserbiens. Sein Vater war Mitglied des Kassationshofes, sein Großvater erster Metropolit Serbiens und einer der Führer in den erbitterten Kämpfen gegen die türkischen Unterdrücker um Freiheit und Unabhängigkeit im Anfang des 19. Jahrhunderts. Vater und Großvater vererbten ihm die glühende Liebe zur Heimat, und schon in seiner Jugend wurde ihm die Freude an der Arbeit eingepflanzt. Nach Beendigung seiner rechtswissenschaftlichen Studien an der Belgrader Universität, wo er auch habilitierte, bezog Stojadinowitsch auch ausländische Hochschulen, um sich hier durch volkswirtschaftliche und finanzpolitische Studien eine Spezialausbildung zu erwerben. Er ging nicht nur nach Paris und London, sondern auch nach Berlin und München, und es wird ihn bei seinem bevorstehenden Besuch besonders freuen, die Stätten seiner Studienjahre, diesmal als Gast der Reichsregierung, wiederzusehen.

In der Tatsache seiner Auslandsstudien wird schon der Wille sichtbar, die kulturellen Fortschritte, die der Westen in den fünf Jahrhunderten gemacht hat, in denen die europäische Entwicklung seines Volkes durch die türkische Fremdherrschaft zu einem Dornröschenschlaf verdammt war, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, um sie eines Tages auch dem eigenen Volke zugute kommen zu lassen. Diese Heranführung des jugoslawischen Volkes an die „Kultur des Westens" ist auch heute einer der leitenden sittlichen Gesichtspunkte der jugoslawischen Politik, dessen reale Bedeutung für die machtpolitische Stellung des Staates klar erkannt wird. Wird doch Jugoslawien — so hörte ich es immer wieder von meinen Belgrader Freunden — nur dann wirklich ein freier und unabhängiger Staat bleiben können, wenn es sich der gleichen wirtschaftlichen und technischen Errungenschaften wie das übrige Europa voll bedient.

Kurz vor Beginn des Weltkrieges trat Dr. Stojadinowitsch als Beamter in das Belgrader Finanzministerium ein, das er nach Kriegsende als dessen Direktor verließ, um für eine Zeit in der privaten Bankwirtschaft zu arbeiten. So wurde er 1918 Direktor der British Trade Corporation. Schon in dieser Stellung erwarb er sich auch im Auslande den Ruf eines ersten Finanzmannes und Wirtschaftswissenschaftlers Jugoslawiens. Bald sehen wir ihn als Dozenten an der Belgrader Universität auf dem Lehrstuhl für Wirtschafts- und Finanzwissenschaft. In vorausschauender Würdigung seiner großen Fähigkeiten berief den kaum 35jährigen dann Nikolaus Pasitsch, der Gründer des jugoslawischen Einheitsstaates und damalige Ministerpräsident und Führer der radikalen Partei, im Jahre 1922 als Finanzminister ins Kabinett. Auf diesem wichtigen Posten blieb Stojadinowitsch mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1928 und leistete hier seinem Lande große Dienste. Sein Hauptverdienst, das ihm allein schon einen Ehrennamen in der jugoslawischen Geschichte verschafft hätte, war 1924 die erfolgreiche Stabilisierung des Dinar, die der zerrütteten Wirtschaft wieder eine feste und verläßliche Grundlage gab, den Kredit des Landes hob, die Staatsvaviere und die Ausfuhr wieder steigen ließ. Nach der Einführung der Diktatur durch den in Marseille ermordeten König Alexander I. zog sich Stojadinowitsch von den öffentlichen Geschäften zurück und widmete sich finanz- und wirtschaftspolitischen Privatstudien. Auf Grund seines hohen Ansehens wurde er auf leitende Posten in verschiedene jugoslawische Wirtschaftsorganisationen berufen und war u. a. auch Vizepräsident der Belgrader Börse. Die Befreiung von der Bürde des Ministeramtes benutzte er zu Reisen nach Frankreich und den Vereinigten Staaten. Aber schon 1934 brauchte man ihn in Belgrad wieder. Erneut sehen wir ihn als Finanzminister, diesmal im Kabinett Jeftitsch, bis zu Jeftitschs Sturz im Jahre 1935. Durch das Vertrauen des Prinzregenten Paul wurde ihm die Kabinettsneubildung übertragen. Damit war für Jugslawien ein neuer Abschnitt seiner Nachkriegsgeschichte eingeleitet.

Von den bekannten Erfolgen des Ministerpräsidenten Stojadinowitsch seien an dieser Stelle nur kurz genannt: die Bildung einer nationalen Sammelpartei, der radikalen Union, zusammen mit Dr. Korosec, dem Führer der slowenischen Mehrheit, und Dr. Spaho, dem Führer der bosnischen Musemannen, die erfolgreiche Entschuldungsaktion für die Landwirtschaft, das Fundament des agrarischen Jugoslawien, die außerordentliche Steigerung der Ausfuhr in den letzten beiden Jahren, die Jugoslawien eine wachsende Befreiung von fremden Kapitalfesseln gestattet, eine weitgehende innerpolitische Befriedigung des von der Diktatur durch Terrorakte und Parteienhader an den Abgrund gebrachten Landes, der Bau zahlreicher Straßen, Eisenbahnen, Kraftwerke, öffentlicher Gebäude, Schulen, hygienischer und wissenschaftlicher Institute, insbesondere im zurückgebliebenen Südserbien, die Einführung sozialer Gesetze, wie z. B. des Gesetzes über den Mindestlohn, die Schaffung einer eigenen Schwerindustrie, Werft, Flugzeugmotoren- und Automobilindustrie, und von eigenen Hüttenwerken, die insbesondere in wehrpolitischer Hinsicht der Unabhängigkeit des Landes dienen. Seine größten und auch europäisch bedeutsamen Erfolge errang Dr. Stojadinowitsch als Außenminister der von ihm geführten Regierung. Die restlose Versöhnung mit dem Weltkriegsgegner Bulgarien, der freundschaftliche Ausgleich mit dem Adrianachbar Italien und die Erzielung eines korrekten und von gefährlichen Spannungen freien Verhältnisses zu Ungarn berechtigen den jugoslawischen Ministerpräsidenten zu der Behauptung, daß sein Land heute dank seiner Befriedigungspolitik die gesichertsten Grenzen in Europa besitzt. Die im Weltkriege eher noch gefestigte gegenseitige Achtung zwischen dem deutschen und jugoslawischen Volk und die ungetrübten Beziehungen, die von jeher zwischen beiden durch viele kulturelle Bande verknüpften Völker geherrscht haben, haben unter der Regierung Stojadinowitsch ebenso wie der Wirtschaftsaustausch eine mächtige Förderung erfahren. Dr. Stojadinowitsch darf deshalb gewiß sein, daß er in Deutschland als Wissenschaftler von Rang, als einer der erfolgreichsten Friedenspolitiker unserer Zeit und als Förderer herzlicher Beziehungen zwischen dem deutschen und jugoslawischen Volke freudig begrüßt werden wird.

Fritz Redlin.

In Erwartung des jugoslawischen Staatsbesuches.

Ministerpräsident Stojadinowitsch auf der Reise nach Deutschland.

Die Abreise von Belgrad.

DNB **Belgrad**, 14. Januar.

Ministerpräsident und Außenminister Dr. Stojadinowitsch hat am Donnerstag seine Deutschland-Reise angetreten.



(Scherl-M.)

Er verließ die jugoslawische Hauptstadt in Begleitung seines Kabinettschefs Dr. Dragan Protitsch und des Attachés im Außenministerium, Dr. Fuad Azabagnitsch, um 22,50 Uhr mit dem fahrplanmäßigen Schnellzug, an den ein Salonwagen angehängt war. Auf dem Bahnhof hatten sich der deutsche Geschäftsträger von Janson mit sämtlichen Mitgliedern der Gesandtschaft eingefunden, um ihm gute Fahrt zu wünschen. Von jugoslawischer Seite waren sämtliche Mitglieder der Regierung unter Führung des stellvertretenden Ministerpräsidenten und Innenministers Koroschetz erschienen, von denen sich Dr. Stojadinowitsch sehr herzlich verabschiedete. Auch zahlreiche Senatoren und Abgeordnete sowie die Führer der Regierungspartei waren zugegen.

Unter den stürmischen Hochrufen der auf dem Bahnsteig wartenden begeisterten Jugend der jugoslawischen radikalen Vereinigung, deren Vorsitzender Stojadinowitsch ist, bestieg er den Zug. Als er an das Fenster seines Wagens trat, erschollen neue begeisterte Rufe auf den „Vater der Jugend" und „Führer des jugoslawischen Volkes". Diese Hochrufe endeten erst, als der Zug den Blicken entschwunden war.

Die Vorarbeit der Journalisten.

Der jugoslawische Pressechef mit einer Journalistenabordnung in Berlin eingetroffen. Empfang im Kaiserhof.

Berlin, 14. Januar.

Am Donnerstag um 23,52 Uhr traf mit dem fahrplanmäßigen Zuge auf dem Anhalter Bahnhof der Pressechef der jugoslawischen Regierung, Dr. Kosta Lukovic, mit einer größeren Abordnung namhafter jugoslawischer Hauptschriftleiter ein, die sich anläßlich des bevorstehenden Besuchs des jugoslawischen Ministerpräsidenten und Außenministers Dr. Stojadinowitsch nach Berlin begeben haben.

Dr. Kosta Lukovic und die Journalisten wurden auf dem Bahnsteig im Namen und im Auftrage des Reichspressechefs Dr. Dietrich von dem stellvertretenden Pressechef der Reichsregierung, Ministerialrat Berndt empfangen, und in Deutschland herzlich willkommen geheißen.

Der Pressechef der jugoslawischen Regierung, Dr. Kosta Lukovic stattete am Freitagvormittag Reichspressechef Dr. Dietrich einen Besuch ab, der Gelegenheit zu einer längeren Aussprache über gemeinsame Fragen der Presse gab.

Im Anschluß daran fand zu Ehren des jugoslawischen Pressechefs Dr. Kosta Lukovic im Hotel „Kaiserhof" ein Frühstück statt, zu dem der Reichspressechef die zurzeit in Berlin weilenden jugoslawischen Hauptschriftleiter sowie einige führende Vertreter der deutschen Presse geladen hatte.

Reichspressechef Dr. Dietrich

begrüßte die jugoslawischen Gäste mit einer Ansprache, in der er Bewunderung für die Aufbauarbeit zum Ausdruck brachte, die das jugoslawische Volk zu einem machtvollen und unabhängigen Faktor der europäischen Politik emporgeführt habe.

In liebenswürdiger und herzlicher Weise wandte sich Dr. Dietrich an seine Gäste von der jugoslawischen Presse und hob das Ereignis des Journalistenbesuches am Vorabend der Zusammenkunft der Staatsmänner hervor. Es sei ein gutes Vorzeichen, daß die Journalisten dem politischen Führer ihres Landes vorausgeeilt seien, daß die Presse beider Staaten sich in Berlin bereits zusammengefunden und journalistische Vorarbeit geleistet habe, bevor die Staatsmänner ihr politisches Gespräch aufnehmen.

Denn die Presse als das Sprachrohr der Völker sei nun einmal eine Schrittmacherin der Politik. Sie sei „die Trägerin der Aufklärung, die notwendig sei, damit zwei Völker über alle sie bewegenden Fragen ohne Vorurteile und ohne Schwierigkeiten sich unterhalten können". Die Presse sei „die Schöpferin der Atmosphäre, in der sich wirkliche und dauerhafte Bemühungen um ein gegenseitiges Verständnis und damit um den allgemeinen Frieden erst entwickeln können".

Dr. Dietrich wies auf die große Bedeutung hin, die der Presse durch solche Aufgaben zukommen, und auf die hohe Verantwortung, die sie deshalb trage. Er betonte, daß die Presse in der Welt um so mehr dieser ihrer Bedeutung Abbruch tue, als sie nicht davon ablasse, die Beziehungen der Völker untereinander zu gefährden und sich selbst durch falsche und unzuverlässige Berichterstattung zu entwürdigen — sie werde aber um so mehr in ihrer Geltung und in ihrem Ansehen gewinnen, als sie sich „ihrer hohen Verantwortung im Dienste der Völker und des Friedens bewußt ist und dieser Verantwortung gemäß handelt".

„In diesem für alle Völker segensreichen Sinne zu handeln", so erklärte Dr. Dietrich zum Schluß seiner mit lebhaftem Interesse aufgenommenen Ausführungen, „hat sich die deutsche Pressepolitik zur Aufgabe gemacht, und es erfüllt uns als deutsche Journalisten mit besonderer Freude und Genugtuung, daß wir uns in diesem Bestreben mit der Presse Jugoslawiens in so weitgehendem Maße begegnen.

Zum Abschluß seines Trinkspruches erhob Dr. Dietrich sein Glas auf das Wohl des jugoslawischen Königs, des jugoslawischen Volkes und seiner Presse.

In seiner Erwiderung betonte

der Pressechef der jugoslawischen Regierung, Dr. Lukovic,

es sei für die jugoslawischen Gäste eine hohe Ehre, in so herzlicher Weise von der deutschen Presse empfangen zu werden, die durch ihre pflichtbewußte Arbeit zu einem mächtigen Faktor des neuen Deutschland geworden sei. „Es ist für mich eine besondere Freude", erklärte Dr. Lukovic, „an der Spitze der deutschen Presse eine Persönlichkeit zu begrüßen, die an dem Kampf für das neue Deutschland in der nächsten Nähe des Führers selbst teilgenommen hat."

Auch Dr. Lukovic hob hervor, daß die guten Beziehungen zwischen der jugoslawischen und der deutschen Presse schon alt sind. Er gab seinem Dank dafür Ausdruck, daß besonders die Presse des neuen nationalsozialistischen Deutschland stets volles Verständnis für die Probleme des jugoslawischen Volkes gezeigt hat, und betonte, daß auch die jugoslawische Presse immer freundschaftliche Gefühle für das deutsche Volk gehegt habe, das so viel für die allgemeine Kultur des jugoslawischen Volkes getan habe. „Ich überbringe Ihnen," schloß Dr. Lukovic, „die Grüße unserer jungen Nation, die im Namen eines klugen Königs von einem vom Patriotismus beseelten Fürsten geführt wird und die sich um einen kühnen Staatsmann schart.

Wir begrüßen das neue Deutschland, das sich seine eigene Seele erkämpft hat, wir begrüßen den großen Führer, der das deutsche Volk in seinem Geiste führt. Unser einziger Wunsch ist der Friede im Lande und der Friede an den Grenzen. Für die Aufrechterhaltung der Freundschaft und des Friedens hat die Presse eine große Aufgabe zu erfüllen. Der freundschaftliche Empfang, den wir hier fanden, ist eine Bürgschaft dafür, daß sich unsere freundschaftlichen Beziehungen noch immer stärker entwickeln werden.

Wenn wir über diese Tage berichten, werden wir ausführlich zu schildern wissen, wie stark wir den Rhythmus der Erneuerung und der Arbeit, der in Deutschland pulsiert, verspürt haben."

Dr. Lukovic erhob sein Glas zum Wohle des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler, des deutschen Volkes und der deutschen Presse.

Eine sich an den Empfang anschließende zwanglose Aussprache gab den jugoslawischen Gästen Gelegenheit zu

Stojadinowitsch auf deutschem Boden.

„Ich bin sehr glücklich, in Deutschland zu sein!"

DNB **Annaberg** (Kreis Ratibor), 14. Jan.

Der jugoslawische Ministerpräsident Dr. Milan Stojadinowitsch, der am Donnerstagabend mit seiner Begleitung, dem Kabinettschef Dr. Protitsch und dem Attaché im Außenministerium, Dr. Azabaghitsch, Belgrad zu seinem Staatsbesuch in Deutschland verlassen hat, überschritt am Freitagabend die Grenze des Deutschen Reiches.

Auf der kleinen Grenzstation Annaberg, an der Dreiländerecke, wo Deutschland, Polen und die Tschechoslowakei aneinandergrenzen, wurde der hohe Gast von dem jugoslawischen Gesandten in Berlin, Cincar Markowitsch und dem deutschen Ehrendienst, dem Chef des Protokolls im Auswärtigen Amt, Gesandten von Bülow-Schwante, dem Chef des Ministeramtes des Vortragenden Legationsrats im Auswärtigen Amt, Boltze, und einem SS-Begleitkommando unter der Führung des SS-Standartenführers Brantenaar, erwartet.

Gegen 20 Uhr, traf der Salonwagen mit dem Ministerpräsidenten der bis zur tschechoslowakischen Grenzstadt Oderberg einem fahrplanmäßigen D-Zug angehängt war und dort von dem deutschen Sonderzug abgeholt wurde, in Annaberg ein. Im Salonwagen des Zuges wurde dem jugoslawischen Ministerpräsidenten der deutsche Ehrendienst vorgestellt. Gesandter von Bülow-Schwante hieß Dr. Stojadinowitsch auf deutschem Boden herzlich willkommen.

Dr. Stojadinowitsch dankte mit herzlichen Worten für die Begrüßung. Man sah ihm, dem Freund der deutschen Nation, dem erfolgreichen Staatsmann und Politiker, der die vielfältigen Beziehungen zwischen Jugoslawien und Deutschland vertieft und gefestigt hat, die Freude an, die ihm der herzliche Empfang bereitete. Dr. Stojadinowitsch gab dieser Empfindung einem DNB-Vertreter in deutscher Sprache mit den Worten Ausdruck: „Ich bin sehr glücklich, in Deutschland zu sein. Ich hoffe, schöne Tage in Berlin zu verleben. Ich freue mich sehr, mit den führenden Männern Deutschlands zu sprechen."

Sichtliche Freude bereitete Dr. Stojadinowitsch auch die Ueberreichung deutscher Zeitungen als ersten Ausdruck der herzlichen Begrüßung, die den jugoslawischen Ministerpräsidenten in Deutschland erwartet.

Nach kürzerem Aufenthalt setzte sich um 21,45 Uhr der Sonderzug zur Fahrt nach Berlin in Bewegung, wo der hohe Gast am Sonnabendfrüh eintreffen wird.

einem lebhaften Gedankenaustausch mit den führenden Persönlichkeiten der deutschen Presse und ihren deutschen Berufskameraden.

Das Programm des ersten Tages.

DNB **Berlin**, 14. Januar.

Der jugoslawische Ministerpräsident und Außenminister Dr. Stojadinowitsch wird mit seiner Begleitung am Sonnabend um 9,33 Uhr auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin eintreffen. Nach der Begrüßung durch Vertreter der Reichsregierung werden sich die jugoslawischen Gäste in das Hotel Adlon begeben, wo sie während der Dauer ihres Aufenthaltes Wohnung nehmen werden.

Um 11,15 Uhr wird Dr. Stojadinowitsch die deutschen Gefallenen des Weltkrieges durch eine Kranzniederlegung am Ehrenmal Unter den Linden ehren.

Am Nachmittag wird sich der jugoslawische Ministerpräsident um 15,15 Uhr von seinem Hotel nach dem Flughafen Tempelhof begeben, um die Bauarbeiten für den im Entstehen begriffenen größten Zentralflughafen der Welt in Augenschein zu nehmen. Um 16 Uhr folgt eine Besichtigung des Reichsluftfahrtministeriums.

Um 20,30 Uhr hat Reichsaußenminister Freiherr von Neurath die jugoslawischen Gäste zu einer Abendtafel in das „Haus des Reichspräsidenten" geladen.

Rücktritt des Kabinetts Chautemps.

Kommunistische Forderungen zur Währungsfrage führten zur Regierungskrise. – Zunächst zogen unter dem kommunistischen Druck die Sozialdemokraten ihre Minister zurück, dann folgte die Gesamtdemission.

Chautemps lehnt neue Kabinettsbildung ab.

(!) **Paris**, 14. Januar.

Die gestrige Nachtsitzung der französischen Kammer hat damit geendet, daß Ministerpräsident Chautemps um 3,30 Uhr die Gesamtdemission des Kabinetts bekannt gab.

Vorhergegangen war, nachdem Chautemps im Hinblick auf „Mißverständnisse zwischen der Regierung und der Mehrheit nochmals die Finanz- und Sozialpolitik der Regierung verteidigt und an die Kammer einen letzten Appell zur Disziplin gerichtet hatte, eine Unterbrechung der Sitzung. In dieser Pause trat der Linksausschuß der Kammer, in dem die Vertreter der Volksfront-Parteien sitzen, zusammen, um die Tagesordnung auszuarbeiten, über die im Laufe der Nacht abgestimmt werden sollte. Zu dieser Ausschußsitzung erschien auch Ministerpräsident Chautemps, da die Sozialdemokraten und die Kommunisten, bei denen Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Währungskontrolle herrschten, um genaue Erläuterungen der Maßnahmen ersucht hatten, die der Ministerpräsident zum Schutze der Regierung ergreifen wolle. Der Ausschuß sprach sich daraufhin für die heftig umstrittene „Devisenfreiheit" aus.

Nach Wiedereröffnung der Kammer kurz vor 3 Uhr morgens verlas der Kammerpräsident die von dem Linksausschuß ausgearbeitete Tagesordnung. Sie hatte folgenden Wortlaut: „Die Kammer billigt, getreu ihren Prinzipien, die Finanz-, Währungs- und Sozialpolitik, die in den früheren Abstimmungen zum Ausdruck kamen und setzt ihr Vertrauen in die Regierung, die finanzielle Aufrichtung im Zeichen der Währungsfreiheit zu sichern und die Achtung der republikanischen Ordnung jedermann aufzuzwingen."

Nach der Verlesung der Tagesordnung gaben die verschiedenen Fraktionsführer ihre Abstimmungsabsichten bekannt. Der radikal-soziale Abgeordnete Eibel teilte mit, daß die radikalsoziale Fraktion für die Regierung stimmen werde. Im Namen der Sozialdemokraten schloß sich der Abgeordnete Ferrol dieser Erklärung an. Der kommunistische Abgeordnete Ramette erklärte, daß die Kommunisten nicht gegen die Regierung stimmen würden, um nicht die Volksfront zu gefährden. Der Kommunist entwickelte darauf eine Reihe von kommunistischen Forderungen.

Ministerpräsident Chautemps erklärte darauf, daß es der Regierung unmöglich sei, die Forderungen der Kommunisten zu erfüllen und daß, wenn diese darauf beständen, ihre Handlungsfreiheit zurückzunehmen, er sie nicht daran hindern werde.

Diese Erklärung des Ministerpräsidenten löste einen gewaltigen Beifallssturm auf den Bänken der Mitte und der Rechten aus, während sie auf der Volksfrontseite Widerspruch hervorrief. Es wurde nun eine Suspendierung der Sitzung verlangt.

Um 3,30 Uhr gab dann der Pariser Radiosender Radio Cité bekannt,

daß die sozialdemokratischen Minister nach dem scharfen Zusammenstoß zwischen Chautemps und den Kommunisten ihre Demission eingereicht hätten, was unverzüglich die Demission des Gesamtkabinetts zur Folge habe.

Nach der gleichen Quelle soll Innenminister Dormoy nach dem Wortwechsel zwischen Chautemps und dem kommunistischen Abgeordneten Ramette und der daraufhin von der Kammer verlangten Suspendierung der Sitzung auf die Rednertribüne gestiegen sein und erklärt haben: „Jetzt ist aber Schluß!"

Während sodann der Ministerpräsident sich in Begleitung seiner Ministerkollegen zum Präsidenten der Republik begab, um den Rücktritt einzureichen, bestieg Kammerpräsident Herriot in der Kammer die Tribüne und erklärte, daß die Regierung demissioniert habe und die Sitzung wieder aufgehoben sei.

Der Präsident der Republik begann heute vormittag um 10 Uhr die protokollarischen Besprechungen zur Lösung der Ministerkrise. Er hatte zunächst eine dreiviertelstündige Besprechung mit dem Senatspräsidenten Jeanneney. Beim Verlassen des Elysé erklärte dieser Pressevertretern, er werde heute abend im Senat sprechen. Das sei ein Grund für ihn, jetzt zu schweigen. Kurz vor 11 Uhr wurde Kammerpräsident Herriot vom Präsidenten der Republik empfangen. Dann erschien der zurückgetretene Ministerpräsident Chautemps. Er verließ nach anderthalbstündiger Verhandlung um 13 Uhr das Elysé und erklärte, der Präsident der Republik habe ihm den Auftrag zur Neubildung des Kabinetts übertragen wollen. Nichtsdestoweniger stehe er aber auf dem Standpunkt, daß die Zwischenfälle, die die Regierungskrise und seinen Rücktritt herbeigeführt haben, noch zu kurz zurückliegen und daß auf diese Weise eine Neubildung einer Regierung durch ihn erschwert sein würde. Infolgedessen habe er das Angebot des Präsidenten der Republik, die neue Kabinettsbildung zu übernehmen, abgelehnt.

Mit der Regierungskrise und deren Ursachen hängt es zusammen, daß die Devisenbörse in Paris geschlossen worden ist. Die Bank von Frankreich hat alle Banken aufgefordert, vorläufig Devisenabschlüsse auszusetzen.

★

Ueber Nacht — der Plötzlichkeit und der Tatsache nach — ist die Regierung Chautemps zu Fall gekommen. Der Rücktritt des französischen Kabinetts kam überraschend. Ueberraschend vor allen Dingen wohl auch den Beteiligten selbst. Denn nach der Erklärung der Linksabordnung der Kammer, die Devisenpolitik der Regierung zu billigen und ihr das Vertrauen zu schenken, und nach der Erklärung der Kommunisten, nicht gegen die Regierung stimmen zu wollen, konnte mit einer krisenlosen Erledigung der Tagesordnung gerechnet werden. Es kam anders als man dachte. Die Kommunisten erhoben mit ihrer Erklärung besondere Forderungen an die Regierung. Herr Chautemps lehnte dankend ab. Er gab ihnen die Handlungsfreiheit zurück. Während einer Suspendierung der Sitzung demissionierten die sozialistischen Minister, und das Kabinett Chautemps war damit gesprengt. Der Ministerpräsident gab dem Präsidenten der Republik die Demission.

Das ist der Tatbestand. Er beweist, daß die Volksfront ein Gebilde ist, das immer innerlich brüchig sein muß und das Frankreich von einer Regierungskrise zur andern führt — ganz abgesehen von den inneren Erschütterungen, die sich am französischen Volkskörper durch die kommunistische Aktion zeigen, da der Kommunismus seine halbe Amtlichkeit benutzt, um das öffentliche Leben zu beunruhigen. Es ist noch nicht lange her, daß Herr Blum abtrat, der nicht lange auf der Regierungsbank saß. Nun geht Herr Chautemps, der nicht bedachte, daß man „die Danaer immer fürchten muß, auch wenn sie Geschenke bringen." Eins scheint sicher, daß Herr Chautemps nicht wiederkommen will, da er nach den bisher vorliegenden Berichten eine Wiederbeauftragung abgelehnt hat.

Die Kommunisten wollten keine „Pause".

DNB **Paris**, 14. Januar.

Wie sich zeigt, gaben die neuen kommunistischen Forderungen, vor allem die Aufhebung der „Pause" den äußeren Anlaß zur Kabinettskrise. Das Fallenlassen der „Pause" hätte den mit unendlichen Mühen ins Gleichgewicht gebrachten Haushalt für das Jahr 1938 ernstlich erschüttert. Chautemps sah sich daher gezwungen, das an die Erfüllung der neuen kommunistischen Forderungen geknüpfte Jawort der Kommunisten zur Tagesordnung zurückzuweisen und den Kommunisten freizustellen, sich bedingungslos den Forderungen der Regierung zu unterwerfen oder sich ihre Handlungsfreiheit zurückzunehmen. Es kam zu Lärmszenen und zur Aussetzung der Sitzung. In der Zwischenzeit bis zur Fortsetzung der Kammersitzung reichten dann die sozialdemokratischen Minister ihren Rücktritt ein, den sie mit der gemeldeten Entschließung begründeten.

Die Folgen der unerwarteten Wendung in der Nachtsitzung der Kammer lassen sich vorläufig noch nicht absehen. Man bezeichnet allgemein die Schwierigkeiten auf dem Devisenmarkt als außerordentlich groß.

Ein neues Volksfront-Kabinett?

Niemand will die Verantwortung für die Krise tragen.

DNB **Paris**, 14. Januar.

Nach dem durch das Verhalten der marxistischen Parteien herbeigeführten Sturz der Regierung Chautemps erlebt man das Schauspiel, daß es gerade diese Parteien sind, die mit allerhand leeren Ausflüchten versuchen, die Verantwortung für die Krise von sich abzuwälzen.

Der kommunistische Abgeordnete Ramette, der durch seine Kammerrede den Regierungsrücktritt in erster Linie hervorgerufen hat, gab dem „Intransigeant" im Namen der kommunistischen Partei eine Erklärung ab, in der er behauptet, daß die kommunistische Partei die Regierung nicht habe stürzen wollen (!). Er sei der Ansicht, daß Radikalsoziale, Sozialdemokraten und Kommunisten einig bleiben und alles tun müßten, damit der durch die letzten Kammerwahlen zum Ausdruck gekommene „Wille des Landes" weiterhin geachtet würde.

Die sozialdemokratische Partei hat im Parteiorgan „Populaire" erklärt, daß der Rücktritt der sozialdemokratischen Minister eine Folge der schweren Zwischenfälle gewesen sei, die sich in der Nachtsitzung der Kammer ereigneten. Es habe sich eine neue Mehrheit, die dem Kabinett seinen Charakter als Regierung der Volksfront genommen habe, gebildet. Die Tatsache, daß der Ministerpräsident das Angebot Flandins, der anstelle der sich aus der Mehrheit zurückziehenden Kommunisten einspringen wollte, schließlich annehmen zu können glaubte, habe die sozialdemokratische Kammergruppe zu dem schwerwiegenden Entschluß veranlaßt, dem Bestand der Regierung ein Ende zu setzen. Die Verantwortung für die Krise falle auf diejenigen zurück, die freiwillig oder unfreiwillig die Volksfront zerbrochen haben.

Staatspräsident Lebrun empfing in den frühen Nachmittagsstunden den sozialdemokratischen Parteiführer Léon Blum, um ihn über die Ansicht seiner Partei anzuhören. Vor seiner Unterredung mit Lebrun hatte Blum eine Besprechung mit dem bisherigen Innenminister Dormoy und dem Justizminister Vincent-Auriol sowie den Generalsekretär des marxistischen Gewerkschaftsverbandes, Jouhaux.

In unterrichteten Kreisen fragt man sich im Zusammenhang mit der Regierungskrise, ob sich der Staatspräsident bei der Lösung lediglich von finanzpolitischen Erwägungen leiten lassen werde. In diesem Falle hält man die Möglichkeit einer Betrauung des bisherigen Finanzministers Bonnet nicht für ausgeschlossen, da er in den letzten sechs Monaten eine Besserung der Finanzlage herbeigeführt habe. Da man es aber andererseits für wenig wahrscheinlich hält, daß Bonnet bei der Durchführung des Finanzprogramms auf die Sozialdemokraten und noch weniger auf die Kommunisten als Unterstützung rechnen kann, glaubt man in den Wandelgängen der Kammer, daß sich die drei großen Parteien der Volksfront, nämlich die Radikalsozialen, die Sozialdemokraten und die Kommunisten, in ihrer Mehrheit für die Neubildung einer Regierung unter radikalsozialer Führung mit Ausnahme von Bonnet ausgesprochen haben. Nachdem Kammerpräsident Herriot eine endgültige Absage erteilt hat, die Neubildung der Regierung zu übernehmen, hält man Sarraut und Daladier für die aussichtsreichsten Kandidaten.

Bonnet verlangte eine Frist.

(!) **Paris**, 14. Januar.

Im Laufe des späten Nachmittags und Abends wurden die radikalsozialen Politiker Daladier, Sarraut und Bonnet vom Präsidenten der Republik empfangen. Daladier, der bisherige Kriegsminister, teilte den Journalisten hinterher mit, er habe dem Präsidenten mitgeteilt, daß die Wichtigkeit der Aufgaben, die er im Kriegsministerium übernommen habe, ihn daran hinderten, die Führung eines neuen Kabinetts zu übernehmen. Sarraut erklärte, er habe dem Staatspräsidenten im Hinblick auf die bevorstehende Regierungsbildung mehrere Namen genannt. Der bisherige Finanzminister George Bonnet äußerte sich, er habe die ihm angetragene Bildung der neuen Regierung nicht abgelehnt, sondern eine Frist verlangt, während der er sich mit seinen politischen Freunden besprechen werde. Er werde dem Präsidenten der Republik am Sonnabendvormittag seine Entscheidung mitteilen.

Das Brot in Paris immer teurer.

DNB **Paris**, 14. Januar.

Wie der „Paris midi" meldet, wird der Preis für ein Kilogramm Brot am 17. Januar wiederum erhöht. Er beträgt jetzt 2,70 Franken. Seit dem 11. Januar war der Preis für einen Zentner Mehl im Seine-Departement auf 267 Franken erhöht worden.

Außenminister Beck beim Führer.

DNB **Berlin**, 14. Januar.

Der Führer und Reichskanzler empfing heute den auf der Durchreise in Berlin anwesenden polnischen Außenminister Beck, der vom polnischen Botschafter in Berlin, Lipski, begleitet war, zu einer längeren Unterhaltung, an der auch Reichsminister des Auswärtigen Freiherr von Neurath teilnahm.

Heute Anmeldeschluß zum Reichsberufswettkampf.

DNB **Berlin**, 14. Januar.

Die Anmeldefrist zum Reichsberufswettkampf aller schaffenden Deutschen läuft am Sonnabend, dem 15. Januar, ab. In den Gauen werden die letzten Anmeldungen erfaßt. Berufs- und Materiallisten sind aufgestellt. Mit der Versendung der Aufgaben bis in die kleinsten Wettkampforte ist begonnen worden. Noch vor Mitte Februar werden die ersten Entscheidungen bei den Ortswettkämpfen fallen.

Wieder einmal wird sich zeigen, in welchen Berufen sich ein leistungsfähiger Nachwuchs befindet, welche Wirtschaftszweige über einen zuverlässigen Facharbeiterstamm verfügen und welche berufserzieherischen Einrichtungen sich bewährt oder nicht bewährt haben.

Die Jahresabschlüsse der Sozialversicherung.

Die Entwicklung der Jahre 1936/37. – Interessante Feststellungen.

Wer bekommt Invalidenrente?

✓ **Berlin**, 14. Januar.

Das Reichsversicherungsamt hat soeben den finanziellen Jahresbericht „Die deutsche Sozialversicherung 1936 mit einem Blick auf das Jahr 1937" veröffentlicht. Dieser Jahresbericht bringt eine eingehende Darstellung der geldlichen Lage sämtlicher Zweige der Sozialversicherung und enthält Zahlenangaben über alles Wissenswerte.

Für die Gesamtheit aller Zweige der Sozialversicherung mit Ausnahme der Arbeitslosenversicherung beliefen sich die Beitragseinnahmen im Jahre 1936 auf 3,25 Milliarden Reichsmark; einschließlich der Vermögenserträgnisse und der sonstigen Einnahmen ergab sich eine Gesamteinnahme von 3,86 Milliarden Reichsmark. Die Gesamtausgaben betrugen 3,09 Milliarden Reichsmark; davon entfielen 2,73 Milliarden Reichsmark auf die Pflicht- und freiwilligen Leistungen, das sind 89 v. H. aller Ausgaben oder 84 v. H. der Beitragseinnahmen. Für die Verwaltung wurden 7,5 v. H. der Beiträge verwendet.

Das Vermögen der Versicherungsträger stand Ende 1936 mit 6,5 Milliarden Reichsmark zu Buch. Nicht ganz die Hälfte entfiel auf die Angestelltenversicherung, mehr als ein Viertel auf die Invalidenversicherung und nicht ganz ein Achtel auf die Krankenversicherung. Das Vermögen entfällt also hauptsächlich auf die Rentenversicherung; hier dient es der versicherungsmäßigen Deckung der künftigen Leistungen an die Versicherten. Es ist außer in Hypotheken und Pfandbriefen vor allem in Reichspapieren, außerdem aber auch in Anleihen an Länder und Gemeinden, zu einem nicht unbedeutenden Teil auch in Grundstücken und beweglicher Einrichtung (Heilstätten usw.) angelegt. Es leuchtet ein, daß die letztgenannten Teile kein flüssig zu machendes Vermögen darstellen.

In der Unfallversicherung wird für 1937 mit rund 360 Millionen Reichsmark Ausgaben, d. h. nicht ganz 3 v. H. mehr als 1936, gerechnet. Mit der Zunahme des Beschäftigungsgrades steigt die Zahl der Unfälle und damit auch die Höhe der Entschädigungen.

In der Invalidenversicherung sind etwa 1150 Millionen Reichsmark an Beiträgen eingegangen. Im ganzen Jahre 1937 waren die Beitragseinnahmen der einzelnen Monate (mit Ausnahme von geringfügigen saisonmäßigen Schwankungen) ständig im Steigen begriffen. Die gesamten Einnahmen, einschließlich 438 Millionen Reichsmark Zahlungen des Reichs für Grundbetrag und Reichsbetrag sowie Fürsorgeleistungen für die abgetretenen Gebiete, betrugen etwa 1695 Millionen Reichsmark, die Ausgaben etwa 1281 Millionen Reichsmark (darunter 1216 Millionen Reichsmark für Pflicht- und freiwillige Leistungen).

In der Angestelltenversicherung erreichen die Einnahmen 669 Millionen Reichsmark (davon 450 Millionen Reichsmark Beiträge), die Ausgaben 312 Millionen Reichsmark.

In der knappschaftlichen Pensionsversicherung ist, obwohl sich die Lage besserte, ein Fehlbetrag von 43 Millionen Reichsmark zu erwarten, der vom Reich gedeckt wird.

In der Krankenversicherung dürften die Einnahmen und Ausgaben je 1,4 Milliarden Reichsmark betragen und damit um ungefähr 75 Millionen Reichsmark über den Beträgen des Vorjahres liegen.

Der Bericht enthält verschiedene, auch weitere Kreise interessierende Sonderuntersuchungen. Es läßt sich daraus ersehen, daß bei den neu festgesetzten Invalidenrenten die Zahl der Krankheitsinvaliden mit 61 v. H., die der Altersinvaliden mit 39 v. H. bei weitem übersteigt. Eine Betrachtung, welche die zugehenden Renten nach ihrem Alter gliedert, zeigt, daß auf 100 zugehende Renten 44 Renten solchen Invaliden gewährt wurden, die bei Bewilligung der Rente 65 und mehr Jahre alt waren. Die Einteilung in Krankheits- und Altersinvalide deckt sich nicht vollkommen mit der Unterscheidung von Rentnern mit einem Zugangsalter unter 65 Jahren und Rentnern mit einem Zugangsalter von 65 Jahren und mehr. Seitdem für die Invalidenrente wegen Vollendung des 65. Lebensjahres die besondere Wartezeit von 750 Wochen eingeführt ist, kommt es nicht selten vor, daß ein über 65 Jahre alter Versicherter erst, wenn er Krankheitsinvalide wird, in den Genuß der Rente kommt. Interessant ist auch, daß 81 v. H. der im Alter von 65 Jahren eine Rente erhaltenden Männer verheiratet sind, 13 v. H. verwitwet und 4 v. H. ledig, während bei den Frauen desselben Zugangsalters aber nur die Hälfte verheiratet, dagegen 28 v. H. verwitwet und 19 v. H. ledig sind. 18 Millionen Deutsche sind zur Zeit in der Invalidenversicherung versichert. 2½ Millionen Männer und Frauen erhalten Invalidenrente, 640 000 Witwen und 290 000 Waisen Hinterbliebenenrenten. Auf etwa fünf Versicherte kommt eine Rente.

Eine Invalidenrente läuft im Durchschnitt neun bis zehn Jahre. Die weiblichen Invaliden stehen durchschnittlich zwei Jahre länger im Genuß ihrer Rente als die männlichen Invaliden, die weiblichen Rentenempfänger erhalten ihre Rente um diese zwei Jahre früher. Es gibt auch eine nicht geringe Anzahl von Rentenempfängern, die ihre Renten über 30 Jahre beziehen. Etwa 80 000 Männer in Deutschland im Lebensalter über 80 und etwas über 100 000 über 30jährige deutsche Frauen beziehen Rente aus der Invalidenversicherung, die Frauen teils in Form der eigenen Invalidenrente, teils in der Form der Witwenrente. Am 1. Januar 1937 wurden 30 Invalidenrenten an Empfänger gezahlt, die über 100 Jahre alt waren. Davon waren 16 Männer und 14 Frauen. Außerdem wurden eine Altersrente und zwei Witwenrenten an so Betagte gewährt. Es zeigte sich, daß für diese Renten im Durchschnitt noch nicht ganz 100 Reichsmark oder 50 Reichsmark (für den Arbeitnehmeranteil) Beiträge geleistet wurden, während an Rente im Durchschnitt von diesen alten Empfängern in der Vorinflationszeit 2500 Mark und in der Nachinflationszeit bisher 3000 Reichsmark empfangen wurden.

Der Wertpapierbestand der Invalidenversicherung hat einen Nennwert von 1152 Millionen Reichsmark und einen Ankaufspreis oder Buchwert von 1100 Millionen Reichsmark. Drei Viertel davon sind öffentliche Anleihen, der Rest hauptsächlich Pfandbriefe und Kommunalobligationen. Die Darlehen belaufen sich auf 612 Millionen Reichsmark, davon stellen 402 Millionen Reichsmark Hypotheken dar. Mehr als die Hälfte aller Hypotheken ruht auf Grundstücken mit Kleinwohnungen.

Ein Schlag Roosevelts gegen die amerikanische Hochfinanz.

Vernichtende Kritik am volksschädlichen Treiben wirtschaftlicher Monopolorganisationen.

Auflösung der Holding-Gesellschaften.

§ **Washington**, 14. Januar

In der Pressekonferenz am Freitag platzte wie eine Bombe die kategorische Erklärung Roosevelts, daß sämtliche Holding-Gesellschaften in allen Geschäftszweigen abgeschafft werden müßten, weil sie eine ungesunde, spekulative und preistreibende Wirtschaftspolitik verfolgten und wie schwere Ketten den Volkskörper belasteten.

Roosevelt führte als Beispiele die Kontrollgewalt der Elektrizitätsgesellschaften und der Großbanken an, deren Organisationen über das ganze Land reichten, und die zahllose kleinere Betriebe und Banken in Tausenden von Orten beherrschten.

Mit dieser Erklärung hat Roosevelt den seit langer Zeit erwarteten Schlag gegen die oligarchische Gruppe der amerikanischen Geschäftswelt geführt.

Er hatte diesen Vorstoß seit der Eröffnung der regelmäßigen Parlamentssaison schon mehrfach angedroht. Er hatte zwar in der Zwischenzeit viele Konferenzen mit hervorragenden Vertretern der Großindustrie und Hochfinanz, aber alle Unterredungen hatten anscheinend nicht zum gewünschten Ziel geführt und deshalb den heutigen Schritt veranlaßt.

Die Erklärung Roosevelts wird, wie man in Washington annimmt, voraussichtlich alles andere eher erzielen, als das Vertrauen der Geschäftswelt in die Regierung oder das Vertrauen der Bevölkerung in die Konjunkturaussichten wiederherzustellen.

Trotzdem ging Roosevelt noch um einen Schritt weiter und betonte, daß er die Errichtung städtischer Elektrizitätswerke aus Bundesmitteln unterstützen werde.

Er hob dabei hervor, daß er genau so, wie er aus den Mitteln des Notstandsfonds mit Arbeitslosen Straßen, Wasserwerke und Kanalisationen für die verschiedensten Städte und Gemeinden bauen ließ, mit Arbeitslosen auch an den Bau von Elektrizitätswerken herangehen könne. Wenn die Privatindustrie darin eine Konkurrenz erblicke, so müsse er feststellen, daß er auf Grund der Verfassung das Recht habe, alles zu tun, was für das Wohl des Volkes nützlich sei. Die Privatwirtschaft müsse sich mit diesem Wettbewerb abfinden.

Der Präsident schloß seine Ausführungen mit dem Hinweis, daß es der Privatwirtschaft allerdings überlassen bleibe, ihre Verdienste auf eine Höhe herabzusetzen, die recht und billig sei, um mit den städtischen Betrieben konkurrieren zu können. Der freie Wettbewerb sei und bleibe ein Grundsatz der amerikanischen Verfassung.

Das Ruhrgebiet unter fremdem Joch.

II.

„Sie werden auf Granit beißen."

Am 18. Januar 1923 ließ der Oberpräsident der Provinz Westfalen an die Regierungspräsidenten und andere Stellen, darunter die Kanalbaudirektion in Essen, eine Verfügung, in der es hieß: „In dem Verhalten der Beamten muß stets, mindestens stillschweigend, zum Ausdruck kommen, daß auf Seiten der Eindringlinge zwar die Macht und die Gewalt, auf deutscher Seite jedoch das Recht und das gute Gewissen stehen. Nur solche Befehle, die unmittelbar erzwungen werden können, sind, zwar unter jedesmaligem Protest, auszuführen ... Unter keinen Umständen jedoch sind Befehle auszuführen, die gegen deutsche Gesetze, Verordnungen oder behördliche Vorschriften verstoßen."

Der erste Zugriff der Franzosen galt, neben einzelnen Kohlenzügen, der Kohlensteuer. Die am 18. Januar durch General Degoutte ausgesprochene Beschlagnahme der Steuer blieb ergebnislos, weil am Tage zuvor die Reichsregierung die Zechen angewiesen hatte, die Beträge für Kohlensteuer durch Verrechnungsschecks auf private Banken im unbesetzten Gebiet zu begleichen. Die persönliche Haftbarmachung der Leiter von Reichsbanknebenstellen im besetzten Gebiet war fruchtlos, weil die Reichsbank als Zahlstelle für Kohlensteuer ausdrücklich ausgenommen worden war.

Der Verhaftung von leitenden Persönlichkeiten der Staatlichen Bergwerksdirektion in Recklinghausen und Buer ließen nunmehr die Franzosen weitere schwere Zwangsmaßnahmen folgen. Am 18. Januar überbrachte ein französischer Major dem Oberbürgermeister Dr. Lembke in Mülheim-Ruhr einen von dem General Fournier ausgestellten Vorladungsbefehl für Fritz Thyssen, wonach dieser noch am gleichen Tage, abends 9 Uhr, im Rathaus zu Bredeney erscheinen sollte. Thyssen teilte fernmündlich nach Bredeney mit, daß er es ablehnen müsse, einem derartigen, insbesondere so kurzfristigen Befehle Folge zu leisten. Daraufhin wurde er, Generaldirektor Kesten, Bergassessor Runge und Generaldirektor Wüstenhöfer vor den Generalstab des Brückenkopfes Düsseldorf geladen, wo man ihnen mitteilte, daß sie bei weiterer Verweigerung von Kohlenlieferungen vor Gericht gestellt werden würden. Auf Befragen erklärten sie, daß sie bei ihrem Standpunkt beharren müßten. Das führte dann zu dem großen Schlag gegen die Führer des Bergbaus.

Die Verhaftung der Industrieführer.

Auf den 20. Januar, vormittags 10,30 Uhr, wurden außer Thyssen, Kesten und Wüstenhöfer die Generaldirektoren Tengelmann und Spindler sowie Bergassessor Olfe zur kriegsgerichtlichen Vernehmung nach Bredeney geladen. Sie besprachen sich am Abend vorher im Hause der Essener Steinkohlenbergwerke A.-G., wobei sie sich alle einig waren, daß der Vorladung, trotz der drohenden Verhaftung, Folge zu leisten sei. Ohne daß General Fournier überhaupt am nächsten Tage in eine sachliche Verhandlung einzutreten für nötig befand, wurden die sämtlichen Herren festgenommen und unter großem militärischen Aufgebot nach Düsseldorf gebracht. Sie durften sich zuvor weder mit Wäsche oder sonstigen Gegenständen versehen, noch selbst ihren Familien Nachricht geben. Einen Kraftfahrer, der seinen Direktor zu sprechen versuchte, stieß ein französischer Major unter Bedrohung mit dem Revolver heftig zurück. Von Düsseldorf, wo Geheimrat Raiffaisen und Landesfinanzamtspräsident Schlutius den Verhafteten zugesellt wurden, ging die Reise nach Mainz.

In Benrath, von wo ein D-Zug benutzt werden sollte, zeigte sich zum erstenmal, daß die Franzosen, wenn sie das Gefühl der Schicksalsverbundenheit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in den deutschen Betrieben stärken wollten, nichts Besseres hätten tun können, als was sie durch Verhaftung der Industrieführer getan hatten. Am Benrather Bahnhof sammelten sich binnen kurzem Hunderte von Menschen, vor allem Arbeiter, die deutlich ihre Empörung über die Franzosen Ausdruck gaben. Auch in Köln kam es zu antifranzösischen Kundgebungen, so daß man es für angezeigt hielt, den D-Zug in Mainz auf einem entlegenen Güterbahnhof auslaufen zu lassen. Die Unterbringung der Verhafteten im Mainzer Untersuchungsgefängnis war in jeder Hinsicht unwürdig.

In der Arbeiterschaft des Ruhrgebiets wirkte sich die Vergewaltigung der Wirtschaftsführer ganz anders aus, als die Franzosen, auf die sozialen Klassengegensätze vertrauend, gehofft hatten. Die Empörung nahm derartige Formen an, daß die bis dahin marxistisch beherrschten Betriebsräte sich ohne Zögern in den Strom des Widerstandes einfügten.

Die in hochgradige Erregung geratenen Gefolgschaften der staatlichen Zechen drohten, die Arbeit niederzulegen, wobei sie sich vollständig einig waren in der Forderung auf Freilassung der festgenommenen hohen Beamten. Schon am Nachmittag des 18. Januar, nach Verhaftung des Geheimrats Raiffeisen, erhoben die Gesamtbetriebsräte in Recklinghausen feierlich Einspruch und beschlossen einen kurzen Proteststreik auf den staatlichen Gruben. Der Betriebsrat der Thyssenschen Bergwerke übergab den Franzosen ein Protestschreiben, in dem es hieß: „Kein deutscher Mann kann und wird gegen die Anordnungen seiner maßgebenden Regierung verstoßen, wenn er sich nicht in den Augen seiner Mitmenschen verächtlich machen will. Wie Herr Fritz Thyssen, so sind wir alle bereit, eher Trübsal und Beschwerden aller Art über uns ergehen zu lassen, als gegen die Anordnung unserer Regierung zu handeln." Selbst die polnisch sprechenden Arbeiter und Beamten der Thyssenwerke Hamborn sandten dem französischen Generalquartier in Düsseldorf ein Protestschreiben, in dem auch sie feierlich versicherten, daß sie eher Bedrängnis und Beschwerden aller Art dulden würden, als den Anordnungen der deutschen Regierung entgegenzuhandeln.

Auf einen Protest der Reichsregierung vom 21. Januar antwortete die Poincarésche Regierung am nächsten Tage zynisch, sie sei entschlossen, diesem Protest in einer Weise Rechnung zu tragen. Sie behalte sich vor, alle anderen Sanktionen anzuwenden, die die Haltung der deutschen Regierung der deutschen Beamten oder der deutschen Staatsangehörigen notwendig machen sollte."

Geschlossene deutsche Front im Ruhrgebiet.

Im Ruhrgebiet sahen sich die Franzosen jetzt einer geschlossenen Front von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gegenüber. In einem Protest der Zechenleiter wurde mit echt westfälischer Deutlichkeit gesagt, daß die Weigerung der Verhafteten lediglich in Erfüllung des kategorischen Imperativs der Pflicht gegenüber Deutschland und seinen Gesetzen erfolgt sei. „Wenn die Besatzungsbehörden glauben, uns durch Einschüchterung gefügig machen zu können, so werden sie auf Granit beißen." Auf Arbeiterseite sah es nicht anders aus. Am 22. Januar empfing Semayre, Generalstabschef der französischen Rheinarmee, die Betriebsräte einer großen Reihe von Werken, sowie die Vertreter zahlreicher Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenorganisationen. Sie erhoben schriftlich „im Namen von 600 000 Arbeitern und Angestellten des Bergbaus und Hunderttausenden von Arbeitern der Hüttenbetriebe von Rheinland und Westfalen, sowie von Abertausenden von Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten sowie Privatbeamten und Angestellten einmütigen, flammenden Einspruch gegen den Versuch, deutsche Staatsbürger lediglich wegen pflichtgemäßer Beachtung deutscher Reichsgesetze, mitten im Frieden vor ein Kriegsgericht zu stellen. Sollte dieser unser feierlicher Einspruch ebenfalls unberücksichtigt bleiben, so sehen wir uns als Sprecher der gesamten werktätigen Kopf- und Handarbeiter des wichtigsten Wirtschaftszentrums des europäischen Kontinents genötigt, alle Folgen der französischen Regierung aufzuerlegen, die aus einer kriegsgerichtliche Verurteilung der verhafteten deutschen Staatsbürger im Ruhrgebiet entstehen werden." Diese Kundgebung blieb nun doch nicht ohne Eindruck auf die kaltschnäuzigen französischen Generale in Düsseldorf. Die Abordnung erzielt ein Empfehlungsschreiben an den Präsidenten des Kriegsgerichts in Mainz, in dem diesem nahegelegt wurde, die Arbeitervertreter mit den verhafteten Bergwerksdirektoren sprechen zu lassen. (Die Erlaubnis wurde nicht erteilt.) Die Arbeitervertretung wies den General Semayre auf die schlechte Behandlung der Verhafteten hin. Welch' ein Weg von den blutigen Kämpfen des Jahres 1920 im Ruhrgebiet bis zu diesem Tage, da deutsche Arbeiter sich schützend vor ihre Betriebsführer stellten.

Am 24. Januar sandten sämtliche Betriebsräte des Thyssenbergbaues eine Drahtung an den in Mainz weilenden Dr. Späing von den Thyssenbetrieben, worin sie nicht nur das Gelöbnis der Treue zu Regierung und Werk feierlich bekräftigten, sondern auch erklärten, „daß die Arbeit im Bergbau ruht in dem Augenblick, wo fremde Gewalt in den Betrieb eingreift und die Hand an die Förderungen legt."

Am Vormittag des gleichen Tages wurden die verhafteten Führer des privaten Ruhrbergbaus wie Schwerverbrecher unter großem Aufgebot von französischen Gendarmen im Gänsemarsch, abwechselnd immer ein Gendarm und ein Angeklagter, durch das Gerichtsgefängnis und die Korridore des Mainzer Landgerichts zum Schwurgerichtssaal geführt.

Die Gerichtsverhandlung, die dann folgte, hat sicherlich mehr für Wiederaufrichtung des nationalen Bewußtseins in Deutschland gewirkt, als bis dahin irgendein Ereignis seit den schmachvollen Novembertagen des Jahres 1918. Ihr und den weiteren Vorgängen im Januar 1923 soll ein weiterer Aufsatz gewidmet sein.

Bc.

Rosenbergs Dank.

DNB **Berlin**, 14. Januar.

Reichsleiter Alfred Rosenberg dankt für die große Zahl der ihm zu seinem 45. Geburtstag übermittelten Glückwünsche durch folgende Veröffentlichung in der nationalsozialistischen Parteikorrespondenz:

Für die mir so zahlreich zugegangenen Glückwünsche zu meinem Geburtstag und die Bekundung innerer Verbundenheit aus allen Teilen des Reiches spreche ich auf diesem Wege allen Kameraden, Volksgenossen und Volksgenossinnen meinen herzlichen Dank aus.

Rotkreuzschwester – schönste Erfüllung eines Frauenberufes.

DNB **Berlin**, 14. Januar.

Bei einer Arbeitstagung der Rotkreuz-Oberinnen in Berlin wurden die wesentlichen Richtlinien der Neuordnung des Deutschen Roten Kreuzes für die Schwesternschaft besprochen. Der Chef des Amtes für Schwesternschaften im Präsidium des DRK., Professor Stahl, der gemeinsam mit der Generaloberin von Oertzen die Tagung leitete, konnte am Nachmittag des ersten Tages die Reichsfrauenführerin Frau Gertrud Scholtz-Klink begrüßen.

Die Reichsfrauenführerin gab den Oberinnen einen Ueberblick über den Aufbau des deutschen Frauenwerks und zeichnete die zukünftige Linie ihrer Arbeit. Die freiwillige Mitarbeit und Einsatzbereitschaft der Oberinnen und Schwestern vom Deutschen Roten Kreuz für dieses große Gemeinschaftswerk aller deutschen Frauen sei notwendig.

Ueber Einsatz und Bedeutung der Schwesternschaft des Deutschen Roten Kreuzes sprach SS-Brigadeführer Dr. Grawitz. Er kennzeichnete die Bedeutung des Mutterhauses als Heimat für die Schwester und als Erziehungs- und Bildungsstätte in nationalsozialistischem Geist. Dann hob er die Erfordernisse sorgfältiger Ausbildung der Schwester, insbesondere in den Spezialfächern, ebenso auch die Notwendigkeit von Fortbildung und Schulung hervor.

Der Chef des Presse- und Werbeamtes im Präsidium des DRK., Scheller, bezeichnete den Schwesternberuf als wahren nationalsozialistischen Beruf, der nur aus innerer Berufung erfüllt werden könne und volle Einsatzbereitschaft verlange. Er gebe aber die schönste Erfüllung eines Frauenberufs und die Möglichkeit zur Entfaltung und Bestätigung echter Mütterlichkeit.

Ein seltenes Geburtstagsgeschenk.

DNB **Hamburg**, 14. Januar.

Aus Maracaibo (Venezuela) ist ein seltenes Geburtstagsgeschenk für Ministerpräsident Generaloberst Göring eingetroffen. Kapitän Winand, der Kommandant des Hapag-Dampfers „Alemania", der den Interkolonialdienst der Hamburg-Amerika-Linie in Mittelamerika-Westindien versieht, hat dem Reichsjägermeister eine Tigerkatze übersandt. Er handelt sich bei diesem schönen Tier um eine der in den südamerikanischen Tropen lebenden Pardelkatzen (Ozelot). Die Reise über den Ozean auf dem Motorschiff „Cordillera" der Hapag hat diese seltene Geburtstagsgabe ausgezeichnet überstanden.

Australien-Expedition von Frobenius

Forschungen in Westaustralien.

⊙ **Frankfurt a. M.**, 14. Januar.

Nachdem das Afrika-Archiv und Kulturmorphologische Institut von Geheimrat Prof. Dr. Frobenius in Frankfurt in zwölf Forschungs-Expeditionen Afrika durchforscht hat, unternimmt Geheimrat Frobenius jetzt Expeditionen in die übrigen Erdteile, um durch die dort gewonnenen Ergebnisse die Resultate aus Afrika zu bestätigen. Eine Expedition befindet sich noch auf der Insel Ceram und den Molukken und wird im April zurückerwartet.

Am 29. Januar startet nun eine Expedition zum ersten Mal nach Westaustralien, um dort einige unbekannte Stämme der Australier zu erforschen. Die Expedition besteht aus fünf Mitgliedern. Ihr Hauptinteresse gilt dem Gebiet zwischen dem Glenelg-River und dem Fitzroy-River. Hier werden sowohl ethnographische wie auch vorgeschichtliche Forschungen betrieben werden. Ein besonderes Ziel dieser auf ein Jahr Dauer berechneten Expedition ist ein altsteinzeitliches Volk in Westaustralien bei dem die vorgeschichtliche Felsbilderkunst sich bis heut erhalten hat.

Moskau hat sich verrechnet.

Sowjetrussische Aufnahmebedingungen von der Gewerkschaftsinternationale als unannehmbar bezeichnet.

DNB **Paris**, 14. Januar.

Der Vorstand der Gewerkschaftsinternationale, der in Paris zu einer Sitzung zusammentrat, hat in der Frage der sowjetrussischerseits zur Verbreiterung der Agitationsbasis mit bemerkenswerter Eile vorgenommenen Ratifizierung der Eingliederung der sowjetrussischen Gewerkschaften eine Entschließung angenommen, in der es heißt:

„Nachdem der Vorstand den Bericht der von Moskau entsandten Abordnung angehört und diskutiert hat, stellt er fest, daß der Zentralrat der sowjetrussischen Gewerkschaften statt eines ordnungsgemäßen Aufnahmegesuches eine Reihe von Bedingungen an sein Aufnahmegesuch geknüpft hat, die der Vorstand der Gewerkschaftsinternationale als unannehmbar erachtet. Er hat des weiteren beschlossen, sofort alle seine angehörigen Verbände über die Einzelheiten dieser Frage in Kenntnis zu setzen, um sie anläßlich der nächsten Sitzung des Vorstandes der Gewerkschaftsinternationale in Oslo noch einmal zu erörtern."

Und jetzt die Sowjetpresse!

GPU-Einpeitscher sorgen für „Stalin-Linie". 23 Verhaftungen.

DNB **London**, 14. Januar.

„Daily Expreß" meldet, daß die GPU 23 sowjetrussische Journalisten verhaftet habe, weil sie sich in einer sogenannten „reaktionären Organisation", der „Gruppe des freien Wortes", zusammengetan hatten. Der Leiter der GPU, Jeschow, habe eine neue „Pressepolizei" geschaffen, deren Aufgabe es sei, die Presseleute in Sowjetrußland zu überwachen und „in eine Linie mit Stalin" zu bringen.

Im Wolgagebiet seien wiederum 15 Bauern unter der Anklage des „Verrates" und „Trotzkismus" erschossen worden.

700 Tote bei der U-Bahn-Explosion in Madrid?

(!) **Paris**, 14. Januar.

Zu dem schweren Explosionsunglück, das sich am Montag in der Madrider Untergrundbahn ereignete, erfährt die „Epoque", daß nicht 100 Personen, wie gemeldet, sondern 700 Personen ums Leben gekommen sein sollen. In Madrid übe man eine außerordentlich scharfe Pressekontrolle aus, so daß sich die Nachrichten über das Unglück noch widersprechen.

Eine Symphonie der Farben.

Bühnenbildner Hamann über die künstlerische Ausgestaltung der Stadthalle zum „Fest der Presse".

Das „Fest der Presse", das am Samstag, dem 22. Januar, in der Stadthalle in Münster stattfindet, steht auch in diesem Jahre im Mittelpunkt der gesellschaftlichen Veranstaltungen der Provinzialhauptstadt. Es wird in seinem Programm wieder künstlerische Höhepunkte bieten. Dem gehaltvollen Kern wird aber auch der äußere Rahmen entsprechen. Um die Gäste wirklich „Zeit und Raum" vergessen zu lassen, wird die Stadthalle so umgestaltet, daß sie kaum noch wiederzuerkennen sein wird. Allerdings hat Herr Hamann, der Bühnenbildner unseres Stadttheaters, der Ausschmückung nicht irgend eine karnevalistische oder sonst weit hergeholte Idee zugrunde gelegt. Nach den Entwürfen, in die wir Einsicht genommen haben, können wir heute schon sagen, daß der Künstler ganz ausgezeichnete Arbeit geleistet hat. Er hat uns über die Planung, die seiner Ausschmückung zugrunde liegt, einiges verraten.

Der Künstler ist davon ausgegangen, daß die vornehme Innenarchitektur der Stadthalle als Hauptstimmungswert beibehalten werden müsse, der er aber durch die Farbengebung einen vollständig neuen festlichen Reiz geben wird. Die Vorbereitungen dazu sind in den Werkstätten des Theaters im Gange. Um den großen Saal intimer zu gestalten, wird er mit einer Gitterdecke versehen, die sich oberhalb der Laubengänge hält; von ihr hängen farbige Beleuchtungskörper herab. In der farblichen Auflockerung des Saales wird, aufbauend auf den vorhandenen grauen Tönen, mit warmem Gold und Orange gearbeitet. Die um den großen Saal herumführenden gradlinigen, etwas kahlen Gänge werden in behagliche Räume verwandelt. Durch neu hinzugefügte Beleuchtungskörper erhalten sie eine weitere Note von Stimmungsreichtum. Den oberen Lauben selbst wird durch wundervolle traubenförmige Beleuchtungskörper seltener Reiz verliehen.

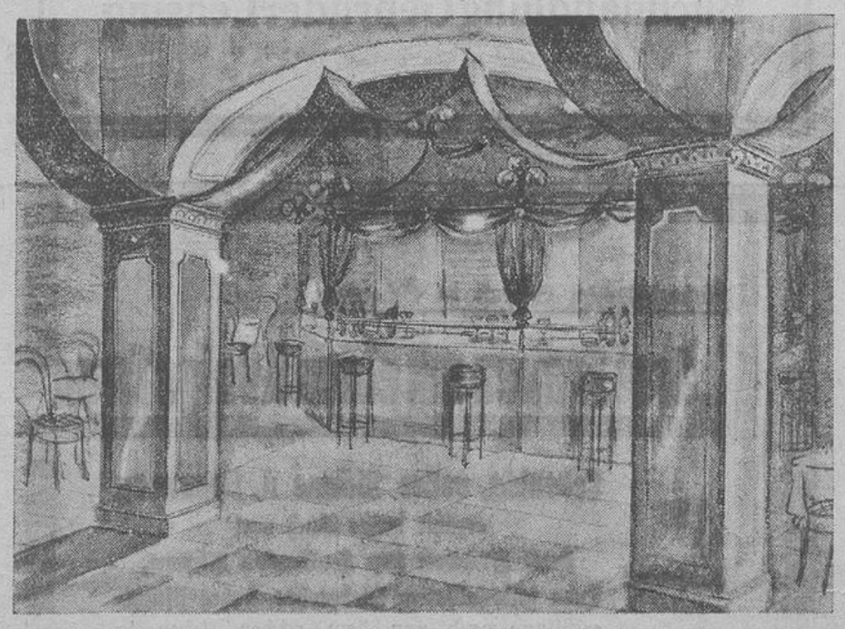
Auch das Foyer wird festlich ausgestaltet.

Unter den vorgesehenen Nebenräumen sind vor allem die vier Bars zu nennen, die eine besonders liebevolle, ebenfalls auf Farbwirkung aufbauende, elegante und moderne Ausstattung erhalten. Auch in den Bars stützt sich die Farbengebung auf die vorhandenen grauen Grundtöne. Sie verwendet in der ersten Bar Grün und Gold, in der zweiten Rot und Silber, ferner Schwarz und Zinnober, endlich Silber und zweierlei Blau. Die Beleuchtung wird sich den verschiedenen Farbwerten harmonisch anpassen, damit eine restlos einheitliche Wirkung erzielt wird.

Für den Verlauf des Festes, besonders in seinem zweiten Teil, wird es sich als einen Vorteil erweisen, daß vom Saal zur Mitte des Podiums eine breite Treppe angelegt wird, die gewissermaßen eine Schranke wegräumt und dadurch stärkeren Kontakt zwischen den Gästen und Mitwirkenden, bezw. beim Tanz zwischen Tanzenden und Orchester herstellen wird.

Schon diese wenigen Angaben — es soll aus naheliegenden Gründen nicht zuviel verraten werden — dürften zeigen, daß die Stadthalle einen vornehmen, aber doch lebendigen Charakter annehmen wird, der die Bedeutung des Festes der Presse und den Erwartungen, die es erweckt, durchaus gerecht wird. Der Umfang der Arbeit, die geleistet werden muß, um die Gäste der münsterischen und münsterländischen Presse in einem wirklich festlichen äußeren Rahmen zu empfangen, läßt sich daran erkennen, daß nach den schon jetzt im Gange befindlichen Vorbereitungen drei volle Tage an Ort und Stelle geschafft werden muß, und zwar beginnen die Arbeiten in der Stadthalle selbst noch am Mittwoch abend, unmittelbar nach dem an diesem Abend stattfindenden Konzert.

Es bereiten sich also große Dinge vor ...



Das Bild zeigt den Entwurf zur Ausgestaltung des Kronleuchtersaales.

Kleine Nachrichten.

Der englische Verkehrsminister Burgin bei Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller. Der englische Verkehrsminister Dr. Leslie Burgin, der mit seiner Gattin seit dem 10. Januar zu einem nichtamtlichen Besuch in Deutschland weilt, war Freitag mittag bei Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller zu Gast in den Räumen des Verkehrsministeriums. Das kurze Beisammensein der beiden Minister, die sich von verschiedenen internationalen Konferenzen her bereits länger persönlich kennen, nahm einen herzlichen Verlauf.

Nationalspanische Geburtstagsglückwünsche für Hermann Göring. Der Rundfunk und die Zeitungen Nationalspaniens übermittelten Reichsminister Generaloberst Hermann Göring zu seinem Geburtstag herzliche Wünsche. Sie wiesen alle auf seine großen Leistungen während des Weltkrieges, seinen selbstlosen Einsatz während der Kampfzeit und seine Verdienste für das nationalsozialistische Deutschland hin. Besonders wurde die große Volkstümlichkeit Hermann Görings hervorgehoben und betont, daß er zu den ältesten und engsten Mitarbeitern des Führers gehört.

Nationalspaniens Wirtschaftsaufbau. Als eine weitere Maßnahme zur Ankurbelung der Wirtschaft am nationalen Spanien, sowie zur Verbesserung der Lage der südspanischen Arbeiterschaft wird in Sevilla der Bau von einigen größeren Tuchfabriken in Angriff genommen werden. Der Grundstein zu dem ersten dieser Gebäude wurde am Mittwoch durch General Queipo de Llano gelegt.

Dalli-Selbsttätig ist so gut, dass man darüber spricht!

Sonntag, den 16. Januar 1938

Saal Heisterborg, Ahaus

ab 20 Uhr

großes Tanzvergnügen

Ia Tanzkapelle

Neuzeitliche Kleiderpflege

Inhaber A. Nieweler, **Rheine**

Jetzt neu:

Mechanische Stickerei

Liefere sämtliche Arbeiten in Wäschestickerei.

Annahmestelle für **Gronau: H. Niehoff**

für **Epe: Käthe Laurenz**

Reichskriegerbund

Kriegerkameradschaft, Gronau

Zu dem am **Sonnabend, 15. Januar** abds. 8,30 Uhr bei Lilienfeld stattfindenden

Winterfest

laden wir unsere Kameraden nebst Familien herzlichst ein.

Varieté — Tanz — Verlosung

Der Kameradschaftsführer.

Das Buch für die Hausfrau!

M. Ridder, **Die Führung der feinen und bürgerlichen Küche.** Mit einem Anhang über Kranken- und Schonkost . . . . . gbd. 4.80

Theisen, **Die Führung der bürgerlichen und feinen Küche.** Mit Berücksichtigung der neuzeitlichen Ernährung und Krankenernährung gbd. 6.00

Davids-Schulze, **Das neue Kochbuch** . . . gbd. 3.50

Davidis Holle, **Praktisches Kochbuch für die einfache und feinere Küche** . . . . . gbd. 8.50

Hahn, **Illustriertes Kochbuch** . . . . . gbd. 10.50

Dr. Albert Schalle, **Die Kneippkur, die Kur der Erfolge** . . . . . gbd. 7.50

Laarmann, **Hausbuch der deutschen Mutter,** gbd. 3.80

Sieg, **Gottessegen der Kräuter einst und immerdar** . . . . . gbd. 5.50

GEBRÜDER LENSING

Mahnung.

Rückständige Kirchensteuern sind binnen 8 Tagen zu entrichten, andernfalls erfolgt Einziehung im Verwaltungszwangsverfahren.

Ahaus, den 15. Januar 1938.

Kath. Kirchenkasse, Ahaus

Mehrere

Bauplätze

in Gronau an der August-Hahn-Straße **zu verkaufen.**

Zu erfragen Geschäftsstelle Ad.-Hitler-Straße 36, Tel. 260

Oeffentliche Steuermahnung.

Die am 15. ds. Mts. fälligen Steuern und Abgaben sowie die Getränkesteuer für den Mon. Dez. 1937 sind nunmehr innerhalb 3 Tagen an die unterz. Kasse einzuzahlen, andernfalls die kostenpfl. Beitreibung erfolgt. Auch für Steuern, die nach dem Fälligkeitstage entrichtet werden, wird ein Säumniszuschlages von 2 v. H. erhoben. **Gronau,** 15. Jan. 1938

Die Stadtkasse Gronau als Vollstreckungsbehörde



Wenn man noch so tüchtig ist, -- man vertippt sich immer mal! Tippfehler wirken in Briefen hässlich. Drum bessere ich die Tippfehler - (die bei mir eigentlich selten vorkommen) -- immer ganz fein aus.

Wissen Sie, was aber ganz unschön wirkt?

Ein Briefbogen aus schlechtem Papier mit unsauberem Firmen-Aufdruck! Ja, bei solch mangelhaften Geschäftsbogen kann man doch nie auf einen guten Betrieb schliessen. Das geben Sie doch auch zu.

Drum sage ich (und auch stets mein Chef) "Es werden grundsätzlich nur die tadellosen Geschäftspapiere verwendet, die uns immer gut und preiswert die

Firma Gebrüder Lensing

Ahaus und Gronau

liefert!"

Für jeden Beruf die richtige Kleidung!

Herrenhose, gestreift, aus gutem Zwirn 3,95 **2,75**

Herren-Manchesterhose in braun, oliv od. schwarz 8,90 **6,75**

Herren-Golfhose, gute, tragfähige Qualität 4,75 **3,95**

Conditor-Hose aus kräftiger Qualität 6,75 **4,45**

Blaue Arbeitsjacke oder Hose aus gutem Haustuch 2,45 **1,95**

Blaue Arbeitsjacke oder Hose, schwere Fischgrät- od. Cöperqualität 3,95 **2,95**

Blaue Arbeitsjacke oder Hose, die bekannte B.P. Silber-Qualität 4,95 **4,75**

Regattajacke in versch. Streifenmustern 2,75 **2,45**

Conditorjacke, bes. kräft. Cöperware 5,90 **4,95**

Metzgerjacke, zweireihig, hochgeschlossen 6,45 **4,95**

Lagermantel aus Cöper oder Nanking 4,45 **3,95**

Friseurmantel mit blauem Kragen und Taschenbesatz 6,75 **5,80**

Herren-Cöperhemd, gute angerauhte Qualität 2,75 **1,95**

Herren-Barchent, in gebleicht und gestreift 100 und 110 lang 2,75 **2,35**

Besichtigen Sie mein Spezial-Berufskleidungsfenster!

Sonntags ist mein Geschäft morgens von 8 bis 10 Uhr geöffnet.

Haverkamp

Das im Kreise Ahaus bekannte Kaufhaus

Bin unter der

Telefonnummer 280

zu erreichen.

Damen- u. Herren-Friseurgeschäft

Karl Jungeblodt

Ahaus i. W.

Ecke Wüllener-Querstr.-Ecke 2

Pickel, Mitesser, Hautunreinigkeiten?

Sie verschwinden, wenn Sie

Quarzlicht-Bestrahlungen

nehmen. Sachgemäße Bestrahlung erhalten Sie im

Salon Heinz Jungeblodt

Ahaus, Markt 2

Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden!

Jeder Leser sollte sich im Bedarfsfalle auch den Anzeigenteil nutzbar machen. Ganz gleich um was es sich dabei handelt. Die Anzeige verschafft Ihnen viele Angebote wirkl. ernster Interessenten

---

Anschmiegsam



SCHLARAFFIA liegt sich nicht ein · wird nicht hart

Josef Feldwisch, Epe

Polstermöbel, Dekorationen

SCHLARAFFIA

AUFLEGE-MATRATZEN

Über eine Million im Gebrauch

Neu!

Knauers Lexikon A-Z

Neuausgabe 1938. 37 000 Stichwörter, 2600 Illustrationen, 75 bunte und einfarbige Tafeln . . . . . **2,85 RM**

Knauers Weltatlas

Neuausgabe 1938. 130 farbige und schwarze Haupt- u. Nebenkarten, Register von 29 000 Stichworten . . . . . **2,85 RM**

Zu beziehen durch die

Buchhandlung Gebrüder Lensing

Konradjoachim Schaub zu Schauburg:

„Drei Frauen um einen Königsthron"

4,50 Reichsmark

Lebendig, voller Wärme u. Spannung

erzählt dieses Buch von

drei Frauen um Hollands Thron,

ihren schicksalhaften Liebesehen, hoher Pflichterfüllung und von dem reichen Leben in Familie und Oeffentlichkeit. Fast wie ein Roman und doch das Leben selbst.

Buchhandlung Lensing

Gronau, Adolf-Hitler-Straße 36

Walhalla-Theater Gronau

Ein Großfilm nach dem andern!

Spielplan

bis einschließlich Montag

Samstag u. Montag 20.15 Uhr

Sonntag 3.15, 5.40, 8.15 Uhr

Eine temperamentv. Kriminalkomödie



Ein Ufa-Film mit
Hansi Knoteck
Hilde Körber
Viktor Staal
H. Olden
H. Brausewetter
Arib. Wäscher
Charlott Daudert

Idee und Drehbuch: Dr. Emil Burri und Walter Forster

Herstellungsgruppe: Erich von Neusser

Spielleitung: Eduard von Borsody

Vor und hinter den Kulissen einer Weltstadtbühne ersteht das packende Abenteuer eines sich über zwei Erdteile erstreckenden Betrugsmanövers, in dessen Mittelpunkt ein berühmter Revueheld steht.

Erstkl. Beiprogramm

Gesunden Schlaf

durch **Ruhe-Perlen** mit **Baldrian.** Diese wirken beruhigend, nervenstärkend und sind geruch- und geschmacklos, deshalb angenehm zu nehmen. Beutel 50 ₰, Schachtel 1 M. (rote Packg. mit d. Lokomotive)

Drogerie Schöning, Ahaus

Gronauer Karnevals-Gesellschaft 1932 in Verbindung mit K.d.F.

Oeffentl. Versammlung

für alle Karnevalsfreunde

am Montag, dem 17. Jan. 1938 abends 8.30 Uhr im Hotel zur Post.

Besucht die karnevalistisch dekorierten Räume der Gronauer

Stadtwache!

Schönes

Mutterkalb

zu verkaufen.

Ferner empfehle meinen jungen angekörten

Eber zum Decken.

Wilh. Schücking, Epe

Kottigerhook

In Gronau

2 freundl. Zimmer

mit Zubehör

zu vermieten.

Näheres zu erfragen in der Gesch. Adolf-Hitler-Str. 36

Wo drückt Ihr Schuh?

Mit der neuesten Maschine länge und weite ich Ihre Schuhe unter Garantie. — Allein für Gronau

Ludwig Robers

Schuhreparaturen und feinste Maßarbeit, Gildehauser Str. 23

Schenkt Bücher

Apollo-Theater Gronau

Tägl. 8.15 Uhr

Sonntag 3.15, 5.40, 8.15 Uhr

Wir zeigen Ihnen jetzt Woche um Woche nur Spitzenfilmwerke!

Spielplan dieser Woche:

Lida Baarova

Math. Wiemann

in



Paris, du bist die schönste Stadt der Welt!

Ein Ufa-Film mit
Hilde Körber
Paul Dahlke
Bruno Hübner
Kurt Seifert

Idee: Karl Ritter

Drehbuch: Ph. L. Mayring, Felix Lützkendorf

Musik: Theo Mackeben

Text: H. F. Beckmann

Herstellungsgruppe und **Spielleitung: Karl Ritter**

Fox-Tonende-Wochenschau

Kulturfilm

In wenigen Tagen

war ich vom Husten und starker Verschleimung restlos befreit. Düsseldorf, den 7. März 1937. Rich.-Wagner-Str. 226. Fritz Haack, Kaufmann.

Mit gutem Erfolg angewandt. Ballenstedt, 4. 2. 34. W. Beyer Kfm.

Darum nehmen auch Sie Hustabons Glycin. Fl. 1.—, 1.65. Sparfl. 3.5 Hustabons Ds. 0.75, Kräuterbonbons

Ahaus: Drog. W. Schöning
Gronau: Drog. W. ten Dam, [illegible]
Epe: Drog. Nacke [illegible]
Epe: Fach-Drogerie Willi Rod[illegible]
Schöppingen: Drog. Fr. Bunnel[illegible]

FICHTEL & SACHS MOTOR-DIENST

Ruhne

Gronau, Gildehauser Str. 10[illegible]

liefert u. repariert alles was de[illegible]

Rad- und Sachs-Motorfahrer

braucht.

In Gronau

2-3 leere Zimmer

an einzelne Person **zu vermieten.**

Zu erfragen **in d.** Geschäftsstelle Adolf-Hitler-Str. 36

Ärztedienst Gronau

Den Sonntagsdienst am [illegible] Januar versehen:

(nur im dringenden Fall)

Dr. Rost
Dr. Wesseling

Apothekendienst in Gronau

Den Nacht- u. Sonntagsdienst der kommenden Woche [illegible] sieht ab Samstagabend 7 Uhr die

Engelapotheke

Ärztedienst Epe

Den Sonntagsdienst am [illegible] Januar versieht:

(nur in dringenden Fällen)

Dr. Adams

Ärztedienst Ahaus

Den Sonntagsdienst am [illegible] Januar versieht:

(nur in dringenden Fällen)

Dr. Busen

Zeitung gutaus- — **Jahr** gutaus-

Gronauer Volkszeitung — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus — Epe-Ermeloer Volksblatt

Nr. 13 Samstag, 15. Januar 1938

Aus der Stadt Ahaus

„Der rote Panslawismus als europäischer Lenker"

Der ehemalige russische General-Leutnant und Heerführer gegen die Bolschewisten, Konstantin W. Sakharow, ist alter Soldat. Bereits mit 10 Jahren trat er in das Kadettenkorps in Orenburg ein. Seine militärische Laufbahn im alten russischen Heere führte ihn schon vor dem Kriege in den Generalstab, in dem er hohe Posten bis zum Divisionsstabchef bekleiden konnte. Die Teilnahme als Freiwilliger am russisch-japanischen Kriege brachte ihm seine erste hohe Kriegsauszeichnung ein. Während des Weltkrieges wurden ihm dann die höchsten Orden verliehen, die das zaristische Rußland zu vergeben hatte. Sofort bei Beginn der roten Revolution begann er den Widerstand gegen die Bolschewisten zu organisieren, wurde von ihnen verhaftet und konnte dem sicheren Tode nur durch eine kühne Rettungstat seiner mutigen Frau entgehen. In dem Entscheidungskampfe zwischen der Weißen Armee des Admirals Koltschak und den Roten war Sakharow Oberbefehlshaber der sibirischen Truppen. Die russische Dichterin Alja Rachmanowa schrieb damals in ihr Tagebuch:

„4. Februar 1920. Der Name Sakharow ist jetzt der letzte, der einzige, der den Bolschewisten noch Respekt einflößt . . ."

General-Leutnant Sakharow spricht zum obengenannten Thema am Freitag, den 21. ds. Mts., abends 20 Uhr im Jugendheim in Ahaus.

Karten im Vorverkauf sind zu haben im Zigarrenhaus W. Machers, Markt. Der Eintrittspreis beträgt 20 Rpfg.

Von der Freiw. Feuerwehr

Auf dem letzten Appell der Freiw. Feuerwehr Ahaus, der von Oberbrandmeister Lücke geleitet wurde, kam eine Reihe wichtiger Wehrangelegenheiten zur Sprache. Der Appell war mit einem Uniformappell verbunden. Die eigentliche Beratung wurde eingeleitet durch das Gedenken der verstorbenen Kameraden. Der Versammlungsleiter machte dann den Dienstplan für das laufende Jahr und sonstige innere Dienstangelegenheiten bekannt. Das traditionelle Winterfest der Wehr wird am 5. Februar im Jugendheim stattfinden und groß sowie nach altem Brauch karnevalistisch aufgezogen. Ein Festausschuß wird die weiteren Vorbereitungen übernehmen. Im weiteren Verlauf des Abends besprach man noch eine Anzahl anderer innerer Wehrangelegenheiten.

)(**Meisterprüfung.** Der Metzger Heinrich Hintemann aus Graes, seit 8 Jahren beschäftigt beim Metzgermeister Franz Ebbers in Ahaus, bestand vor der Prüfungskommission der Handwerkskammer in Münster seine Meisterprüfung.

⁂ **Die Deckstellen im Münsterland.** Aus dem Warendorfer Landgestüt geht am 18. Januar der erste Schub Hengste ab. Der Haupttransport ins Münsterland geht am 20. Januar auf die Reise. Die Deckperiode dauert bekanntlich bis Ende Juli. 290 Warendorfer Hengste werden in dieser Zeit für die westfälische Pferdezucht eingesetzt. Für die Maultierzucht sind zwei original-italienische Zuchthengste vorhanden, die in Füchtorf (Kreis Warendorf) und Holthausen (Preis Borken) decken werden.

19 Zuwiderhandlungen

Nachprüfung des Arbeitsbeginnes in Bäckereien, Konditoreien und Brotfabriken.

Das Gewerbeaufsichtsamt Coesfeld teilt mit:

Auf Veranlassung des Herrn Reichs- und Preußischen Arbeitsministers sind in den Monaten November und Dezember im Bezirk des Gewerbeaufsichtsamtes Coesfeld durch die zuständigen Gewerbeaufsichtsbeamten unter Hinzuziehung der Polizeibeamten an bestimmten Tagen die Bäckereien, Konditoreien und Brotfabriken hinsichtlich des Arbeitsbeginnes und des Austragens der Backwaren überprüft worden. Im Bezirk des Gewerbeaufsichtsamtes Coesfeld sind 470 Bäckereien kontrolliert und dabei in 19 Fällen Zuwiderhandlungen gegen die gesetzlichen Bestimmungen festgestellt worden.

Bei der Gelegenheit wird nochmals darauf hingewiesen, daß das Bäckerei-Arbeitszeitgesetz ein soziales Schutzgesetz ist zur Sicherstellung der unbedingt notwendigen Nachtruhe für die im Bäckergewerbe tätigen Volksgenossen. Durch Vorverlegung des Arbeitsbeginnes auf 4 Uhr ist der Herr Reichs- und Preußische Arbeitsminister dem Wunsche des Gewerbes bis zur Grenze des Möglichen entgegen gekommen. Eine weitere Vorverlegung ist nicht zu erwarten und auch unter keinen Umständen im Interesse des Arbeitsschutzes zu vertreten. Wer trotzdem den gesetzlichen Bestimmungen zuwiderhandelt, verstößt gegen eines der wichtigsten sozialen Schutzgesetze und muß mit rücksichtsloser und empfindlicher Bestrafung rechnen.

Concordia-Lichtspiele Ahaus

„Der Mann von dem man spricht."

Lachen, lachen und wieder lachen erfüllt das Theater bei diesem Lustspiel. In eine kleine, bescheidene Handlung hat der Autor unzählbare Gags eingestreut, und der Regisseur hat diese Gags mit Tempo und Schwung und viel Humor in Szene gesetzt.

In Heinz Rühmann, Theo Lingen und Hans Moser standen dem Autor und Regisseur drei tollkühne Komiker zur Verfügung, die nicht nur alle verlangten Zwischenfälle und Tricks sauber ausführen, sondern die darüber hinaus noch mit eigenen Einfällen das fröhliche Treiben unterstützen. Rühmann will und muß Artist werden; denn Bianka, die Königin der Luft — von Gusti Huber reizend und mit echt wienerischem Schwarm dargestellt —, heiratet nur einen vom Bau. Also sagt der Zoologiestudent der strengen Wissenschaft Adieu und übt sich auf dem Drahtseil. Ueberflüssig zu sagen, daß dabei alles drüber und drunter geht, Lingen hat hierbei eine Bombenrolle. Auch als Akrobat, Jongleur oder Hundedresseur hat er kein Glück. Schließlich kauft er Tanzflöhe und nennt sich kühn „Dompteur blutgierigster Bestien". Und dann kommt der Knalleffekt: Rühmann als Löwenbändiger.

Rühmann zieht alle Register! Ob er fürs Examen paukt, ob er sich zum Artisten ausbildet, oder ob er am Bartisch seinen großen Schmerz austobt, immer gibt er Anlaß zu zwergfellerschütterndem Lachen. Theo Lingen als sein „so schrecklich begabter" Diener tut noch ein übriges, die Lachmuskeln der Filmbesucher in Bewegung zu halten. Und dann Hans Moser. Man muß ihn gesehen haben! In den übrigen Rollen sieht man noch Heinz Salfner und Gerhard Bienert in bester Verfassung.

Ein Film, der in unbekümmerter Weise das Zwergfell attackiert, und in diesem Punkte auch erschütternde Wirkungen erzielt.



Wer sind diese beiden komischen Herren?
Heinz Rühmann und **Theo Lingen** als Bänkelsänger in dem neuen Projektograph-Lustspiel **„Der Mann, von dem man spricht".**
Aufnahme: Siegel Monopolfilm

Wichtige Anordnung über Stubenvogelhaltung

Bekanntlich genießen die einheimischen nichtjagdbaren wildlebenden Vogelarten einen besonderen Schutz. Die auf Grund des Reichsjagdgesetzes zu jagdbaren Tieren erklärten Vögel (Auer- und Birkwild, Rackelwild, Haselwild, Steinhühner, Wildtruthühner, Rebhühner, Wachteln, Fasanen, Schnepfen, Trappen, Brachvögel, Wachtelkönige, Tag- und Nachtraubvögel, wilde Schwäne, wilde Gänse, wilde Enten und alle anderen Sumpf- und Wasservögel) sowie Krähen, Eichelhäher, Elstern und die Sperlingsarten sind dagegen nicht geschützt.

Nach § 17 der Naturschutzverordnung vom 18. März 1936 — RGBl. S. 181 — können mit besonderer Erlaubnis von bestimmten Personen für Zwecke der Stubenvogelhaltung folgende Arten von Vögeln während einer bestimmten Jahreszeit gefangen und allgemein ohne weitere Erlaubnis von Sammelstellen erworben werden:

a) **Körnerfresser:**
Kirschkernbeißer, Grünling, (Grünfink, Grünhänfling), Stieglitz, Distelfink, Zeisig (Erlenzeisig), Bluthänflinge, Birkenzeisig, Leinfink, Tschätscher, Dompfaff, Gimpel, Kreuzschnabel, Buchfink, Bergfink und verschiedene Ammerarten.

b) **Weichfresser:**
Grasmücken (mit Ausnahme der Sperbergrasmücke und der Zaungrasmücke), Klappergrasmücke, Müllerchen, Gartenspötter, Rotkehlchen, Seidenschwanz, Rotrückiger Würger, Neuntöter, Dorndreher, Baumpieper, Haubenlerche, Heidelerche, Baumlerche, Star Gartenrotschwanz.

Für das Halten von geschützten Vögeln anderer als der genannten Vogelarten ist eine besondere Erlaubnis erforderlich. Die Erlaubnis wird mit Ermächtigung des Herrn Reichsforstmeisters und Preuß. Landesforstmeisters bis zum 15. April 1938 von der höheren Naturschutzbehörde (Regierungspräsident in Münster) erteilt. Alle Personen, in deren Privatbesitz sich geschützte Vögel befinden, werden daher aufgefordert, die für das Halten der Vögel erforderliche Haltegenehmigung sofort einzuholen. Die Anträge sind bei der unteren Naturschutzbehörde (Landrat bezw. Oberbürgermeister) einzureichen. Die Vögel müssen vorher beringt worden sein. Wer ohne im Besitz der erforderlichen Genehmigung geschützte Vögel hält, macht sich strafbar und wird mit Haft und mit Geldstrafe bis zu 150,— RM. oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Nienborg

Maul- und Klauenseuche.

Nachdem die Maul- und Klauenseuche im hiesigen Bezirk stark abgeflaut war, trat dieselbe erneut in der Bauerschaft Wext unter dem Viehbestand des Bauern Haget auf. Im Anschluß hieran bringen wir nochmals in Erinnerung, daß die kranken und verdächtigen Tiere von Orten, an denen die Gefahr der Ansteckung fremder Tiere besteht, fern zu halten sind. Aus verseuchten oder verdächtigen Gehöften sollen vor polizeilichem Einschreiten weder Klauenvieh fortgeschafft noch Milch ohne vorherige Abkochung oder sonstige ausreichende Erhitzung abgegeben werden. Besonders gefährlich ist das Betreten der Ställe oder sonstigen Standorte durch fremde Personen.

Dreden

An alle Dredener Haushaltungen!

Nach vierteljährigem Kampfe gegen Hunger und Kälte wird das deutsche Volk auch im neuen Jahr an Opfergeist nicht zurückstehen. — Noch ist die Not nicht bezwungen. — Daher soll die kommende erste Pfund- und Fettsammlung im neuen Jahr abermals ein starker Appell an alle Haushaltungen sein, sich der Not unserer bedürftigen Volksgenossen zu erinnern.

Unsere besondere Bitte aber gilt jenen Volksgenossen, die in der glücklichen Lage sind, den Bedarf an Fleisch und Fett durch eigene Hausschlachtung zu decken. Gebt bitte von jedem geschlachteten Tier eine einmalige Spende von Speck und Fett. — Keiner darf sich dem Ruf zum Opfern entziehen.

Am kommenden Montag, dem 17. Januar, nachmittags ab 2 Uhr werden die Helferinnen des WHW. in jeder Haushaltung vorsprechen, um die überbrachten Pfundtüten abzuholen.

Legt die Spenden bereit und gebt gern, es ist für Euere deutschen Brüder und Schwestern, die noch in Not sind.

Erst ging es zu langsam — dann viel zu schnell.

Am Donnerstag war auf der Bahnhofstraße mal wieder was los. Ein Pferdefuhrwerk kam von der Bahn und wollte in die Stadt. Dem Kutscher lief das Tier offenbar zu langsam und er trieb es an, was wohl etwas zu scharf gewesen sein wird. Plötzlich ging jedenfalls das Tier durch und rannte mitsamt seinem Wagen in der Kurve am Kreuzbaum gegen einen Zaun. Bei dem Anprall kam das Pferd zu Fall und zog sich eine nicht unerhebliche Knieverletzung zu. Das Vordergestell des Wagens brach ab, der Kutscher flog vom Wagen und bekam von einem heruntergepurzelten leeren Faß einen unsanften Schlag, der jedoch keine ernsten Folgen hatte.

Konzert des Männergesangvereins.

Am morgigen Sonntag tritt der Männergesangverein Dreden unter Mitwirkung des Streichorchesters des Musikvereins mit einer erstklassigen kulturellen Veranstaltung an die Oeffentlichkeit. Die Vereinsleitung hat zu morgen abend ein Programm zusammengestellt, das alle Wünsche erfüllen wird.

Schöppingen

)(**Im Straßengraben gelandet.** Vor einigen Tagen fuhr ein Kraftwagen in unmittelbarer Nähe der Straßenkreuzung Schöppingen-Heek und Metelen-Asbeck in den an der Straße liegenden Graben. Wahrscheinlich verlor der Führer des Kraftwagens infolge der Glätte die Gewalt über seinen Wagen und landete hierbei im Graben. Glücklicherweise sind Personen hierbei nicht verletzt worden. Das Fahrzeug blieb unbeschädigt. Nach kurzer Zeit konnte das Fahrzeug aus dem Graben entfernt werden und die Weiterfahrt fortsetzen.

⁂

Gottesdienst-Ordnungen

Sonntag, den 16. Januar 1938.

Katholischer Gottesdienst

Ahaus: Gem. hl. Kommunion der Jungfrauen und der Mädchen-Aberklassen. 6,30 Uhr hl. Messe; 7,30 Uhr hl. Messe; 8,30 Uhr hl. Messe mit Predigt und 9,30 Uhr hl. Messe mit Predigt; 10,30 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Christenlehre und Andacht. Abends 6 Uhr Todesangstbruderschaftsandacht.

Epe: 6,30 Uhr hl. Messe; 7,30 Uhr hl. Messe mit Predigt und 8,30 Uhr mit Predigt; 10 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Christenlehre. 3,30 Uhr Predigt für Männer.

Gronau: 6,30 Uhr hl. Messe mit gem. hl. Kommunion der Jungfrauen; 7,30 Uhr Sodalitätsmesse mit Predigt; 8,45 Uhr hl. Messe für die Kinder mit gem. hl. Kommunion der Kinder der Eilermarkschule; 10 Uhr Hochamt; 11 Uhr Singmesse mit Predigt. Nachmittags 3 Uhr Andacht und Predigt für die Männersodalität. Abends 6 Uhr Andacht.

Stadtlohn: Monatskommunion für die Jungfrauen und für die 2 jüngsten Jahrgänge der Kommunionkinder. 6,30 Uhr erste hl. Messe; 7 Uhr stille hl. Messe; 8 Uhr hl. Messe für die Schulkinder; 9 Uhr hl. Messe mit Predigt; 10 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Christenlehre und Andacht. 3,30 Uhr Andacht und Predigt für die Jungfrauen.

Dreden: Pfarrkirche: 6 Uhr, 7,30 Uhr und 8,30 Uhr hl. Messen; 10 Uhr Hochamt mit Predgit. Nachmittags 2 Uhr Christenlehre. 3,30 Uhr Jungfrauen. Stiftskirche: 6,45 Uhr hl. Messe mit gem. hl. Kommunion der Jungfrauen; 8 Uhr und 9 Uhr hl. Messen. Nachmittags 2 Uhr Christenlehre; 5—6 Uhr Abendandacht.

Legden: 6,30 Uhr hl. Messe mit hl. Kommunion der Jungfrauen; 7.30 Uhr hl. Messe mit Predigt; 8,30 Uhr Kindermesse mit Predigt und hl. Kommunion der Mädchenoberklassen; 10 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Christenlehre und Andacht. 3,30 Uhr Predigt für die Jungfrauen.

Evangelischer Gottesdienst

Evangel. Kirche in Ahaus: 10 Uhr Gottesdienst; 11,15 Uhr Kindergottesdienst.

Evangel. Kirche in Dreden: 18,10 Uhr Gottesdienst.

Evangel. Kirche in Gronau: 8 Uhr Gottesdienst, Pastor Petry; 10 Uhr Gottesdienst, Pastor Thiemann; 11,38 Kindergottesdienst.

Evangel. Kirche in Epe: 10,20 Uhr Gottesdienst, Pastor Petry; anschließend Kindergottesdienst.

Hauptschriftleiter: Dr. Ernst Buhla. Verantwortlich für Münster und das Münsterland: Dr. Fritz Rediger, beide in Münster i. W. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Politik, Unterhaltung und Westdeutschland: Hermann Diebold, Gelsenkirchen-Buer; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, Dortmund; für münsterländischen Sport: Rudolf Ochsenknecht, Münster, Berliner Vertreter: Dr. Ernst Rauschenplat, Berlin; für den Zeno-Anzeigenteil: Dr. Erich Altmeppen, Münster.
Druck: Zeno G. m. b. H., Münster i. Westf.
Zur Zeit gültiger Anzeigen-Tarif für die Zeno-Gesamtauflage Nr. 9 vom 10. 12. 35,
für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus Nr. 9 vom 25. 8. 36
Verlag Gebr. Lensing, G.m.b.H., Dortmund, Verlagsleiter Bernh. Bentink Gronau
Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: Franz Beckering, Ahaus, für den lokalen Anzeigenteil: Bernh. Bentink, Gronau
Durchschnittsauflage XII. 1937: **Zeno-Zeitung über insgesamt 41 000** enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Ahlen, über 3000. — Allgemeine Zeitung Coesfeld über 5300. — Borkener Zeitung, Borken über 3200. — Bürgerblatt Emmerich über 1800. — Dülmener Zeitung, Dülmen über 2000. — Halterner Zeitung, Haltern über 1700. — Kreiszeitung Ahaus über 3600. — Münsterländische Volkszeitung Rheine über 4800. — Emsländische Tageszeitung (Lingen) Rheine über 1050. — Neuer Emsbote Warendorf über 2400. — Tageblatt Ochtrup über 1700. — Volksblatt, Rochott über 1650. — Volkszeitung, Emsdetten über 2000. — Volkszeitung, Dorsten über 800.

Fluch und Segen der Willenskonzentration.

Kann ein völlig unbescholtener Mensch, der ein einfaches und geordnetes Leben führt und keinerlei kriminelle oder psychopathologische Züge aufweist, durch hypnotischen Einfluß dahin gebracht werden, Verbrechen zu begehen? Der Sachverständige im nachstehenden Fall Walter, Dr. med. Ludwig Mayer, Heidelberg, hat jetzt ein Buch „Das Verbrechen in der Hypnose und seine Aufklärungsmethoden" herausgebracht, in dem er die Ergebnisse seiner 19monatigen Untersuchung des Falles darlegt.

Eine eigenartige Anzeige.

Der Fall Walter, der vor zwei Jahren vor der Strafkammer des Landgerichtes Heidelberg zur Verhandlung stand und in ärztlichen wie juristischen Kreisen ungeheures Aufsehen erregte, scheint den Beweis zu liefern, daß Verbrechen in der Hypnose möglich sind.

Bei der Kriminalpolizei in Heidelberg wird im Spätsommer 1934 von dem Beamten Heinrich E. eine Anzeige erstattet. Seiner 24jährigen Ehefrau seien in den letzten Jahren durch falsche Vorspiegelungen über ihren Gesundheitszustand von einem ihm unbekannten Betrüger rund 3000 M. abgegaunert worden. Der wahre Name des Täters sei weder ihm noch seiner Frau bekannt. Ihr gegenüber habe er sich als Arzt Dr. Bergen ausgegeben. Angeblich habe der Mann, der sich seiner Frau vermutlich noch unter dem Namen eines Professors Dr. Schnee und Dr. Dennick aus Heidelberg näherte, eine Frau in verschiedenen Krankenhäusern behandelt, in Wirklichkeit aber hypnotisiert und in einen Trancezustand versetzt, in dem der Täter die Frau vermutlich auch mißbraucht habe. Tatsächlich fehlt der Ehefrau des E. nichts.

Bekanntschaft auf der Reise.

Auch die vielstündige Befragung durch die Kriminalbeamten bringt kein Ergebnis, obgleich die Frau immer wieder ihren guten Willen versichert. Schließlich ist die Patientin bereit, sich von Dr. Mayer hypnotisch überprüfen zu lassen. Nach stundenlanger Bearbeitung macht die Patientin dann ihre erste Aussage in der Hypnose.

„Als ich noch unverheiratet war, fuhr ich einmal nach Heidelberg und wollte zum Arzt, weil ich Magenschmerzen hatte. Unterwegs stieg ein Herr in mein Abteil, unterhielt sich mit mir und sagte, er hätte es mir gleich angesehen, daß ich krank wäre. Er sagte, er wäre Naturheilkundiger. Als der Zug in Graben Aufenthalt hatte, lud er mich zu einer Tasse Kaffee ein. Ich wollte nicht, weil ich so ein unsicheres Gefühl hatte . . . Beim Aussteigen faßte er mich an die Hand, und da kam es mir einmal vor, als ob ich keinen eigenen Willen mehr hätte, so seltsam und benommen war mir zu Mute."

Das war der Beginn dieser verhängnisvollen Bekanntschaft. Später bestellte der angebliche Dr. Bergen die Frau nach Karlsruhe und Heidelberg. Die Frau weiß aber nicht, wo er sie behandelt hat. — Bei einem Lokaltermin in einer Heidelberger Klinik gibt die Frau an, mit dem (angeblichen) Prof. Dennick verhandelt zu haben.

Der Täter wird gestellt.

Durch bestimmte Versuche gelingt es dem Arzt, die Hypnose-Technik des Täters festzustellen. Nach der Beschreibung kommt als Täter ein gewisser Franz Walter, ein früherer Bankbeamter, in Betracht, der wegen verschiedener Betrügereien in Speyer verhaftet war. Er hatte sich u. a. auch als Arzt ausgegeben. Im Wachzustand erkennt Frau E. unter 15 anderen ihr vorgelegten Bildern zuerst sein polizeiliches Lichtbild nicht. Der Arzt mutmaßt also eine wirksame hypnotische Sperre — den Befehl an Frau E., sich an bestimmte Vorgänge nicht mehr erinnern zu können.

In mühevoller Mosaikarbeit gelingt es ihm, aus den Aussagen der Frau E., die zum größten Teil in Hypnose erfolgen, sich aber fast immer durch Zeugenaussagen und Nachforschungen belegen lassen, ein Bild des unheilvollen Einflusses zu gewinnen, den der Täter auf sie ausübte.

Mordversuche auf Befehl.

Bei einer späteren Vernehmung gibt Frau E. an, sie wisse jetzt, woher alle die Schmerzen kamen. „Wenn ich manchmal kein Geld brachte, weil ich von den Eltern oder später von meinem Mann keines bekam, dann sagte Walter: „Sie werden so krank sein, daß Sie gerne bezahlen!" Daraufhin bekam ich dann auch immer die verschiedensten Schmerzen . . ."

Als der Ehemann und die Verwandten schließlich darauf drängten, Aufklärung über die ständigen teuren Arztkonsultationen zu erhalten, versuchte Walter, sich die Frau vom Halse zu schaffen, indem er ihr Selbstmordideen suggerierte. Tatsächlich wurde durch Zeugenaussage bestätigt, daß die Frau in der angegebenen Zeit mehrfach Selbstmordversuche unternahm. Frau E. hat weiter im ganzen sechs Mordversuche an ihrem Mann unternommen. Auch hier handelte sie als willenloses Werkzeug im Zwangszustand der Hypnose.

Mehrfach hat Walter auch an der Frau verbotene Eingriffe im Sinne des § 218 vorgenommen, ohne Wissen und erst recht ohne Einverständnis der Frau. Er hat sie weiter dazu benutzt, verbotene kurpfuscherische Instrumente zu verkaufen, Briefe zu schreiben, die sie selbst schwer belasteten. Erst dadurch, daß es Dr. Mayer gelang, die hypnotischen Sperren zu beseitigen, konnte sich die Frau wieder an die Briefe erinnern, deren Text sie dann mühelos mehrmals mit nur unwesentlichen Abweichungen niederschrieb.

Bis zum Schluß der Untersuchung erklärte Walter, Frau E. nie gesprochen zu haben, was aber durch Zeugenaussagen widerlegt wurde. Walter wurde dann zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die Gefahren öffentlicher Hypnose.

In den Folgerungen, die Dr. Mayer aus dem Fall Walter zieht, verdient besondere Beachtung seine Forderung nach dem Verbot öffentlicher Hypnoseanwendungen außerhalb der ärztlichen Praxis. Der Fall Walter sei als Musterbeispiel dafür anzusprechen, welche verderblichen Kenntnisse ein an sich intelligenter Mensch mit der nötigen Gewissenlosigkeit aus solchen öffentlichen Vorführungen gewinnen kann.

Bei öffentlichen Vorführungen, bei denen oft gleichzeitig mehrere Personen auf der Bühne in hypnotischem Zustand gezeigt werden, die eine rohe Kartoffel als Apfel ißt, die zweite plötzlich hinkt, geschieht die Desuggestion oft äußerst mangelhaft. So hatte ein Student, der bei einem Experimentalvortrag als Medium für hypnotisches Stottern gedient hatte, wochenlang mit Sprachhemmungen zu kämpfen. Ebenso sollen schon durch leichte hypnotisch Beeinflussung gewisse organische Veränderungen im Körper verursacht worden sein. Die Gesundheitsschädigungen durch Hypnose haben fast durchweg ihre Ursache in einem Kunstfehler des Hypnotiseurs.

Ein anderer Fall: Diebin durch hypnotischen Zwang

Ein anderer Fall spielt in Wien. Vor dem Wiener Landgericht war kürzlich ein Mädchen, die Tochter eines hohen Staatsbeamten, angeklagt, bei einer Zusammenkunft einen Herrn bestohlen zu haben. Das Mädchen war durch seinen leichtfertigen Lebenswandel der Polizei gut bekannt. Man wußte, daß sie von ihren Einnahmen einen Mann unterhielt, durch dessen Einfluß sie vermutlich von Stufe zu Stufe gesunken war. Sie wurde zu acht Monaten Kerker verurteilt, nachdem sie jede Mitschuld ihres Bekannten abgestritten hatte.

Erst nachträgliche hypnotische Befragung durch den Gefängnisarzt ergab, daß das Mädchen durch die hypnotische Beeinflussung jenes Mannes zu ihrem Lebenswandel wie auch zu dem Diebstahl getrieben worden war. Der Einfluß des Arztes war stark genug, daß er dem Mädchen in der Hypnose den Auftrag geben konnte, sich an demselben Tag um 5 Uhr vor den Richter führen zu lassen und diesem im wachen Zustand ihre Aussage zu wiederholen. Obwohl das Mädchen in der Zelle keine Uhr hatte, verlangte es pünktlich um 5 Uhr vorgeführt zu werden. 1½ Stunden dauerte das erlösende Geständnis. Der Mann wurde seiner Strafe zugeführt, das Mädchen aber konnte freigelassen werden, da alles, was sie getan hatte, in willenlosem Zustand geschehen war.

Beinahe zum Selbstmord getrieben . . .

Eine junge Frau erschien in der Sprechstunde eines Nervenarztes, weil sie plötzlich von der Angst befallen wurde, Selbstmord begehen zu müssen. Die Frau lebte in glücklicher Ehe, der Arzt konnte keinen Grund für die Angstvorstellungen der Frau entdecken. Da diese aber immer stärker wurden, nahm der Arzt eine Hypnose vor, in der sich herausstellte, daß der Ehemann seine Frau hypnotisiert hatte. Er hatte ihr suggeriert, sie würde sich an einem bestimmten Tage, einem unwiderstehlichen Zwange folgend, das Leben nehmen. Ermittlungen ergaben, daß der Ehemann seine Frau sehr hoch bei einer Lebensversicherung eingekauft hatte, die auch bei Selbstmord Zahlung leistete.

D. A. Ruhle.

Aus Münster und dem Münsterland.

Reichshauptamtsleiter Dr. Dresler spricht in Münster.

Im Rahmen einer Vortragsreihe über die Presse des Auslandes, die das Institut für Zeitungswissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster im laufenden Semester durchführt, spricht am Montag, dem 17. Januar 1938 um 20,30 Uhr der Reichshauptamtsleiter in der Reichspressestelle der NSDAP, Parteigenosse Dr. Adolf Dresler, München, über „Die Presse Italiens". Der Vortrag findet im Aula-Hörsaal der Universität statt. Dr. Dresler, der Träger des Blutordens ist, gehört zu den ältesten Mitkämpfern des Führers und leitet die Hauptgeschäftsstelle der Reichspressestelle der NSDAP in München.

Reichsamtsleiter Hagemeyer sprach in Bielefeld.

In Bielefeld sprach im Rahmen einer Vortragsreihe der Volksbildungsstätte der Leiter der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, Reichsamtsleiter Hagemeyer zum Thema: „Gemeinschaft und Schrifttum".

Eine Uhr und eine Geldbörse.

—r **Telgte**, 14. Januar.

Vierundzwanzig Jahre ist Bernhard Ke. aus Telgte erst alt, aber er hat doch schon einiges hinter sich. Richtig arbeiten hat er nicht gelernt, obwohl er dazu eigentlich besser als jeder andere geeignet erscheint. Denn der Junge ist groß, stark und kräftig. Aber er begnügte sich bisher damit, hier und da auszuhelfen, ohne seine verschiedenen Tätigkeiten in Arbeit „ausarten" zu lassen. Immerhin hat er sich in den letzten sechs Jahren sechs Vorstrafen zugezogen.

In Telgte saß er nun an einem Abend im September in einer Wirtschaft. Er hatte an sich sein Maß schon voll. Davon zeugte sein Verhalten einem Gast gegenüber, dem er ein Glas Bier ins Gesicht schüttete. Aber der Gast war friedlich, und so wurde aus dieser Frechheit nichts. Immerhin aber hatte Ke. spitz bekommen, daß der Mann Geld bei sich hatte. Als er nun die Wirtschaft verließ, machte Ke. sich hinterher. Er traf ihn dann in der Nähe des Bahnhofs wieder. Zu schön war das Märchen, das Ke. nun dem Gericht erzählte: Wir kamen ins Gespräch, so schilderte er den Fortgang der Dinge. Da gab ich ihm meine Geldbörse und sagte ihm, er solle sie mir aufheben. Dann haben wir noch ein wenig geredet und dann wollte ich nach Hause gehen. Ich bat aber den Mann darum, mir meine Geldbörse wiederzugeben. Als er es nicht gleich tat, habe ich dann in seine Hosentasche gegriffen und habe sie mir selbst herausgeholt. Ja, und dabei muß ich wohl seine Geldbörse und auch seine Uhr mitgegriffen haben!"

Zu schön, um wahr zu sein. Ke. ist dann ganz friedlich in die Wirtschaft zurückgegangen, hat den großen Herrn gespielt und mit dem geraubten Geld Runden ausgegeben. Dabei hat er sogar die Uhr als Prunkstück seiner Beute herumgezeigt.

Aber der Ueberfallene war inzwischen auch nicht müßig. Als Ke. nämlich endlich doch nach Hause ging, wurde er von einigen Leuten gestellt, die ihm zunächst die Geldbörse wieder abnahmen. Die Uhr fand man jedoch nicht. In der gleichen Nacht noch wurde Ke. aus dem Bett heraus verhaftet.

Bei der Nachprüfung der Dinge stellte sich heraus, daß vor genau einem Jahr sich der gleiche Fall in Telgte ereignet hat. Auch damals hatte Ke. seine Hand im Spiel gehabt. Aber die Beweisaufnahme konnte nicht einwandfrei erbringen, daß es sich auch in diesem Falle um einen Straßenraub handelte. Das Gericht nahm einen einfachen Diebstahl an und verurteilte ihn wegen dieses Diebstahls und wegen des Straßenraubes vom September vorigen Jahres zu einer Gesamtgefängnisstrafe von drei Jahren.

Sonntagsfahrkarten zum Erinnerungstreffen in Lippe.

× **Wie der NS-Gaudienst mitteilt, gibt die Deutsche Reichsbahn von allen Bahnhöfen im Gau Westfalen-Nord, die in einem Umkreis von 150 Kilometern um Detmold liegen, zum Erinnerungstreffen in Lippe Sonntagsrückfahrkarten aus.**

Ferner werden von folgenden Bahnhöfen Sonntagsrückfahrkarten ausgegeben: Herbest-Dorsten, Gronau, Haltern, Borken und Bocholt.

Neubildung kinderreicher Familien.

Hauptschriftleiter Dr. Danzer über Arbeit und Ziel des RdK.

Δ **Münster**, 14. Januar.

Das Gaupresseamt der Gauleitung Westfalen-Nord hatte die Schriftleiter seines Tätigkeitsbereichs am Donnerstag nach hier zu einem Presseempfang eingeladen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich mit der Arbeit und den Zielen des Zeichsbundes der Kinderreichen (RdK) vertraut zu machen. Nach kurzer Begrüßung durch den Beauftragten des Gaupresseamts, Böker, und einführenden Darlegungen des Landesleiters des RdK im Gau Westfalen-Nord, Jaspert, hielt der Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Völkischer Wille", Dr. Danzer, der zugleich Mitglied des Reichsbundes des RdK ist, das Hauptreferat über „Neubildung kinderreicher Familien" und führte darin folgendes aus:

In dem Zusammenwirken von qualitativer und quantitativer Bevölkerungspolitik liegt der einzig gangbare Weg zur Lösung der vor uns liegenden schweren bevölkerungspolitischen Probleme. Vor der quantitativen Seite nach der Zahl der Kinder weicht man meistens scheu aus. Aber auch der Volksgenosse mit dem besten Stammbaum versündigt sich am schwersten am Volk, wenn er kinderlos oder kinderarm bleibt. Der Ariernachweis ist eine Verpflichtung zur Fortpflanzung.

Gegen einen Schwund des Volksbestandes helfen keine Gesetze, hilft vielmehr nur eine umfassende Erziehungsarbeit. Bei aller Gleichstellung von Qualität und Quantität muß in der Erziehungsarbeit das Schwergewicht auf die Fragen der Bestandserhaltung auf der quantitativen Seite gelegt werden, weil andere Mittel nicht zur Verfügung stehen. Der Redner räumte dann mit verschiedenen, stark verbreiteten Irrmeinungen auf, mit denen unbedingt aufgeräumt werden müsse, so mit dem Schlagwort, Deutschland habe Geburtenüberschüsse (wirkliche Geburtenüberschüsse gab es seit 1914 nur ausnahmsweise in zwei Jahren), ferner mit der „Raumangst" und mit der unbegründeten „Angst vor erbkrankem Nachwuchs". In der Zeit von 1900 bis 1933 habe sich die jährliche Geburtenzahl auf weniger als die Hälfte verringert. Die Bestandsverluste an deutschem Leben betragen seit 1914 rund 19 Millionen Erbträger. Die Mehrung der Geburten seit 1933 sei ein erfreuliches Zeichen für neuen Lebensmut und Gesinnung, reiche aber zur Sicherung des Bestandes noch nicht aus.

Das Dritte Reich habe, vor allem durch den zweiten Vierjahresplan, den Kampf gegen die Raumenge in großem Stil aufgenommen. Wenn das deutsche Volk an Zahl abnehme, müsse man damit rechnen, daß die nachdrängenden Völker über uns herfallen.

Unser Ziel könne nur eine aufartende Geburtenpolitik sein, die auf wertvolle, hochgemute, anständige Menschen zugeschnitten sein müsse. Der Familienbegriff in seiner ganzen Unantastbarkeit, die Achtung vor der Ehe, vor dem Mädchen, vor der Frau und Mutter und vor dem Kindersegen müsse restlos wieder hergestellt werden. Eine aufbauende und aufartende Geburtenpolitik müsse die Neubildung kinderreicher Familien anstreben. Unter Ablehnung aller Entartungserscheinungen, wie Trinkerfamilien, Hagestolzentum, Affenliebe zum Einzelkind, Uebertreibungen des Tierschutzes zum Tierkult sei durch die Verbindung mit dem Boden die Familiengründung und Erfüllung der Elternpflicht zu fordern. Siedlung und Eigenheime seien stärkste bevölkerungspolitische Mittel. Frühzeitige Eheschließung steigere den Kinderreichtum. Die Ehe- und Elternpflicht verlange, daß jeder einzelne zur Abwehr des Volkstodes seinen Teil beiträgt.

Im Deutschland der Vorkriegszeit waren 80 Prozent der Familien kinderreich. Nach ihnen richtete sich die Gestaltung der Einkommen und zum Teil auch der Ausgaben (Mieten, Stromtarife usw.). Inzwischen aber ist die Bestimmung der Lebenshaltung auf die Kinderarmen und Kinderlosen übergegangen, und die Familienlöhne sind auf die übliche Kleinfamilie zugeschnitten. Ein Ausgleich ist hier bevölkerungspolitische Notwendigkeit.

Der Reichsbund der Kinderreichen ist eine Auslese geordneter kinderreicher Familien und hat sich den Kampf für die Ehrenrettung des Kinderreichtums und für die Besinnung unseres Volkes auf die Elternpflicht zur Aufgabe gemacht. Er ist ein selbständiger, über das ganze Reich verbreiteter Verband, dem rund 350 000 Familien angeschlossen sind und wird vom Rassenpolitischen Amt der NSDAP betreut.

Junge Burschen als Wildwester.

Raubüberfall in einem Laden. – Mißlungene Flucht.

-r- **Lengerich**, 14. Januar.

Schon mancher junge Mann ist dadurch, daß er allzu hoch hinaus wollte, gestrauchelt und hat das Ende seines Höhenfluges im Gerichtssaal gesehen. Daß aber junge Burschen ihre schon einmal begonnene Großzügigkeit durch ganz kalt überlegte Verbrechen aufrechtzuerhalten suchen, ist glücklicherweise doch ein seltener Fall. Obwohl die Gefahren der sensationellen Wildwestfilme amerikanischer Prägung und der Gangster verherrlichenden Schauerromane nicht mehr allzu groß einzuschätzen ist, weil unsere Jugend aufgeschlossener und gesunder geworden ist, so kommt es hin und wieder doch noch vor, daß derartige Phantastereien sich in den Vorstellungen junger Menschen festsetzen.

So war es jedenfalls bei den beiden 20- und 22-jährigen jungen Leuten aus Ibbenbüren, bei Arnold Sch. und Paul Sa., die ihren Raubüberfall auf die Kasse eines Geschäftes in Lengerich so angelegt und durchgeführt hatten, wie ihn ein Hollywooder Filmfabrikant nicht besser ausdenken konnte. Nur daß in Filmen die Sache meistens etwas anders auszugehen pflegt. Hier jedenfalls blieben die jungen Burschen bei ihrem ersten Versuch, sich als Wildwestler zu betätigen, kläglich stecken. Und die Lehre, die ihnen die heutige Verhandlung vor der Großen Strafkammer in Münster nachdrücklichst erteilt wurde, dürfte ausreichen, ähnliche Gedanken und Pläne nie wieder auftauchen zu lassen.

Arnold hatte sich im April vorigen Jahres ein Motorrad gekauft, das mit Wechseln bezahlt werden sollte. Aber ein Motorrad kostet Geld, und wenn man es benutzt, kostet es noch mehr. Das mußten Arnold und sein Freund Paul auch schon bald erfahren. Im Oktober war ein neuer Wechsel fällig und Arnold konnte nicht zahlen. Kurz entschlossen einigten sich die beiden darauf, das fehlende Geld durch einen Raubüberfall hereinzuholen. Opfer dieses Planes sollte ein Geschäftsmann in Lengerich sein, bei dem man das nötige Geld vermutete. Am 16. Oktober fuhr man gegen Abend los, um kurz vor Geschäftsschluß da zu sein, denn dann war die Kasse noch gut gefüllt. Aber — wie es das Unglück will — unterwegs gab's Reisenpanne und man kam zu spät.

Am 18. Oktober klappte es dann schon besser, kam glatt nach Lengerich. Zwei Trommelrevolver mit 6 Patronen, sogar einer Tränengaspatrone und eine Schreckschußpistole sollten dem Beginnen den nötigen Nachdruck verleihen. Kurz vor Lengerich montierte man das vordere Nummernschild des Fahrrades ab und überklebte das hintere, dann malte sich selbst einen schwarzen Schnurrbart, setzte die Nase und fuhr vor dem Geschäft vor. Arnold ging hinein und wünschte Zigaretten. Paul war aber hinterhergekommen und zahlte mit einem Fünfmarkschein. Die Verkäuferin mußte Wechselgeld herausgeben. In dem Augenblick, wo sie die Kasse aufmachte, sprang Arnold hinter die Theke und wollte an die Kasse her. Die Verkäuferin war aber ganz und gar nicht zaghaft, sie schnappte sich einen Ständer mit Zigaretten und bearbeitete damit den frechen Räuber. Aber Lärm war den jungen Burschen aber zu viel. Sie rissen aus. Da kam der Besitzer dazwischen, der in Flucht verhindern wollte. „Vorsicht, hier wird geschossen," rief Arnold, und schon krachte aus der Schreckschußpistole ein Schuß, der den Weg zur Straße freigab. Dann gings in sausender Fahrt ab nach Hause.

Sofortige Benachrichtigung aller Polizeistellen sorgte aber dafür, daß die Bürschlein nicht weit kamen. Am Eingange des Dorfes Lienen standen schon Leute auf der Straße, die sie aufhalten wollten. Aber die Räuber fuhren mit höchster Geschwindigkeit drauf los, so daß die Menschen auf die Seite springen mußten. Am Bahnhof Lienen aber hatten sie sich verfahren und da saßen sie fest. Zu allem Unglück stürzten sie noch und ehe sie recht begriffen hatten, was los war, hatte man sie in sicherem Gewahrsam.

Ihr reumütiges Geständnis rechnete man ihnen bei der Strafzumessung an. Arnold erhielt eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und sechs Monaten und Paul eine Strafe von acht Monaten Gefängnis.

Schlagwetterzündung auf der Zeche Sachs

-l- **Heessen**, 14. Januar.

Im Flöz 10 auf der Zeche Sachsen kam es heute morgen im Hangenden zu einer Schlagwetterzündung, die aber nicht explodierten, sondern abbrannten. Verletzungen oder Beschädigungen irgendwelcher Art konnten nicht festgestellt werden. Sicherheitshalber ist die Belegschaft von zwei Steigerrevieren nicht eingefahren.

★

‡ **Münster**, 14. Jan. **Wer weiß etwas?** Vermißt wird seit dem 11. Januar in den Mittagsstunden der Kreisstraßenbaumeister Otto Aue, geboren am 20. 1880 zu Sterkrade, zuletzt in Münster wohnhaft. Aue ist schwermütig. Es besteht die Möglichkeit, daß er infolge seelischer Depressionen umherirrt, Selbstmord ist nicht ausgeschlossen. Personen, die über den zeitigen Aufenthalt des Vermißten irgendwelche Angaben machen können, werden gebeten, umgehend die Kriminalpolizei, Uhlenbrockstraße 56, Zimmer 18, Tel. Nr. 21041/42, zu benachrichtigen.

-l- **Ahlen**, 14. Jan. **Jugendliche unter 25 Jahren dürfen nur mit Genehmigung des Arbeitsamtes beschäftigt werden.** Ein Anstreicher aus dem Kreise Beckum hatte einen jugendlichen Gehilfen unter 25 Jahren eingestellt, ohne sich die nach § 9 der Anordnung zur Regelung von Arbeitskräften vom 8. August 1934 vorgeschriebene Erlaubnis vom Arbeitsamt eingeholt zu haben. Erst nach mehrfachen Aufforderungen durch das Arbeitsamt meldete er den Jugendlichen an. Wegen des Verstoßes hatte sich nun der Arbeitgeber vor dem Amtsgericht in Oelde zu verantworten, das gegen ihn auf eine Geldstrafe von 20 Rm. erkannte.

-l- **Ahlen**, 14. Jan. **Neuer Führer der SA-Standarte 22.** Kreisleiter Pg. Scholdra stellte in Gegenwart des Führer der SA des Kreises Beckum, der Ortsgruppenleiter und des Kreisstabes gestern den neuen Führer der SA-Standarte 22, den Obersturmbannführer Früh,

Programm des Reichssenders Köln

Sonntag 16. Januar

Gaukulturwoche Köln-Aachen. Tag des Rundfunks.

6,00: Von Hamburg: Hafenkonzert auf dem Dampfer „Hamburg" der Hamburg-Amerika-Linie.
8,00: Wetter — Wasserstand.
8,05: Lichter Morgen. Eine Begegnung mit Philipp Otto Runge von Walter Bauer.
8,15: Orgelstunde. Solist: Hans Hilgers.
8,30: Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit! Die Eschweiler Singschar der Hitler-Jugend singt.
9,00: Morgenfeier der SA.
9,30: Musik am Sonntagmorgen. (Industrieschallplatten und Aufnahmen).
10,30: Dichterstimmen auf Schallplatte.
11,15: Musik unserer Zeit aus dem Gau Köln-Aachen. Aenne Werner (Sopran); Wolfgang Berger (Violine); Konrad Kleefisch (Cello); Erich Rummel (Klavier).
11,45: Der Intendant des Reichssenders Köln, Gauamtsleiter Dr. Toni Winkelnkemper, spricht zur Hörerschaft.
12,00: Der Reichssender Köln am Sonntagmittag. Unterhaltungsmusik Kölner Komponisten. Das Rundfunkorchester unter Leo Eysoldt.
13,00: Glückwünsche.
13,05: Leichte Kost. Kölner Rundfunkorchester unter Leo Eysoldt und das Heitere Instrumentalquartett: Willi Jansen und Hermann Arzig (Akkordeon); Willi Beuster (Baß); Edmund Engels (Gitarre), Solist: Hugo Welking (Tenor)
14,00: Ein Wintermärchen. Märchenspiel von Otto Wollmann.
14,30: Der Kiepenkerl packt aus. Guter Rat für Stadt und Land. Aus Siedlungen und Bauernhöfen im Gau Köln-Aachen. Ein westfälischer Kiepenkerl grüßt rheinisches Land Bei Arbeitsmaiden im Oberbergischen (Zusammenstellung: Dr. Karl Holzamer).
15,00: Junge Mannschaft. Ein Bericht von der Kulturarbeit der Hitler-Jugend im Gebiet Mittelrhein.
15,40: Student im Braunhemd. Zur 10jährigen Gründungsfeier des NSD-Studentenbundes in Bonn.
16,00: Bunte Melodien. Zusammengestellt von Heinz Hoppe. Mitwirkende: Edith Heimbach-Rego (Sopran); Eric Helgar (Tenor) die sechs frohen Sänger; das Klavierduo: Hans Bund, Emil Franz (Xylophon). Hermann Hagestedt mit seinem Orchester (Aufnahme).
18,00: Pferd kämpft mit Lokomotive. Eine Szene von Wilh. Schmidtbonn (Leitung: Josef Kandner).
18,15: Die Rundfunk-Arbeitsgemeinschaft der Staatl. Musikhochschule musiziert.
19,00: Nachrichten.
19,10: Festlicher Ausklang der Gaukulturwoche aus dem Großen Saal des Gürzenich: Lob der Gemeinschaft. Arbeiter, Bauern und Soldaten singen neue Lieder. Eine Kantate für gemischten Chor, einstimmige Männerchöre, Fanfaren, Sprecher und Großes Orchester, von Paul Höffer (Ur-Sendung). Ausführung: Kölner Rundfunkorchester und Rundfunkchor, Chor des Collegium Musicum und der Hochschulchor, Soldaten des Reichsheeres, SS und SA, HJ, Jungbauern und Werkscharen (Leit.: Generalmusikdirektor Rudolf Schulz-Dornburg).
20,30: Beethoven — Mozart — Brahms. Kölner Rundfunkorchester (Leitung: Generalmusikdirektor Rud. Schulz-Dornburg).
21,20: Zur Unterhaltung und zum Tanz spielen die Kapellen Hans Bund, Barnabas von Geczy, Robert Gaden, Adalbert Lutter und Hans Busch (Industrie-Schallplatten).
22,00: Nachrichten.
22,30: Wir bitten zum Tanz. Hermann Hagestedt mit seinem Tanzorchester. Dazu singen die „Sechs frohen Sänger".

Montag 17. Januar

6,00: Morgenlied — Wetterbericht für den Bauern.
6,10: Von Stuttgart: Leibesübungen.
6,30: Von Frankfurt: Frühkonzert. Das Kleine Orchester unter Franz Hauck.
7,00: Nachrichten. Anschl.: Morgenlied — Morgenruf.
7,15: Fortsetzung des Frühkonzertes.
8,00: Wetter, Wasserstand — Kalenderblatt.
8,10: Ellen Derenbach: Frauenturnen.
8,30: Von Breslau: Für die Arbeitskameraden in den Betrieben: Konzert. Bläserkorps der schlesischen Orchestergemeinschaft (Leitung: Paul Häusler).
9,30: Ratschläge für den Küchenzettel der Woche.
9,45: Nachrichten.
10,00: Von Berlin: Der kleinste König. Vom Zaunkönig und seinem Leben im Winter. Von Waldemar Bartelt.
10,30: Rich. Heinemeyer: Was brachte der Sportsonntag?
10,40: Sendepause.
11,50: Bauer, merk' auf! (Schädlingsbekämpfung).
12,00: Die Werkpause aus Düsseldorf, Firma Henkel und Cie., A.-G. Es spielt das Werkorchester unter Rob. Schorcht.
13,00: Nachrichten — Glückwünsche.
13,15: Von Hamburg (aus Hannover): Schloßkonzert. Das Niedersächsische Sinfonie-Orchester unter Otto Ebel von Posen. Solisten: Else Schuberth, Sopran, vom Opernhaus Hannover, Egid Toriss, Tenor, vom Opernhaus Hannover.
14,00: Nachrichten.
14,15: Leichte Kost. Die Schrammeln spielen.
15,00: Kinder hört zu: Zwerg Laurins Rosengarten.
15,30: Sendepause.
15,45: Wirtschaftsmeldungen.
16,00: Vom Deutschlandsender: Musik am Nachmittag.
17,00—17,15: Wir suchen und sammeln. Von Brauch und Glauben um die Wintersaat.
18,00: Da fließt ein Brünnlein kalt . . . Das Wasser im Leben des Volkes. (Spielbuch: Goswin P. Gath).
18,30: Gedichte von Detlev Freiherrn von Liliencron. Einführende Worte: Univ.-Prof. Dr. H. Kindermann. (Sprecher: Albert Steffahn).
18,50: Und was meinen Sie?
19,00: Nachrichten.
19,10: Niederländisch-Europäisches Konzert. 1. Wilhelmus (Niederländische Nationalhymne). 2. van Noordt: Drei Variationen über den Psalm 24. 3. Sweelinck: Psalm 68 und Psalm 134. 4. Wagenaar: Abendlied (Altniederländische Bearbeitung). 5. Alte niederländische Tänze: Borgrevinck-Gryp-Giffoun: Padouane und Galliarde. 6. Wagenaar: Einleitung und Fuge c-moll, a) Diepenbrock: Coelestis Urbs Jerusalem, b) Andriessen: Qui habitat. 7. Appeldoorn: Serenade. 8. Dopper: Paraphrase über geistliche Lieder: a) Wachet auf, die ihr schlaft, b) Auf den Bergen und in den Tälern, c) Erlöser, Freund, o Hoffnung, o Freude, d) Näher, mein Gott zu dir. 9. v. Brucken: Geistliche Lieder: a) Ich habe geglaubt und deshalb singe ich, b) Kommt, laßt uns vortreten, Kinder, c) Das kleine Schiff unter Jesu Schutz, d) Stilles Wesen. 10. Andriessen: Kirchensonate (Thema mit Variationen und Finale). 11. Röntgen: Alte niederländische Suite. Ausführende: Orchester der NCRV. (Dirigent: Piet van den Hurk); Chor des Collegium Musicum Neviemagense in Nymwegen (Dirigent: Willem Kerper); Orgel: A. Engels; Oboe: Jaap Stotijin.
21,00: Westdeutsche Wochenschau. Zusammenstellung: Dr. Bernhard Ernst.
21,40: Egbert Grape spielt Haydns Klaviersonaten.
22,00: Nachrichten.
22,30: Nachtmusik und Tanz. Kölner Rundfunkorchester unter Leo Eysoldt. Kölner Klavierduo: Hermann Faßbender, Paul Meuel. Das heitere Instrumentalquartett: Willi Jansen und Hermann Arzig (Akkordeon), Willi Beuster (Baß), Edmund Engels (Gitarre).

Dienstag 18. Januar

6,00: Morgenlied — Wetterbericht für den Bauern.
6,10: Von Stuttgart: Leibesübungen.
6,30: Von Frankfurt: aus Freiburg: Frühkonzert. Musikkorps des Inf.-Reg. 75. (Leitung: Ernst Reckemeyer).
7,00: Von Frankfurt: Nachrichten. Anschl. aus Köln: Morgenlied — Morgenruf.
7,15: Konzertfortsetzung.
8,00: Wetter, Wasserstand — Kalenderblatt.
8,10: Ellen Derenbach: Frauenturnen.
8,30: Morgenkonzert. Unterhaltungs-Orchester unter Hermann Hagestedt.
9,45: Nachrichten.
10,00: Von Stuttgart: German Cameroons. Hörspiel von der Erwerbung Kameruns. Von Willi Ehmer.
10,30: Kindergarten: Gretel Weise.
11,00: Sendepause.
11,50: Bauer, merk' auf.
12,00: Von München: Aus Nürnberg: Mittagskonzert. (Ltg.: Willy Böhme).
13,00—13,15: Nachrichten — Glückwünsche.
14,00: Nachrichten.
14,15: Lustiger Rätselfunk.
14,45: Wirtschaftsmeldungen.
16,00: Gute Laune. Ein buntes Unterhaltungskonzert. Friedrich Eugen Engels (Tenor), Willi Schneider (Baß-Bariton). Das Klavier-Duo: Herbert Küster: Ein heiteres Instrumentalquartett: Willi Jansen und Hermann Arzig (Akkordeon); Willi Beuster (Baß), Edmund Engels (Gitarre). Kölner Rundfunkorchester unter J. Breuer.
17,00: Der schwingende Felsen von Tandil. Eine Erzählung von Carl Hauptmann. (Sprecher: Dr. Friedrich Castelle).
18,00: Kleine Kunstchronik, Unterhaltung und guter Rat. Darin: Ein Besuch bei dem Maler E. Hase, eine Notiz über klassische italienische Kunst und kleiner Fotorat aus kleinen Fehlern. Am Flügel: Leo Justinus Kauffmann. Am Mikrofon: Dr. Friedrich Castelle, Ernst Hase. Dr. Martin Rockenbach und Oswald Gerhardt.
18,30: Englische Unterhaltung. Tommy's Tune (Das englische Soldatenlied).
18,50: Momentaufnahme.
19,00: Nachrichten.
19,10: Schöne Stimmen. Franz Völker, Tenor. (Industrie-Schallplatten).
19,30: Lieder des Karnevals 1938.
20,00: Von Berlin: Die Kapelle Will Glahé spielt.
21,00: Hier spricht Sowjet-Rußland.
21,10: Konzertstunde. Liesselotte Mann (Alt), Heinz Hoersch (Tenor), Der Rundfunkchor und das Rundfunkorchester unter Musikdirektor Wilhelm Adams. 1. Ernst Pepping: Variationen, Lied von Fensl „Lust hab' ich gehabt zu Musika". 2. Heinr. Knapstein: „Vom Himmel hoch" (Kantate für Alt- und Tenorsolo, gem. Chor und Orchester).
22,00: Nachrichten.
22,20: Vom Deutschlandsender: Politische Zeitungsschau.
22,35: Von Hamburg: Unterhaltung und Tanz. Das Männerquartett. (Leitung: Gerhard Gregor); das Orchester (Ltg.: Adolf Secker) und die Tanzkapelle (Leitung: Jan Hoffmann).

Mittwoch 19. Januar

6,00: Morgenlied — Wetterbericht für den Bauern.
6,10: Von Stuttgart: Leibesübungen.
6,30: Frühkonzert. Das Unterhaltungsorchester unter Hermann Hagestedt.
7,00: Nachrichten — Morgenlied — Morgenruf.
7,15: Konzertfortsetzung.
8,00: Wetter, Wasserstand — Kalenderblatt.
8,10: Ellen Derenbach: Frauenturnen.
8,30: Von Leipzig: Aus Dresden: Musik am Morgen. Dresdner Orchester (Leitung: Wilmar Weber).
9,30: Dr. Wilhelm Klodt: Vom gesunden Leben.
9,45: Nachrichten.
10,00: Vom Deutschlandsender: Politisch Lied — ein garstig Lied? Kampfgedichte der Deutschen von den Befreiungskriegen bis in unsere Tage. Hörfolge von Martin Jank.
10,30: Sendepause.
11,45: Marktberichte des Reichsnährstandes. — Bauer, merk auf! Was leistet ein Tiergesundheitsamt?
12,00: Die Werkpause. Aus Abendorf: Vereinigung der Abendorf-Wormersdorfer Steinzeugfabrikanten. Es spielt ein Streichorchester unter Alfons Latz.
1. Klekzt: Voran der Schellenbaum, Marsch. 2. Schmitz: Auf der Knödelhütt'n sitzt a Spatz auf'm Dach. 3. Kollmaneck: Entschwundenes Glück. 4. Lehar: Ballsirenen, Walzer. 5. Föderl: Mir is der Huat heut z'klan. 6. Recking: Erinnerungen aus dem Militärleben, Potp.
7. Sioly: Was a Frauenherz aushalten kann. 8. Schmeling: Der alte Berner, Marsch. 9. Richartz: Bayrische G'schichten. 10. Schlenk: Standartentreue, Marsch.
13,00: Nachrichten — Glückwünsche.
13,15: Von Stuttgart: Mittagskonzert. Musikzug des Reichsarbeitsdienstes, Gau 26. (Leitung: Obermusikzugführer Wendt). Die Stuttgarter Volksmusik mit Hans Hamm und Eduard Pöltner.
14,00: Nachrichten.
14,15: Leichte Kost. Unterhaltungs-Sextett: Hermann Neidhoff (Balalaika), Hermann Faßbender (Klavier).
15,00: Kinder, hört zu: Heute musizieren Bonner Mädel und Jungen. Die Leitung hat Helene Lehmann.
15,30: Sendepause.
15,45: Wirtschaftsmeldungen.
16,00: Wir treiben Familienforschung. Ratschläge, Anleitungen und Antworten von Hugo Schünemann.
16,30: Die Bläservereinigung der Berliner Philharmoniker spielt. Friedrich Thomas (Flöte), Erich Wenke (Oboe), Alfred Bürkner (Klarinette), Oskar Rothensteiner (Fagott), Martin Ziller (Horn), Max Nahrat (Klavier).
17,30: Beliebte Ouverturen. (Industrie-Schallplatten).
18,00: Griff ins Leben. Bunte Ausschnitte aus unserem Zeitgeschehen. (Verantwortlich: Heinz Häuschen).
18,50: Momentaufnahme.
19,00: Nachrichten.
19,10: Tänzerische Musik aus galanter Zeit. Kölner Rundfunkorchester (Leitung: Helmut Riethmüller). 1. Dittersdorf: Karneval (Suite). 2. Krieger: Suite aus „Lustige Feldmusik". 3. Rameau: Ballett-Suite. 4. Gluck: Zweite Ballett-Suite.
20,00: Funkappell alter Frontsoldaten.
20,30: Aus dem „Rheinhotel Dreesen" in Bad Godesberg: Großer Tanzabend des Reichssenders Köln. Es spielt Hermann Hagestedt mit seinem Tanzorchester und Solisten. Dazwischen: 22,00 Nachrichten.

Die Londoner City und die Deutschen.

Von der Gildhalle und dem Stahlhof bis zur Gegenwart.

Von unserem Londoner Korrespondenten

f. Lindscheidt.

Noch vor dem Eindringen der Lübecker Hansegruppe in England, ja, noch bevor die erste Vereinigung deutscher Kaufleute in Wisby ihren Freibrief von einem englischen König des Hauses Plantagenet erhielt, besaß die Kölner Gilde schon ihr Kontor in London. Bereits um 1157 hatte sie dort ein festes, später als „Gildhalle" bezeichnetes Haus in ihrem Besitz. Alle nachmaligen Bauten der deutschen Niederlassung entstanden auf dem Grundstück dieser ersten Gildhalle oder in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Es ist zu wenig gesagt, daß sie auf heutigem Londoner Cityboden gelegen war. Sie bildete lange den Kern der „City", wenn man darunter den Mittelpunkt des englischen Außenhandels verstehen will.

Es ist gut, sich den zwiespältigen Charakter dieses deutschen Unternehmens gegenwärtig zu halten. Den Kölnern und ihrem rheinisch-westfälischen Anhang, unter dem Dortmunder Kaufleute schon im 13., noch stärker aber im 14. Jahrhundert besondere Bedeutung und hervorragenden Einfluß gewannen, war der norddeutsche Handel kein willkommener Bundesgenosse. Indem er von der Ostsee her in die westliche Welt eindrang, getrieben von der noch unerschöpften Kraft der teutonischen Ordenssiedlung, schnitt er die schon bestehende gewinnreiche Verbindung zwischen England, Flandern und dem Rhein. Es bedurfte einer Verfügung Kaiser Friedrichs II. im Freibrief der Stadt Lübeck, um die Lübecker Kaufleute von den Abgaben zu entlasten, die sie als Gäste des Kölner Gildenhauses in London entrichteten. Auch Heinrich III. von England gewährte der „wendischen" Hansegruppe (Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock und Stralsund) schließlich gleiche Vorrechte wie den Kölnern, und der Zusammenschluß der Deutschen in London wurde auf diese Weise erzwungen. Das war 1282. Aber noch zweihundert Jahre, nachdem so aus dem Kölner Gildenhaus die Aula Teutonicorum geworden war, ließen die Rheinländer nicht mit sich spaßen. Sie behielten den maßgeblichen Anteil an der deutschen Gildenhalle in ihrer Hand. Nebenbei waren es auch die Kölner, bei denen der vorletzte Plantagenet, Eduard III., seine Kronjuwelen verpfändete, um Krieg gegen Frankreich zu führen. Die Forderung der Kölner ging später auf Dortmunder Kaufleute über, die sich dafür das Monopol der englischen Woll- und Lederausfuhr nach gewissen flandrischen Häfen zu verschaffen wußten. Die einträgliche Gewohnheit, Kriege zu finanzieren, anstatt sie zu führen, — eine Lebensregel, die nachmals so sehr die moralische Atmosphäre Englands mitbestimmte —, hat in der Londoner City nicht ohne fremden Lehrmeister Wurzel geschlagen.*)

Unter den Gebäuden, durch die die Gildhalle der Kölner in London nach und nach erweitert wurde, hat der Stahlhof, wahrscheinlich so genannt nach seiner eisernen Waage für die auf der Themse heran- und hinausschwimmende Waren, **) besondere Berühmtheit erlangt. Er kam 1310 unter Dach. Das Grundstück stieß an die alte Gildhalle an und war von einem „Elderman" der Aula Teutonicorum, Arnold Thedmar, erworben worden. Für die Nachwelt wurde erst dieser jüngere Bau zum Geschichtsdenkmal des deutschen Handels in England. Der Londoner Stahlhof war freilich nicht einzig in seiner Art. Während er anderthalb Jahrhunderte lang, seine Glanzzeit nicht ausgenommen, unter der Fuchtel der Kölner blieb, beherrschten die Lübecker und Hamburger von den Stahlhöfen in Hull, Boston, York und Lynn aus den deutschen Handel mit der Ostküste Englands. Von all diesen Niederlassungen gingen starke Einflüsse auf die englische Handelspolitik aus, doch wurde im Alltagsverkehr, schon aus kaufmännischen Gründen, auf Abstand gehalten. Der Londoner Stahlhof empfing englische Gäste, aber der intime Umgang seiner Mitglieder mit den Londonern, jedes „Aufgehen" in der Umgebung, war durch scharfe Regeln unterbunden. So mußte die deutsche Niederlassung, nicht zuletzt auch kulturell, eine geschlossene Zelle mit eigenem Inhalt bleiben. Das hat vielleicht dazu beigetragen, daß die Erinnerung daran in England eine Sache der Gelehrten ist. Sie sprechen mit Liebe von den Allegorien, mit denen Hans Holbein den Stahlhof ausmalte, bevor ihn in London die Pest ereilte. Und noch unlängst konnte man in einem Brief an die „Times" eine Klage über die Zerstreuung des deutschen Chorgestühls aus der niedergerissenen City-Kirche „All Hallops the Great" lesen, deren Pfarrkinder die deutschen Kaufleute vom Stahlhof gewesen waren. Aber das durchschnittliche Geschichtslehrbuch in England weist, wenn es zum Zeitalter der Hanse kommt, eine mit unstimmigen Fußnoten dürftig gefüllte Lücke auf.

*

Das gewaltige Ansehen der Hanse zu ihrer Glanzzeit stand in keinem Verhältnis zu der kommerziellen Enge ihrer politischen Leitgedanken. Mehr als zwei Jahrhunderte lang schuf — nach den Worten einer englischen Autorin — „diese Kaufmannsgilde dem deutschen Namen Achtung in europäischen Ländern, der deutschen Flagge Achtung in europäischen Gewässern". Die Hanse gedieh auch in England zu voller Größe, aber sie gedieh unter der Gunst der Umstände. Ob ihre Stellung innerlich stark war, ist eine andere Frage. Die erwähnte Autorin schreibt: „Was den Bund zusammenhielt, war weder Gewalt noch Furcht, sondern freier Wille und klare Einsicht in die Vorteile und die Notwendigkeit gegenseitiger Hilfe". Schöne Worte, aber „weder Gewalt noch Furcht" — das erschöpft die negativen Merkmale der hanseatischen Welt nicht. Sie schuf in England eine prachtvolle Fassade, unter der Europa ein großes Stück vorwärts gebracht wurde, aber dahinter ging es höchst unsicher zu. Die Hanse blieb ein sehr loser Bund mit inneren Rivalitäten, Widerspenstigkeiten und beschränktem Blick für das Ganze. Schon ihre Ursprünge und die heimatlichen Grundlagen ihres Weltabenteuers lagen in einem zerfallenen Reich, ja, ohne den Zerfall des Reiches hätte es wohl nie eine Hanse gegeben. Der Bund der Ostseestädte verdankte sein Dasein dem Kampf gegen die Gebietsherren des Hinterlandes und dem Niedergang der kaiserlichen Gewalt. Dem aufsteigenden deutschen Partikularismus setzte die Hanse das Mindestmaß an politischer Geschlossenheit entgegegen, nicht das Höchstmaß, das mit den rein kommerziellen Zielen der Mitglieder oft unerträglich gewesen wäre. Daran ist sie, wie auf anderen Vorposten, so auch in England zugrundegegangen. Die englischen Könige waren freilich zu schwach, um in die deutschen Verhältnisse einzugreifen, sei es zum Schaden oder Nutzen der Hanse, obwohl Heinrich VIII. einmal — erfolglos — der Verbündete Jürgen Wullenwebers gewesen ist. Umso empfindlicher bekamen die deutschen Niederlassungen die nationale Integration Englands zu spüren, die sich zu gleicher Zeit wie der deutsche Zerfall vollzog. In England hat man manchmal die Hanse als eine Form des deutschen Imperialismus beschrieben. In Wahrheit blühte sie auf den Ruinen eines Reiches, das zur politischen Durchdringung der Außenwelt von Jahr zu Jahr unfähiger wurde. Die Zukunft des Imperialismus lag ganz bei den endgültig zusammenwachsenden Nationen, bei England und Frankreich.

Die Geschichte hätte diese ihre Pointe nicht besser herausbringen könen: nachdem schon 1552 einmal die Hanse in England für ungesetzlich erklärt worden war, fiel der Königin Elisabeth, der Tochter Heinrichs VIII., die Rolle zu, am 1. Januar 1598 die deutschen Kaufleute zur Räumung des Stahlhofs zu zwingen. Die einheimischen „Marchant Adventurers", schon im 14. Jahrhundert zur Zeit Eduards III, ungeduldige Nebenbuhler der Deutschen, hatten ihren Willen. Der Rest ist nur noch die Geschichte eines Schattens. Die Hanse erhielt sieben Jahre später den Stahlhof zurück, aber ohne Vorrechte, und 1666 legte ihn der große Brand von London in Asche. Der letzte Hansetag, drei Jahre darauf, war entschlossen, den Verlust abzuschreiben. Aber ein neues Gebäude wurde von dem ehemaligen Hausmeister Jacobsen auf eigene Rechnung errichtet. Seine Pachtherren, die Hamburger, Bremer und Lübecker Kaufleute, wohnten dort zur Miete, wenn sie nach London kamen. 1835 verkauften die drei Hansestädte das Grundstück für £ 72,500 an eine Eisenbahngesellschaft. Ueber der Stätte, wo sechshundert Jahre lang Deutsche den Rechenstift geführt hatten, schloß sich das russische Grabmal der heutigen Sannon Street Station.

*

Um diese Zeit war der Stahlhof längst ein Kuriosum inmitten neuer Organisationsformen des internationalen Handels geworden. An ihrer Entwicklung waren die Deutschen gewiß nicht unbeteiligt. Man bedenke aber, daß nicht lange nach Elisabeths Tod über Deutschland der Dreißigjährige Krieg hereingebrochen war, in dem die Hanse schon nichts mehr bedeutete. Bei einer Fremdenzählung unter der genannten Königin fanden sich in London noch 3838 Deutsche, von denen 3100 ansässig waren, neben 720 Franzosen und 137 Italienern. Aber es vergingen anderthalb Jahrhunderte, bis der Einwandererstrom aus deutschen Ländern wieder Bank- und Kaufleute nach der Londoner City verschlug, die dort Spuren hinterließen. Sir Francis Baring, der die Bankfirma Baring Brothers gründete, wurde als Sohn eines Bremer Pastors 1740 in Exeter (Devonshire) geboren. 1814 gründete Wilhelm Heinrich Goeschen, aus der Leipziger Buchhändlerfirma hervorgegangen, die Bank Froehlich and Goschen. Wie hätte er die tragische Verkettung dieses Schritts mit den deutsch-englischen Geschicken ahnen können! Er selbst ging 1863 nach Deutschland zurück. Seine Söhne stiegen zu hohen Staatsstellungen in England auf, und einer von ihnen war der Botschafter Sir Edward Goschen, der am 4. August 1914 die englische Kriegserklärung in Berlin überreichte. Ein grelles Einzelschicksal — und doch im Grunde nicht mehr und nicht weniger als repräsentativ. Zu den Glücklichsten muß man wahrscheinlich eine deutsch-englische Familie jüngeren Datums, die Inhaber des Bankhauses J. Henry Schroeder & Co., zählen. Der heutige Leiter Baron Bruno von Schroeder, der in Hamburg geboren wurde, ist erst zu Beginn des Weltkriegs naturalisiert worden. Seine Verbindungen mit Lateinamerika waren der englischen Regierung unentbehrlich. Allein schon seine unerschöpfliche finanzielle Hilfsbereitschaft für deutsche Anliegen in England und in der Heimat sichert diesem Manne eine besondere Stellung.

Wie die Goeschen und Baring, so sind die Kleinwort, Hambro, Huth und andere Merchant Bankers, so sind auch deutsche Finanzleute mit einer Ader für das öffentliche Leben wie Sir Felix Schuster von ihrem zweiten Vaterland mit Leib und Seele aufgesogen worden. Es wäre ungerecht, den Weg der City-Deutschen lediglich als eine Frage persönlicher Haltung zu behandeln oder auch nur anzunehmen, es sei ihnen beim Wechsel der Staatsangehörigkeit und danach immer wohl zumute gewesen. Nicht allein haben manche den inneren Kampf mit sich selbst nie hinter sich gebracht, viele haben im Weltkrieg erlebt, daß ihre Selbstentäußerung, mochte sie auch Jahrzehnte zurückliegen, vom englischen Mißtrauen entwertet wurde. Alle diese Männer hatten ihr Glück dem neuen Individualismus anvertraut, der die internationalen Finanz- und Wirtschaftsbeziehungen durchdrang und verführerisch von der zünftigen Enge der Hanseatenzeit abstach. Die Kriegsjahre waren die Probe darauf. Sie entfesselten jahrhundertelang verleugnete Mächte, denen keine Haltung und Widerstandskraft des Einzelnen gewachsen war.

Der Weltkrieg traf natürlich weit mehr als einzelne Deutsche, die am Stahlhof der Londoner City rühmlichen Anteil genommen und dafür den Preis der Naturalisierung gezahlt hatten. Vernichtender trafen Krieg und Frieden die Gesamtheit der deutsch-englischen Wirtschafts- und Finanzbeziehungen. Es ist nicht möglich, die damaligen Ereignisse in das Licht eines traurigen Zwischenakts zu stellen. Die „Abwicklung des feindlichen Eigentums" beschloß nicht minder eine Epoche als jene Verfügung der Königin Elisabeth über den Stahlhof. Gewiß, die meisten von uns können sich kaum noch unter die Tatsachen zurückversetzen, die damals den Englanddeutschen ins Gesicht starrten. Vergessen tut gut. Aber es sei auch bedacht, daß die Folgen noch nicht überwunden sind und daß auf die Heilkraft des bloßen Zeitablaufs in dieser Sache wenig Verlaß ist. Die City und die Deutschen — das ist ein schmales Thema geworden. Wenig Waren, wenig Geld und — wenig Menschen gehen über diese Brücke. Aber wir hören so viel von einer neuen Befreiung des Welthandels, und vielleicht ist es diesen Anstrengungen vorbehalten, auch hier eine neue, dritte Epoche einzuleiten.

*) Unter Eduard III. begann ein fast hundert Jahre dauernder Krieg Englands mit Frankreich. Der König verpflichtete sich 1337 zur Hilfsgelderzahlung an den deutschen Kaiser und sechzehn niederrheinische und niederländische Fürsten. Unter seinen Geldgebern waren neben den italienischen Bankhäusern Bardi und Peruzzi, denen Eduard schon 1340 210 000 £ schuldete und die 1345 Bankrott machten, Dortmunder Kaufleute. Der König kam in immer größere finanzielle Abhängigkeit von diesen und auch solchen aus Köln. 1339 hatte er seine große Krone, das beste Stück des englischen Kronschatzes, für 50 000 Goldgulden dem Erzbischof Balduin von Trier verpfänden müssen. Verhandlungen zur Wiedererlangung der Krone führten nicht zum Ziel. Nachdem schon verschiedene Ratenzahlungen geleistet worden waren, betrug die Schuldsumme im Mai 1443 doch wieder 45 000 Goldgulden. Da übernahmen die Dortmunder Kaufleute Tidemann Lemberg, Konrad Klepping u. a. im Jahre 1443 die Schuld gegen Verrechnung aus den englischen Zöllen. Doch wurde erst am 30. April 1349 die Krone an den Engländer Thomas de Melcheburn ausgeliefert. Eduard III. hatte aber auch noch die Krone seiner Gemahlin, seine kleine Krone und andere Kleinodien im Januar und August 1339 als Schuldpfänder nach Köln geschickt. Auch in diesem Falle übernahm der oben genannte Tidemann Lemberg (1345) gegen Bewilligung eines Ausfuhrzolls von 4000 Mark, mehr als des Dreifachen der von ihm zu leistenden Auslösezahlung, die Rücklieferung der verpfändeten Kostbarkeiten. Noch einmal mußte dann der König im April 1346 seine Krone demselben Dortmunder Kaufmann verpfänden; erst drei Jahre später wurde dieses Pfand wieder ausgelöst und an die königliche Schatzkammer zurückgegeben (vergl. Rübel, Geschichte der Grafschaft und der Freien Reichsstadt Dortmund).

**) Rübel wendet sich (a.a. O.) gegen die Meinung, daß der Stahlhof von einer Schnellwaage (steelyard) oder gar von dem Verkauf von Stahl oder Eisenwaren seinen Namen habe. Der Name sei vielmehr von einem Worte „stal", das Standplatz, Ausstellungsplatz bedeute, abzuleiten. Demnach habe „Stahlhof" nichts anderes als einen Lager- und Verkaufsplatz für Handelszwecke bedeutet. Die ursprünglich den Kölner Kaufleuten gehörende Londoner Gildhalle entwickelte sich allmählich zum Verkaufshaus der deutschen Kaufleute in der Hanse.

Die Schriftleitung.

„Wir stehen nicht unter Vormundschaft."

Der Laibacher „Slovenec" gegen Doppelmoral der „großen Demokratien".

Die Balkanstaaten keine Vasallen-Staaten.

DNB **Belgrad**, 14. Januar.

Das Blatt des jugoslawischen Innenministers Koroschetz, der in Laibach erscheinende „Slovenec", veröffentlicht einen Leitartikel, der die Ueberschrift trägt: „Wir stehen nicht unter Vormundschaft."

In dem Artikel heißt es: Eine allgemein anerkannte und allgemein übliche Regel des internationalen Lebens, die auch im internationalen Recht anerkannt wurde, ist, daß kein Staat sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates einmischen darf. Diese Regel wurde im vorigen Jahrhundert von der Demokratie gegen die Reaktion erkämpft, als Metternich im Namen der Heiligen Allianz seine Nase in alle möglichen fremden Angelegenheiten hineinsteckte. In erster Linie war es England, das derartigen Eingriffen in die inneren Angelegenheiten anderer Völker Halt gebot. Heute nun, da im Sinne der Wilsonschen Punkte im Völkerbund alle Kulturstaaten, ob sie nun groß oder klein sind, als gleichberechtigt und unabhängig anerkannt sind, scheint es,

daß gerade die sogenannten „westlichen Demokratien" die Grundregeln des internationalen Zusammenlebens in der Praxis völlig vergessen haben, daß nämlich jeder Staat und jedes Volk jedes Regime haben kann, das es selbst haben will oder duldet, und daß es niemand etwas angeht, wie ein Land regiert wird, ob demokratisch oder autoritär, ob monarchistisch oder republikanisch, ob freidenkerisch oder konservativ.

Unlängst wurde nun in Rumänien das Regime Goga eingesetzt, das von der Bevölkerung gutgeheißen wird. Das muß jedermann zur Kenntnis nehmen und die ganze Angelegenheit dem rumänischen Volk überlassen, da dieses allein das neue Regime etwas angeht, mit einem Wort: Im inneren Leben Rumäniens möge geschehen, was wolle. Fremde Staaten haben sich darum nicht zu kümmern.

Die rumänische Regierung, so fährt der Artikel fort, ist voll berechtigt, Gewerbe und Geschäfte zu verbieten, die zur wirtschaftlichen Ausnutzung der Bevölkerung, zum Wucher und zur Anhäufung großer Besitztümer mißbraucht werden, die von Rechts wegen dem bodenhungrigen rumänischen Bauern gehören. Das Blatt wendet sich in diesem Zusammenhang gegen „einen energischen und feierlichen Schritt von Vertretern großer Demokratien dies- und jenseits des Atlantik" bei der rumänischen Regierung. Mit diesem Schritt meint der Artikel offensichtlich das Eintreten Englands, Frankreichs und Amerikas zugunsten der Juden in Rumänien.

Das Sowjetregime, so fährt der Aufsatz fort, unterdrückt und mißhandelt schon seit 20 Jahren das russische Volk, verfolgt die Ukrainer, die viel zahlreicher sind als die Juden in der ganzen Welt zusammen. Die Sowjets vernichteten die georgische Republik und schicken heute immer noch gläubige Christen unter auf möglichst boshaften Beweisen aufgebauten Vorwänden massenhaft zum Sterben in die sibirischen Arbeitslager oder unmittelbar aufs Schaffot. Und dies alles nur deshalb, weil sie an Gott und die Gerechtigkeit glauben.

Haben wir jemals gehört, daß diese andachtsvolle englische oder amerikanische Demokratie im Namen der Humanitätsprinzipien bei der Sowjetregierung dagegen protestiert hätte? Oder daß die Regierung der französischen Volksfront, die sich soviel mit ihren freiheitsliebenden Prinzipien zum Nutzen aller Völker der Erde rühmt, bei dem befreundeten Regime im Kreml im Interesse der unterdrückten und verfolgten Schichten in Rußland vermittelt hätte?

Was würde man in England sagen, wenn sich der Vertreter irgendeines fremden Staates im St. Jamespalast anmelden würde, um „im Namen der Menschlichkeit", des „Selbstbestimmungsrechtes der Menschheit" und den „Grundfreiheiten der Menschen" dagegen zu protestieren, daß ein fremder Staat in Palästina zu Gunsten der jüdischen Einwanderer die Einheimischen vertreibt und ihren Boden und die Naturreichtümer enteignet, die überwiegende Mehrheit der arabischen einheimischen Bevölkerung mit Fliegerbomben, Tanks und Maschinengewehren züchtigt? Oder wenn jemand in Paris „energisch und feierlich" einen amtlichen Schritt unternehmen würde, weil Anhänger der Rechten eingesperrt werden, während Kommunisten ihre Angriffstruppen der roten Miliz bewaffnen und ausbilden dürfen? Oder wenn sich ein europäischer Diplomat erfrechen würde, im Weißen Hause in Washington die Regierung der nordamerikanischen Union zu ermahnen, ihren Anhängern auch tatsächlich alle jene Rechte und jene Würde zu gewähren, die ihnen als Menschen und Staatsbürger zukommen?

Natürlich wird niemand so etwas unternehmen, denn die sogenannten „großen Demokratien" würden eine solche Intervention mit größter Entrüstung zurückweisen, da sie dadurch beleidigt würden und diese Einmischung auch die internationalen Gepflogenheiten breche und einen Eingriff in ihre Souveränität darstelle. Den großen Demokratien hingegen gefällt es, da sie offensichtlich auf dem Standpunkt stehen, was Große tun dürfen, dürfen Kleine nicht. Kein Staatsmann oder offizieller Politiker oder diplomatischer Vertreter darf, so sagt der Artikel, öffentlich die französische Demokratie kritisieren, in der, wie bekannt, nicht das Volk regiert, sondern einige Rechtsanwalts- und Großkapitalistencliquen in trauter Gemeinschaft mit den Generalsekretären der roten Gewerkschaften, oder die englische Demokratie, von der Chesterton in seinem Buche über Dickens feststellt, daß sich seit den Zeiten, in denen Dickens lebte und für Menschenrechte eintrat, im Grunde genommen nichts geändert habe. „Jeder", so sagt Chesterton, „ist ein Dummkopf, der glaubt, daß England sich wirklich erneuert hat, ein demokratischer Staat geworden ist und sich von der Korruption befreit hat. Vielmehr besteht das Londoner Parlament nach wie vor in erster Linie aus Abgeordneten, die wissen, daß die Stellungen in der Regierung und in der Verwaltung gute Futterkrippen sind, in zweiter Linie aus solchen Abgeordneten, die wissen, daß die verschiedenen hochoffiziellen Erklärungen nackter Schwindel sind und in dritter Linie aus solchen Abgeordneten, die nichts wissen und sich doch wohlfühlen."

Diese Worte Chestertons sind zwar etwas dichterisch übertrieben, im großen und ganzen stimmt es aber schon, was jeder weiß, der hinter die Kulissen dieser Demokratie blicken konnte. Jedoch da darf niemand anrühren, wenn er keinen großen Skandal hervorrufen will. Trotzdem durfte der höchste Vertreter einer solchen großen Demokratie unlängst in seiner Rundfunkrede Europa Lektionen erteilen, welche Regierungen sich seine Völker erwählen sollen. Da ist etwas nicht in Ordnung und wir dürfen mit Recht von doppelter Moral sprechen.

Dem muß man sich energisch widersetzen. Die Staaten des Donaubeckens und Balkans sowie auch die Oststaaten sind nicht mehr Vasallen-Staaten oder irgendwelche Kolonien und unter Mandat stehende Länder. Auch Rumänien und die anderen „kleinen Staaten" werden ihr Schicksal selbst bestimmen und eine solche Regierung haben, die sie selbst wollen.

Beinahe – kleine Erdkatastrophe.

700 000 Kilometer an der Erde vorbei. — Zwergplanet kam in Erd-„Nähe".

Ein wenig spät, nach den Feiertagen, nachdem die Welt sich anschickt, den Ereignissen des neuen Jahres ins Auge zu blicken, erfährt man aus dem Munde des südafrikanischen Astronomen Dr. H. E. Wood, daß die Erde am 30. Oktober 1937 „um ein Haar", d. h. um 5 Stunden und 30 Minuten, an einer Katastrophe vorbeigerast ist. Nur diese kleine Zeitfrist und eine Entfernung von 700 000 Kilometern verhinderten, daß die Erde in eine Katastrophe verwickelt wurde, die etwa jener der Sintflut hätte gleichkommen können. Wenn man bedenkt, daß 700 000 Kilometer im Weltraum und in der astronomischen Berechnung fast garnichts sind, dann wird man begreifen, daß den Astronomen zwischen dem 25. und 30. Oktober das Herz ein wenig schneller schlug — wenigstens soweit diese Annäherung eines Zwergplaneten an unsere Erde den Astronomen bekannt war.

Nur einige Spezialisten, die sich mit der Untersuchung gewisser Zwergsterne aus der Asteroiden-Gruppe und mit Trabanten der übrigen Planeten befassen, wußten durch photographische Aufnahmen, daß sich etwas Besonderes am Himmel tat. Der Heidelberger Astronom Reimuth hatte den „Zwerg" zuerst entdeckt und auch seine Umlaufzeiten berechnet. Man hatte ihm zu Ehren diesen Himmelskörper sogar „Reimuth-Stern 1937 UR" getauft.

Wenn wirklich ein solcher Zwergplanet die Erde getroffen hätte, was wäre dann geschehen. Dieser Planet gehört zu den Himmelskörpern, die normalerweise einem Planeten wie der Erde nicht direkt gefährlich werden können. Aber für uns Erdenbürger, die wir auf der äußersten Haut der Mutter Erde hausen, wäre auch eine Anritzung dieser Außenhaut von schlimmen Folgen gewesen. Man denke nur an die gewaltigen Einschlagskrater in Arizona, an die ganz ähnlichen Einschlagsstellen auf einer Insel am Baltischen Meer. Man erinnere sich an die Meteorkatastrophe vom Jahre 1908, als in Sibirien ein mächtiger Komplex durch einen solchen Einschlag „rasiert" wurde. Nun wäre der Reimuth-Himmelskörper erheblich größer und gefährlicher geworden. Der Luftdruck, die Wasserbewegungen und der Aufprall würden schwere Folgen für die Erde gehabt haben. Die „Gefahr" ist vorüber. Aber schließlich — ist es noch immer gutgegangen!

Wolfsrudel beunruhigen die polnischen Bauern.

-|- **Warschau**, 14. Januar.

Aus verschiedenen Teilen Polens wird das Auftauchen starker Wolfsrudel gemeldet, die immer dreister werden und besonders in Ostpolen bis in die Dörfer vordringen. Aus einem ostgalizischen Dorf liegt ein Bericht vor, wonach die Wölfe eine fünfköpfige Familie zerfleischt haben. Meldungen aus Pommerellen zeigen, daß die Wölfe aus dem Osten bis in die früheren preußischen Provinzen vorgedrungen sind. Besonders in der Tucheler Heide und in der Kassubischen Schweiz, in der Umgebung von Karthaus und Berent richten die Bestien unter dem Wild und auch unter den Haustieren erheblichen Schaden an.

Bilder vom Ende der Welt.

In den Planetarien, die man in Amerika schon eingerichtet hat oder einzurichten im Begriff ist, werden auch Bilder gezeigt werden, die sonst in Planetarien bis jetzt nicht aufgetaucht sind. Es handelt sich um Darstellungen vom Ende der Welt.

Man vertritt den Gedanken, daß ein Ende der Erde auf vier verschiedene Weisen erfolgen kann. Entweder erfolgt ein Zusammenstoß zwischen zwei großen Sternen, sodaß die Sonne aus ihrem System herausgeworfen wird. Oder aber es kommt zu einem Zusammenstoß eines Kometen mit der Erde. Oder die Sonne explodiert und verbrennt dann die Erde. Oder aber sie wird dunkel und hüllt dann auch die Erde in Dunkelheit ein und tötet alles Leben durch Kälte. Diese vier Möglichkeiten werden in interessanter Form in einem Film gezeigt. Offenbar will man in Amerika den Menschen die Angst vor dem Ende der Welt abgewöhnen.

Besuch einer deutschen Offiziersabordnung in Polen. In Erwiderung des früheren Besuches einer polnischen Offiziersabordnung bei der deutschen Wehrmacht fährt General der Infanterie Liebmann mit einigen Heeresoffizieren auf Einladung des polnischen Kriegsministers am Sonntag nach Warschau. Den deutschen Offizieren werden verschiedene polnische Heereseinrichtungen gezeigt werden.

Neubesetzung des Gouverneurpostens der Belgischen Nationalbank. In einer Sitzung des belgischen Ministerrats einigte man sich über die Neubesetzung des Gouverneurpostens der Belgischen Nationalbank, der bekanntlich durch den Tod von Louis Franck freigeworden ist. Wie verlautet, wird das Kabinett dem König am Donnerstag die Ernennung des bisherigen Vizegouverneurs der Bank, Georges Janssen, zum Gouverneur vorschlagen. Wie verlautet, hat van Zeeland von sich aus auf eine Kandidatur verzichtet, die von einigen Ministern vorgeschlagen worden war.

400 Millionen Peseten für den Wiederaufbau Oviedos benötigt. Der Ausschuß, der für den Wiederaufbau der durch die mehrmonatige Beschießung zerstörten Stadt Oviedo eingesetzt worden ist, hat jetzt den Kostenvoranschlag für die großen bevorstehenden Arbeiten beendet. Da etwa 3000 Gebäude ganz oder teilweise zerstört sind, wird für den Wiederaufbau ein Betrag von etwa 400 Millionen Peseten erforderlich werden.

Der irische Dail vertagt. Das Dail, das irische Parlament, hat sich am Donnerstag bis zum 2. Februar vertagt.

Fernsprechdienst mit Aegypten. — Sonnabends billiger. Mit Wirkung vom 8. Januar 1938 ist im Fernsprechdienst mit Aegypten, Irak, Palästina und Syrien die Gebühr für Gespräche an Sonnabenden um 21 RM je Einheit herabgesetzt worden. Derartige Gespräche bis zu drei Minuten Dauer kosten mithin mit Aegypten 41 RM, mit dem Irak 52 RM, mit Palästina 46 RM und mit Syrien 48 RM.

Aegyptisches Heer auf Farut I. vereidigt. Am Freitag erfolgte die feierliche Vereidigung des ägyptischen Heeres auf König Farut I., wozu alle in der Umgebung von Kairo stationierten Einheiten in Galauniform auf dem Abdine-Platz aufmarschiert waren. Die höheren Offiziere leisteten den Treueid durch Handschlag. Es erfolgte dann die Gesamtvereidigung und anschließend ein Vorbeimarsch vor dem König.

Gronauer Stadt-Rundschau

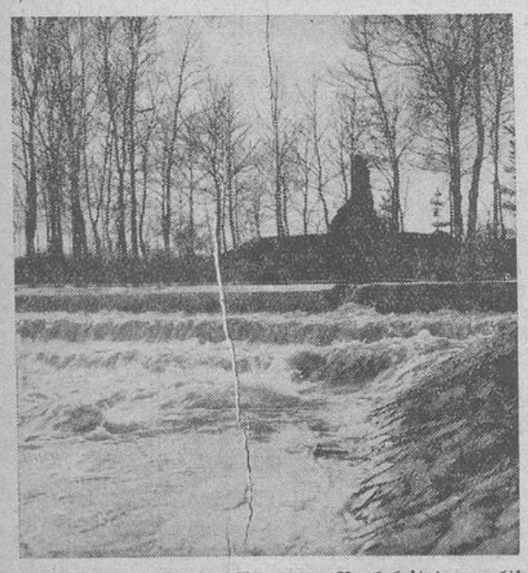
Gronau, den 15. Januar 1938.

Vom Hochwasser der Dinkel

... und schlechten Wegen.

Die fast ununterbrochenen Niederschläge der letzten Tage haben ein rasches Steigen des Wasserstandes zur Folge gehabt. Ungepflasterte Wege im Bereiche des Stadtgebietes sind zum Teil dermaßen aufgeweicht, daß man sie kaum passieren kann. Am Rande der Stadt gibt es Wege und sogenannte „Straßen", deren gegenwärtiger Zustand der Stadtverwaltung Anlaß zur Abhilfe geben sollte.

Im übrigen ist im letzten Jahrzehnt von der Verwaltung zur Bekämpfung der Hochwassergefahr manches Gute und Zweckmäßige geschehen. Wohin würden sich wohl die riesigen Wassermassen, wie wir sie augenblicklich wieder sehen, ergießen und welchen Schaden würden sie anrichten, wenn vor etlichen Jahren nicht das Flußbett der Dinkel sowie die Umflut an verschiedenen Stellen reguliert worden wären! Auch die angelegte Ueberlaufmulde im Hindenburgpark in der Nähe des Freibades vermindert die Gefahr des Uebersteigens der Ufer, denn hier ergießen sich in den letzten Tagen ununterbrochen gewaltige Wassermengen aus der hochströmenden Dinkel in das breite Verbindungsbecken und leiten sie ab in die Umflut. Wenn trotzdem, besonders im Nordwesten der Stadt (Tiekerhook = holl. Grenze), weite Flächen der Dinkelwiesen überschwemmt sind, so mag es daran liegen, daß man im nahen Holland, etwa von Losser bis Denekamp, mehr als bisher für die Begradigung bezw. Erbreiterung des Dinkelflußbettes tun könnte. Hier ist der Fluß an vielen Stellen so eng und reich an Krümmungen, daß er die plötzlich anfallenden Wassermengen nicht fassen kann und sie über die Ufer wirft. So sieht man denn auch in jenem Gebiet jetzt wieder weit mehr Gelände überschwemmt als bei uns. Wenn der Holländer dort die Regulierungsfrage einmal gründlich löst, wird er nicht nur uns dienen, sondern am meisten sich selbst.



Die Ueberlaufmulde im Gronauer Park leitet gewaltige Wassermengen von der hochströmenden Dinkel in die Umflut ab. Ein eindrucksvolles Bild, wenn man zur Zeit wieder dem brausenden, schäumenden Spiel dieses Wasserfalls zusehen kann.

Wieder Einquartierung in Gronau

Erst vor einigen Tagen sind unsere Weihnachts- und Neujahrsurlauber wieder abgereist und in ihre Garnisonen zurückgekehrt, da meldet sich neuer Soldatenbesuch an. Angehörige eines Flakregimentes aus Essen berühren auf einer Uebung unsere Stadt und werden in der Nacht vom 29. 1. auf 30. 1. 38 in unseren Mauern Quartier beziehen. Hieraus erwachsen naturgemäß den Einwohnern der Stadt besondere Pflichten, die hier erläutert seien.

Das Quartierleistungsgesetz vom 25. Juni 1868 bestimmt, daß das Reich berechtigt ist, gegen Gewährung der bestimmungsgemäßen Entschädigung Quartierleistung zu verlangen und dazu alle nutzbaren Baulichkeiten in Anspruch zu nehmen, soweit die Quartiergeber dadurch in der Benutzung der für ihre Wohnungs-, Wirtschafts- und Gewerbebetriebsbedürfnisse unentbehrlichen Räumlichkeiten nicht behindert werden. Befreit sind lediglich öffentliche und eine Reihe anderer Gebäude, die im Gesetz besonders benannt sind. Quartiergeber, welche ihren Obliegenheiten nicht nachkommen, können gegebenenfalls durch Anwendung von Zwangsmitteln hierzu angehalten werden. Wir sind überzeugt, daß die letztgenannte Bestimmung keine praktische Anwendung finden wird, da es sich jeder Gronauer Bürger, der ein Quartier stellen kann, zur Ehre anrechnen wird, einen oder mehrere Soldaten vorübergehend beherbergen zu können.

)(**Ehemaliger russischer Offizier spricht in Gronau.** Am kommenden Mittwoch, 19. Januar, spricht im Rahmen des Veranstaltungskalenders der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" in der Tonhalle Lilienfeld der ehemalige russische General-Leutnant Sacharow über das aktuelle Thema „Der rote Panslawismus". Karten für diesen interessanten Vortrag sind in der Geschäftsstelle unserer Zeitung erhältlich.

Im Dienste der Mitmenschen

25jährige Tätigkeit der Schwester Lieschen Schürmann bei der Tuberkulose-Fürsorge Gronau i. W.

Am 18. Januar 1938 ist Schwester Lieschen Schürmann 25 Jahre in Gronau als Fürsorgeschwester tätig.

Wer kennt sie nicht die bienenfleißige, tüchtige Betreuerin unserer Kranken! Tausende von Gronauern sind durch ihre Hände gegangen. Tausende von Kindern hat sie betreut, sei es beim Baden, in der Liegehalle, oder auf den Transporten zu den Heilbädern. — Ganz gewiß wird die ganze Gronauer Einwohnerschaft innigen Anteil nehmen an diesem ihren Ehrentage. 25 Jahre in einer Stadt, bei Wind und Wetter unterwegs, sieht man



sie auf ihrem Rade wie ein Heinzelmännchen durch die Straßen fahren.

Alle ihr anvertrauten Patienten werden von ihr mit mütterlicher Fürsorge betreut und beraten. Vielen konnte sie durch rechtzeitigen Rat mit Hilfe der Gronauer Aerzte Heilung und Rettung bringen. Viele werden ihr daher an diesem Tage die Hand drücken und so wollen auch wir von der Fürsorgestelle aus an dieser Stelle unseren herzlichsten Glückwunsch zu Schwester Lieschens Ehrentag zum Ausdruck bringen. Möge sie noch lange mit gleichem Eifer, mit gleicher Fürsorge und mit gleicher Gesundheit ihres schweren Amtes walten, zum Heil der Kranken und zum Heil der heranwachsenden Jugend.

Die Tuberkulosen-Fürsorgestelle zu Gronau i. W.:
Frau Lina Meier Dr. Hendrik van Delden.

Heute Winterfest der Kriegerkameradschaft

Die Kriegerkameradschaft Gronau feiert am heutigen Sonnabend, um 8,30 Uhr abends beginnend, ihr Winterfest, wozu die Kameraden sowie ihre Familienangehörigen herzlich eingeladen sind. Die jungen Soldaten der neuen Wehrmacht, welche heute im Soldatenbund zusammengeschlossen sind, werden ebenfalls teilnehmen. Der Beirat der Kameradschaft wird für ein unterhaltendes Programm sorgen. Die Festansprache wird wie immer der Ehrenvorsitzende Kamerad Rektor Heer halten. Eine Hauptnummer des Abends bildet ein Varieté-Programm „2 Stunden Allotria", bei dem nicht nur die besten hiesigen, sondern auch auswärtige Kräfte mitwirken.

Die Verlosung des von den Jägern des Vereins zur Verfügung gestellten Wildes und die sonstigen Preise, wird manchem alten Krieger noch einen Sonntagbraten bringen. Die Kapelle Wirtz wird ihr Bestes hergeben, damit auch die Tanzlustigen zu ihrem Recht kommen.

Kleine Stadtnachrichten

)(**Die Gronauer Karnevalsfreunde** treffen sich am nächsten Montag, 17. Januar, abends 8,30 Uhr im Hotel zur Post (J. Vorspel) zu einer Besprechung aller karnevalistischen Fragen. Es gilt, mit Hochdruck jetzt die Vorbereitungen für den diesjährigen Karneval zu treffen, der schon mit Rücksicht auf den Fremdenzustrom den letztjährigen Fastnachtsveranstaltungen in der Grenzstadt nicht nachstehen soll. Es handelt sich bei der Versammlung am Montag um eine öffentliche Veranstaltung, die von der Gronauer Karnevalsgesellschaft in Verbindung mit „Kraft durch Freude" veranlaßt ist. Alle Karnevalsfreunde sind willkommen. (S. Anzeige!)

:=: **93 Jahre alt.** Im Kreise ihrer Angehörigen kann Frau Witwe Antonia von Pichowski, Annastraße 32, am morgigen Sonntag ihren 93. Geburtstag feiern. Der hochbetagten Mitbürgerin wünschen wir ihren weiteren Lebensabend alles gute.

● **Turnverein Gronau.** Bei den Gerätemeisterschaften des Kreises Westmünsterland in Coesfeld am letzten Sonntag konnte das Mitglied des Turnvereins Gronau, Kurt Zahn, im Kampf mit den besten Turnern des Westmünsterlandes einen schönen Erfolg erringen. Er belegte in der Gesamtbewertung in dem schweren Zwölferkampf den 6. Platz und qualifizierte sich damit für die Teilnahme an den Bezirksmeisterschaften, die am Sonntag in Haltern für den ganzen Regierungsbezirk Münster stattfinden. Leider konnte unser heimischer Turnverein zu den Kämpfen in Coesfeld nicht mehr Teilnehmer entsenden, da viele Mitglieder gegenwärtig ihrer Militärpflicht genügen.

Parole: „Sammelt Altmaterial!"

Große Altmaterial-Sammelaktion der Grenzland-HJ.

in der ersten Februar-Woche.

Die Hitler-Jugend hat im Rahmen des zweiten Vierjahresplanes als besondere Aufgabe die Erfassung des Altmaterials gestellt bekommen. Ihre Sammelaktionen, die nach einheitlichen Richtlinien monatlich durchgeführt werden, haben schon zu recht erfreulichen Ergebnissen geführt. Beträchtliche Mengen wertvoller Altmaterialteile sind der Wiederverwertung zugeführt worden. So wurde auch von der Hitler-Jugend des Grenzland-Bannes ein nicht zu unterschätzender Beitrag zum Wirtschaftskampf unseres Volkes geleistet.

Die Sammeltätigkeit der Hitler-Jugend in den Haushaltungen gilt bekanntlich vor allem der Erfassung von Tuben, Flaschenkapseln und Metallfolien. **Im Februar werden erstmalig Rohstoffsparbüchsen der Hitler-Jugend in den Betrieben, Kantinen und öffentlichen Lokalen aufgestellt,** ebenso gedruckte Propagandazettel auch den letzten Volksgenossen auf die Bedeutung der Altmaterialsammlung aufmerksam machen.

Wenn man sich vor Augen hält, daß früher durch die Verschwendung jener Stoffe, die als Abfälle behandelt wurden, der deutschen Wirtschaft Millionenwerte verloren gingen, wird man die Parole der Jugend **„Sammelt Altmaterial!"** nicht übergehen können. Der Appell richtet sich natürlich besonders an die Hausfrauen, die es sich zum Grundsatz machen müssen, alles brauchbare und entbehrliche Material den Stellen zufließen zu lassen, die mit seiner Erfassung und Wiederverwertung beauftragt sind.

Aus den bisherigen Erfahrungen bei den Altmaterialsammlungen sind die neuen Anordnungen für die Sammeltätigkeit der HJ.-Einheiten in diesem Winter hervorgegangen. Es werden nunmehr ab Februar ds. Js. in der **ersten Woche eines jeden Monats** die angesammelten Altmetalle von den Hitler-Jungen und BDM.-Mädeln abgeholt und den Altstoffhändlern zugeführt werden, wobei der Erlös für die Einheiten der Hitler-Jugend verwendet wird. Durch die genaue Einteilung aller Straßen ist die Gewähr dafür gegeben, daß jeder Haushalt von der Sammlung erfaßt wird. Nochmals wird betont, daß die Hitler-Jugend ausschließlich die angeführten Altmetalle sammelt, und daß z. B. Rasierklingen, Metallbüchsen, Eisenteile usw. für die Sammlung nicht in Betracht kommen.

Auch im neuen Jahr stellt sich die Hitler-Jugend mit ihrer Altmaterialsammlung in den Dienst des Vierjahresplanes, dessen Beauftragter, Ministerpräsident Generaloberst Göring, für das Jahr 1938 die zuversichtliche Parole „Es geht!" gestellt hat. **Der Kampf um die Rohstoffsfreiheit unseres Volkes muß, wenn er zum Erfolg führen soll, von jedem einzelnen getragen werden.** Deshalb richtet die Hitler-Jugend ihren Appell an die Oeffentlichkeit, sie bei dem freiwilligen Einsatz für die Altmaterialschaffung tatkräftig zu unterstützen, denn die Grenzland-HJ. will zu ihrem Teil an der Erringung der Rohstoff-Freiheit tatkräftig beitragen.

Hitler-Jugend Gronau

HJ.-Orchester. Samstag, den 15. Januar tritt das Orchester um 8 Uhr am Heim zur Probe an.

Standortappell. Sonntag, den 16. Januar ist Standortappell. Der Standort tritt um 2,30 Uhr in sauberer Uniform am Heim an.

Spiel und Sport

Ein bedeutungsvolles Treffen

Vorwärts 09 Gronau — BV. Rheine 1910.

Ein für die weitere Gestaltung der Schlußgruppe der Münsterischen Bezirksliga besonders wichtiges Treffen ist das Rückspiel zwischen Vorwärts und dem Rheiner Ballspielverein. Es geht am Sonntag darum, ob BV. Rheine zum Mittelfeld auf — und mit Vorwärts gleichschließen kann. Im Falle eines Rheiner Erfolges trifft das zu. Dann würde es aber für Vorwärts sehr mulmig, weil dann auch die aufstrebenden Hülser, im Falle eines möglichen Heimsieges über Münster 08, Vorwärts hinter sich lassen würden. Außerdem müssen die Gronauer am kommenden Sonntag das schwere Rückspiel gegen Münster 08 in Münster austragen, das Spiel ist vorverlegt, und das könnte ein rettungsloses Rückfallen an das Tabellenende bedeuten. Für Vorwärts gibt es also in dem sonntäglichen Spiel nur eine Möglichkeit diesen Gefahren zu entrinnen, und das ist ein Gewinn beider Punkte. Nach den Leistungen des Kampfes gegen Preußen Münster scheint uns dieses unbedingt möglich. Es ist natürlich Vorbedingung, daß ein jeder Spieler sich der Bedeutung des Spieles bewußt ist. Darum wollen wir uns aber nicht bangen.

Vorspiel: Vorwärts 09 Res. — BV. Rheine Res.

Im Vorspiel hat die Vorwärtsreserve die im Hinspiel erlittene 2:4-Niederlage wettzumachen. Ob das gelingt, wollen wir aber abwarten.

Handball:

Ortsrivalenspiel der Handballer

Vorwärts 09 Gronau — Concordia 21/24 Gronau.

Der Gronauer Tabellenführer der Handballbezirksklasse Emsland steht in diesem Ortsspiel gegen Vorwärts vor einer seiner schwersten Aufgaben zur Verteidigung seiner Stellung. Zwar haben die Vorwärtsler am vergangenen Sonntag ihre Form von Rheine in Lingen nicht aufrechterhalten können, aber auch Concordia mußte auf eigenem Platze den Schüttorfern einen wichtigen Punkt überlassen, sodaß in diesem Spiel wieder alles drin und jeder Spielausgang möglich ist. Am Sonntagvormittag wird jeder Gronauer Handballfreund auf seine Kosten kommen.

Frauenhandball:

Vorspiel: Vorwärts 09 Gronau — Sportfr. Gellendorf.

Nun können auch die Handballmädels endlich einmal wieder ein Spiel austragen, und zwar geht es um die Punkte gegen die Gellendorferinnen. Obwohl die Vorwärtslerinnen erst einmal wieder in Tritt kommen müssen, erwarten wir ihren sicheren Sieg.



Phot. Ufa-Hämmerer

Mathias Wieman (33)
ist der Hauptdarsteller in dem Ufa-Tonfilm „Patrioten"

Vereinsanzeiger

(Nur für Mitteilungen an die Mitglieder
Preis pro Millimeter Höhe **5 Pfennig.**)

Schützenverein Buterland-Beckerhook Gronau. Die Mitglieder werden nochmals an den heute (Samstag) um 20 Uhr im Jägerhaus Nieuwmeyer stattfindenden Kameradschaftsabend erinnert, wozu sie mit ihren Angehörigen zahlreich erscheinen wollen.

Epe'r Lokal-Nachrichten

Gelbe Signale auf nächtlicher Straße

Eine große Anzahl von Verkehrsunfällen war darauf zurückzuführen, daß die „Katzenaugen" genannten Rückstrahler nicht immer ihren Zweck erfüllten, weil die Kraftfahrer vor ihnen fahrende Radfahrer bei Dunkelheit nicht rechtzeitig und deutlich genug erkennen. Anstelle des „Katzenauges" setzt eine wichtige neue Erfindung, die auch bereits in der neuen Straßenverkehrsordnung verankert ist, die sich beim Radeln bewegenden Treter als Signalträger ein. Die Treter — früher nannte man sie unschön „Pedale" — sind auf beiden Seiten mit einer die Scheinwerferstrahlen zurückwerfenden Glasmasse versehen. Diese Glasmasse leuchtet gelb auf, sowie ein Scheinwerferstrahl darauftrifft. Dadurch, daß die Treter aufleuchten, wird das bisher feststehende Lichtsignal beweglich. Jeder Radfahrer ist also bei Dunkelheit sofort durch das gelbe, beim Treten bewegte Licht erkennbar. Diese Leuchttreter fallen noch auf, wenn das „Katzenauge" längst nicht mehr zu erkennen ist. Ferner sind entgegenkommende Radfahrer auch dann zu sehen, wenn ihre Lampe nicht brennt.

Diese neue Erfindung, die den Radfahrern eine erhöhte Verkehrssicherheit bietet, hat sich in zahlreichen praktischen Versuchen derart bewährt und hat gegenüber den „Katzenaugen" soviele Vorzüge, daß die neue Straßenverkehrsordnung für neue Räder ihre Einführung bis zum 1. 7. 1938 verlangt. Im eigenen Interesse sollte aber jeder Radfahrer zur Verhütung von Unfällen und zu seiner eigenen Sicherheit schon vor dieser Frist freiwillig die neuen Tretstrahler anbringen. DA. Ras.

NS.-Frauenschaft, Ortsgruppe Epe.

In nächster Zeit hält die Fürsorgeschwester A. Gerling einen Mütterschulkursus ab. Die Anmeldung hierzu erfolgt am Dienstag, dem 18. 1. 38 im Schulungssaum der NSDAP. (Alte Schule). Es ist Pflicht eines jeden Mitgliedes der Jugendgruppe an dem Kursus teilzunehmen. Um pünktliches und vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder wird dringend gebeten.

:=: **Silberne Hochzeit.** Am heutigen Sonnabend, 15. Januar feiern die Eheleute Hermann Nacke und Frau, Anna geb. Hamsing das Fest der Silberhochzeit. Unsere besten Wünsche!

)(**Winterfest des Schützenvereins Gerdingseite.** Der Vorsitzende des Schützenvereins Gerdingseite, Storkerhook und Füchte hatte kürzlich seine Mitglieder zu einer Versammlung eingeladen, um über das diesjährige Winterfest zu beschließen. Es wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, das vorgenannte Fest Mitte Januar dieses Jahres zu feiern.

Zum Fest der Presse 1938
am 22. Januar 1938 in der Stadthalle Münster
nehmen wir Kartenvorbestellungen entgegen.
Kreiszeitung für den Kreis Ahaus, Ruf 450
In Gronau: Geschäftsstelle, Ruf 260

Schleusen öffnen bei Hochwassergefahr!

Durch die Regen- und Schneefälle in der letzten Zeit sind Flüsse und Bäche über ihre Ufer getreten und haben Wiesen und Aecker weit überschwemmt, sodaß diese einem See gleichen. Bäume und Sträucher werden durch die starke Strömung fortgerissen. Die in der Nähe dieser Gewässer liegenden Häuser wurden ebenfalls von den Gewässern arg in Mitleidenschaft gezogen. Ein großer Teil dieser Wasserschäden könnte jedoch bestimmt verhindert werden, wenn jeder Schleusenbesitzer rechtzeitig die Schütze seiner Schleusen ziehen würde und nicht solange wartet, bis er behördlicherseits hierzu aufgefordert wird.

Immer schon wollten Sie

Ihre Drucksachen erneuern, ergänzen.

Sie suchen nur eine Firma, deren guter Ruf in einem zufriedenen Kundenkreis dafür bürgt, daß Sie auch wirkliche Qualitätsdrucke erhalten.

Die Muster der von uns ausgeführten Arbeiten werden Sie angenehm überraschen, besonders auffallen wird die Tatsache, daß jeder einzelne Druck seine persönliche Note trägt und hierdurch die Vorbedingung seines Werbewertes erfüllt.

Wenn Sie bisher Drucksachen verschickt haben, deren bester Freund der Papierkorb war, so wenden Sie sich jetzt an einen Betrieb, der Ihnen Drucke liefert, die auf dem Schreibtisch bleiben.

Gebrüder Lensing
Verlagsanstalt K.-G.
Ahaus Ruf 450 Gronau Ruf 260
Das Druckhaus für jeden Bedarf

Ein Frechdachs in Amerika.

Eine Entdeckungsreise nach USA von einem, der Millionär werden wollte.

Von

Peter Marius Zell.

V.

„So macht man Geld . . ."

Ich stand am Eingang des Bühnenclubs. Er hieß „Sechs Künste". Dort traf ich, wie verabredet, die Ballettratte vom gestrigen Abend.

Sie kam pünktlich. Da sie kein Engagement hatte, freute sie sich, zu einem Imbiß eingeladen zu sein. Und dann bat ich sie, mich über Jane aufzuklären und mir mitzuteilen, was sie gestern Abend angedeutet hatte.

„Sie sind dort nicht in der richtigen Gesellschaft", sagte sie, „ich sah es gleich an Ihren ehrlichen Augen, daß Sie nicht dorthin passen."

„Sind es denn Verbrecher, wo wir gestern Abend waren?"

„Nein", sagte die Kleine, „aber bei uns leben viele Leute davon, daß sie zwischen den Lücken des Gesetzes spazieren gehen; sie tun etwas, was kaum bestraft werden kann, aber sie sind auch nicht ehrbar."

„Und welches Interesse hätten Sie, mich aufzuklären?"

„Ich habe keinen Boyfriend, und ich dachte, wenn wir zusammengehen würden, dann könnten wir uns gut unterhalten."

Diese Offenheit findet man drüben viel mehr als bei uns. Boyfriend und Girlfriend sind Begriffe die Kameradschaft und Freundschaft umschließen, vielleicht auch zur Ehe führen, aber niemals mit Dingen etwas zu tun haben, die nicht zum guten Ton gehören. Die gute amerikanische Familie, mag sie reich oder arm sein, ist sittenstreng und wie in aller Welt, so verführt auch drüben nur immenser Reichtum oder angeborener Mangel an Selbstdisziplin zu Lastern. Sie fuhr fort:

„Die Leute gestern mit den Titeln, waren fast alle gemietet. Die meisten Titel sind echt, viele nicht, und alle sind so arm, daß sie sich für 10 Dollar pro Abend als Gesellschafter vermieten. Jane Leeds ist eine Agentin, die für eine Versicherung arbeitet und nur die Aufgabe hat, Leute kennenzulernen, die Geld haben." Mir wurde Geld machen. Dann lernen Sie es auch. Nur von erfolgreich sein wollen, sich um die Leute kümmern, die viel Geld machen. Dann lernen Sie es auch. Nur von erfolgreichen Leuten kann man etwas lernen."

„Richtig", sagte ich Greenhorn, der drei Tage dies härteste Pflaster der Welt trat, „aber wo lernt man solche Leute kennen?"

„Oh, das ist nicht so schlimm. Bei uns im Club. Dort drüben sitzt zum Beispiel Charles B. Riber. Er betreibt einen elenden Ausschank in der Negergegend. Aber er verdient viel Geld. Deshalb gehen unsere angesehensten Clubmitglieder manchmal zu ihm in die Kneipe und in die Wohnung."

„Nur weil er viel Geld verdient?"

„Deshalb, und auch weil sie sehen wollen, wie er es macht. Sie müssen verstehen: bei uns ist Geldmachen nebenher auch ein Vergnügen, ein Sport. Man bewundert das. Und wenn man dabei jemand etwas absehen kann, dann macht man es ebenso. Das ist fair."

„Das ist fair?"

„Das ist fair. Versuchen Sie es nur mit Charlie. Charlie wird Ihnen niemals böse sein, wenn Sie ihm abgeschaut haben, wie er Geld verdient. Sie nennen es ja verdienen. Wir sagen Geldmachen. Darin liegt der Unterschied. Wir wollen es gar nicht „verdienen", wir wollen Geld machen. Aber das lernen Sie auch noch."

„Also, der Charles wird es mir nicht übelnehmen?"

„Nein, nicht einmal, wenn Sie ihn nachher über das Ohr hauen und hineinlegen. Dann sagt er sich: Sie sind schlauer, und er ist dümmer. Dann hat er noch Hochachtung vor Ihnen. Wir denken hier alle so."

Ich beschloß, Charlie B. Riber zu bespitzeln. Ich trank einen Gin mit ihm. Er lud mich wieder ein. Ich besuchte ihn in seiner Kneipe.

Sie lag in einer erbärmlichen Gegend. Kein Baum. Kein Strauch. Freudlose schwarze Fronten. Zerfallene Mietskasernen. Abfall in den Straßen. Wer seine alte Matratze infolge zu zahlreicher Mitbewohner loswerden wollte, legte sie an einen eisernen Träger der Hochbahn und zündete sie an. Weder die Polizei, noch die Feuerwehr hatten etwas dagegen. Riesige Reklameplakate, grell und aufdringlich, stellten die einzige Belebung dar. Drei Stufen ging ich hoch in das schmale kleine Lokal. Neger und Weiße in Arbeitstracht, saufend und zechend. Würfel. Gestank von schlechtem Tabek. Der Fußboden vollgespuckt. Es konnte einem übel werden. Ich bereute schon, daß ich diesen unnützen Weg gemacht hatte. Wie sollte ich hier lernen, wie man Geld verdient? Ich war kein Budiker, der an Schwarze Fusel verkauft.

Aber Charlie begrüßte mich mit großem Hallo. Er ließ mich nicht wieder los. Zwei Stunden hockte ich neben ihm an der Bar. Ich beobachtete die mir fremde Umgebung, dabei goß mir Charlie reichlich ein und ich bezahlte sofort, um keine Enttäuschung zu erleben.

Dann fragte ich ihn: „Wie verdient man hier Geld?"

„Oh — einfach. An Dir. An allen."

„So meine ich das nicht. Ich kann keinen Schnaps verkaufen. Wie kann man sonst Geld machen?"

„Jederzeit. Immer. Willst Du es sehen?"

„Ja, aber ich will nicht allein das Opfer sein."

„Gut, Du und die anderen. Hallo, Ihr Jungens. Wer saubere Füße hat, bekommt einen Whisky gratis.

Einige horchten auf. Die meisten spielten und tranken weiter. Einige behaupteten: „Wir haben auch eine Badewanne daheim!"

„Well, — dann kommt und holt Euch den Whisky ab, und wie ist es mit Dir?" fragte Charlie mich.

Ich sann nach. Wo war die Falle? Dann sagte ich:

„Ich habe natürlich auch keine schmutzigen Füße".

„Gut, es gilt. Wer so saubere Füße hat, wie ich, der bekommt einen Schnaps gratis. Wer nicht so saubere Füße hat wie ich, der zahlt einen Dollar. Ist das fair?"

„Well — das ist fair."

„Stiefel ausziehen, vorzeigen!"

Sieben Männer und ich zogen die Stiefel aus. Charlie tat das Gleiche. Das Resultat war erschreckend.

Charlie zeigte einen schneeweißen Strumpf. Das Futter seines Stiefels war von innen schneeweiß. Sein Fuß war weiß.

Unsere Socken waren ja nun, wie sagt man, begangen, benutzt. Auch ohne Lupe konnte man den Newyorker Staub der Straße auf ihnen erkennen. Das Futter in den Schuhen sah so aus, wie es aussieht, wenn die Schuhe ein halbes Jahr getragen sind. Auch bei mir.

Alle zahlten den Dollar. Ich auch. Charlie lachte und trank auf mein Wohl. Ich beschloß, mich zu rächen. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß Charlie nicht einmal der Erfinder der erfolgreichen Idee war, sondern seine Frau. Ich hatte sie und ihre bildhübsche Tochter Gladis im Club kennengelernt. Ich beschloß, bei Charlie im Haus privat als Gast das zu verkonsumieren, was mich der Besuch in seiner Kneipe gekostet hatte. Ich hatte allmählich in Newyork gelernt, wie man es macht, wenn man bei solchen Leuten eingeladen werden will. Ich telefonierte mit Gladis:

„Ich komme gerade aus Boston zurück."

„Oh, aus Boston, was machst Du in Boston?"

„Ich machte Geschäfte. Sehr gute. Ich verdiente tausend Dollar. Ich habe einige Antiquitäten verkauft."

„O, Mutter schwärmt für Antiquitäten. Du mußt es — Du mußt uns besuchen. Ganz schnell."

Natürlich dachte ich. Ich weiß. Bevor die angeblichen tausend Dollar mir ein anderer abgejagt hat. Wir verabredeten uns bei ihr zu einer Partie auf übermorgen. — Ich traf dort allerhand nette Leute. Zuerst ging es ganz harmlos zu. Es gab unheimlich viel zu trinken. Ich wurde, als man mich für „vernehmungsfähig" hielt, gefragt, ob ich denn auch tausend Dollar verdient hätte. Ich sagte, sie lägen auf der Harriman-Bank und das Scheckbuch sei in meiner Hosentasche. Kurz darauf küßte mich Gladis hinter das Ohr. Sie hatte mich wirklich lieb. Mir war alles egal. Ich hielt mich an die Hausbar. Charlie prostete mir unentwegt zu. Ich rächte mich, und es schien, als habe er alles durchschaut. Er gönnte es mir.

Plötzlich hieß es: „Alle nach rückwärts kommen."

Ich kam. In dem Raum saßen nun die Gäste um einen Tisch. Kaum saß ich! Husch waren die Karten da.

„Sie geben!" sagte die Hausfrau.

Da wußte ich Bescheid. Ich hatte, ehe ich die Karten umgedreht hatte, einige hundert Dollar verloren, und wenn ich weitergespielt hätte, mehr als tausend. Ich bekam einen Husten. Einen schrecklichen. Ich mußte hinausgehen. Ich kam nicht wieder. Und doch blieb ich in den vorderen Räumen, behauptete, ich hätte keine Ahnung von Karten, hätte nie gespielt und wollte mir auch nichts zeigen lassen. Charlie grinste von einem Ohr zum anderen. Er freute sich schrecklich. Täschelte mir auf die Schulter. Ich hatte seine so raffinierte, überkluge Frau hineingelegt, die ihm täglich mit neuen Tricks kam und ihm damit beibrachte, wie schlau sie war, angeblich. Und vor Freude darüber, daß dies gelungen war, flüsterte mir auch noch Gladis etwas ins Ohr, wie ich Charlie einmal wieder richtig hineinlegen konnte. Sie hatte auch keine Lust, täglich von ihrer Mutter zu hören, daß niemand sonst Geld zu machen verstünde.

So ging ich nach der fröhlichen Gesellschaft, die zornglühende Gastgeberin zurücklassend, davon. Zwei Tage später war ich wieder in der Kneipe bei Charlie.

„Wie war es?"

„Na, wundervoll!"

„Ich hab' mich gefreut, daß Du schlau warst. Du hast meine Frau reingelegt."

„Jetzt lege ich Dich auch hinein, Charlie."

„Mich?" Charlie schüttelte den Kopf. Er glaubte es nicht.

„Doch. Ich will meinen Dollar zurückgewinnen. Und alle, die damals ihn hier mit verloren haben, auch."

Charlie sah mich ungläubig an. Ich winkte die paar Gestalten, die damals mit mir verloren hatten, und die ich wiedererkannte, heran. Sie kamen.

Ich sagte: „Hollo, Ihr Jungs! Jetzt zahlt derjenige an jeden von uns zwei Dollar und einen Whisky, der einen staubigen und einen weißen Fuß hat."

Pause — Schweigen. Dann verstanden sie alle. Alle zogen diesmal beide Stiefel aus, und zwangen auch Charlie dazu.

Er mußte zahlen und ausschenken.

Ein Fuß war weiß. Der andere sah genau so aus, wie bei jedem Menschen, der tagsüber durch die Großstadtstraßen gegangen ist. Charlies Frau hatte nur eine weiße Socke und einen innen weißen Stiefel für diesen Trick in der Kneipe stets bereit liegen, während sie den anderen Partner wieder reinigte und auswusch.

Gladis hatte mir den Trick verraten. Vielen Dank, liebe Gladis, dies noch heute nachträglich. Pappi zahlte und schenkte uns ein. Es war recht fröhlich, und dann kam ich auf den Gedanken, ob es nicht wohl auf anständige Art möglich sei, in Newyork Geld zu verdienen. Irgendein Schild an einem Laden „Mann gesucht', ließ mich am nächsten Tag dort eintreten. — „Können Sie mit Kisten umgehen?" Ich bejahte. (Forts. folgt.)

Zwei Mädchen machen Karriere.

Gestern arbeitslose Stenotypistinnen, heute – Polizeiagentinnen. – Um Haaresbreite an einem fürchterlichen Schicksal vorbei.

Budapest, im Januar.

Die ungarische Polizei machte zwei Mädchen das Angebot, in ihre Dienste einzutreten. Die beiden haben sich bei der Abwehr internationaler Verbrecher so geschickt benommen, daß man sie für besonders geeignet auf diesem Gebiet hält.

„Vornehmer Direktor" inseriert.

Zugegeben, Manci und Ilona ging es schlecht — — wie hunderten und tausenden von Menschen in Budapest. Noch immer schleicht dort das Gespenst der Arbeitslosigkeit herum, und der Lebenskampf ist hart. Die Eltern der beiden Mädchen lebten auf dem Lande und schlugen sich dort mehr schlecht als recht durch, und so hatten die beiden sich entschlossen, in Budapest selbst für sich zu sorgen. Beide verloren sie gleichzeitig ihre Stellungen vor mehreren Monaten und seit dieser Zeit wurde ihre Lage immer bedrohlicher. Gemeinsam besaßen sie ein kleines Zimmer im billigsten Viertel von Budapest, gemeinsam machten sie sich täglich ihr einfaches billiges Essen, gemeinsam klapperten sie Tag für Tag die wenigen Stellenangebote ab und gemeinsam verfaßten sie Bewerbungen — — ein verheerendes und trauriges Dasein.

Bis da eines Tages ein seltsames Inserat auftauchte:

Vornehmer Direktor sucht für Auslandsreisen junge, schlanke, hübsche Sekretärin. Besondere Kenntnisse nicht erforderlich . . .

Tatsächlich, es gehört viel Harmlosigkeit und viel Vertrauen dazu, um ohne Arg an diesen „Vornehmen Direktor" heranzugehen. Aber in Ungarn hat man noch nicht so viele schlechte Erfahrungen gemacht. Das ist andererseits wohl auch der Grund, warum sich jetzt Mädchenhändlerorganisationen hier einzunisten begonnen haben.

Perle im Schlips und Diamanten an den Fingern.

Der Direktor war wirklich vornehm, alles was Recht ist. Er wohnte im besten Hotel der Stadt, besaß zwei Prokuristen — die allerdings nicht besonders vertrauenserweckend aussahen — und warf mit dem Gelde nur so um sich. In seinem eleganten Schlips steckte eine in Gold gefaßte große Perle und prachtvolle Diamanten blitzten in den Ringen, die er in übermäßig reicher Weise zur Schau trug. Manci und Ilona gefielen ihm sozusagen auf den ersten Blick. Sie erhielten einen reichen Vorschuß und wurden gleich beide zusammen engagiert — wegen der vielen Arbeit, die der Direktor zu bewältigen hatte . . . Dann erhielten sie die Aufgabe, sich Pässe zu besorgen und ihre Sachen in Ordnung zu halten — bald würde es mit den Auslandsreisen und mit der Arbeit losgehen!

Die Sache muß geprüft werden!

Als die beiden Mädchen das Hotel verließen, fielen sie sich vor Freude über die neue, gemeinsame Stellung in die Arme. Bis Ilona die Stirn kraus zog, ihren schwarzen Haarschopf schüttelte und ernst meinte: „Alles gut und schön, aber die Sache muß geprüft werden — sie kommt mir nämlich komisch vor. Ich habe mir den Namen der Firma gemerkt, die oben auf dem Briefbogen stand und ich werde mich erkundigen. Drei Tage liefen die Mädchen herum, wurden in der Polizei als höchst lästig abgewiesen — irrtümlich, da der Beamte ihre Fragen für alberne Neugier hielt — und kamen schließlich doch zu dem Schluß, daß der brillantenbesetzte „vornehme Direktor" eine zumindest fragwürdige Persönlichkeit war.

Einer löst den anderen ab.

Wenn man aber die Stellung nicht annahm — was dann? Da erschien in letzter Minute, sozusagen als rettender Engel, eine freundliche ältere Dame, deren Bekanntschaft man auf der Straße machte, und die den Mädchen in einem Lokal reiche Portionen von Kaffee und Kuchen spendierte. Auch sie warnte vor dem seltsamen Direktor und bot den in Not befindlichen Mädchen in aller Freundlichkeit an, während der schwierigen Zeit doch unentgeltlich in ihre Wohnung zu ziehen. Solange sie keine Stellung hätten, würde sie sie schon durchfüttern . . .

Und so geschah es. Bald befanden sich Ilona und Manci wieder auf der Suche nach einer Stellung, und diesmal nach einer seriösen Stellung! Vierzehn Tage vergingen so, bis plötzlich die freundliche ältere Dame den Mädchen den Vorschlag einer Auslandsreise machte. Vielleicht könnte sie ihnen im Ausland eine Stellung verschaffen. Voller Freude nahmen die beiden an.

Wieder war es Ilona, die mißtrauisch wurde — seltsame Telefonrufe während der Abwesenheit ihrer freundlichen Wirtin bestärkten sie darin. Geschickt ließ sie jeweils feststellen, woher der Anruf gekommen war und zeichnete sich das getreulich auf. Dann begutachtete sie die zahlreich eingehende Auslandspost, die durchaus nicht zu dem stillen Charakter der einsamen Witwe passen wollte — lauter Geschäftsbriefe. Auch hier begann sie Absender und Absendestempel aufzuschreiben. Schließlich kramte sie das den Mädchen angewiesene Zimmer um und um und stellte fest, daß vor ihnen hier schon zahlreiche andere Mädchen auf kurze Zeit gewohnt haben mußten. Zu welchem Zweck? Ihr Verdacht nahm immer deutlichere Formen an.

Zwischenfall auf der Grenzstation.

Wenige Tage später erhielt die Polizei zwei sonderbare Schreiben. Eines davon stammte von Ilona, die ihren Verdacht mitteilte. Sie schrieb dazu: „Ich werde weiter bei der Dame bleiben und mich ihren Wünschen fügen, bis ich irgendwelche Beweise in Händen habe. Sollte ich nicht wiederkommen, so weiß die Polizei, wo ich mich befinde. Nach Möglichkeit werde ich regelmäßig weitere Nachrichten geben." Drei Tage später traf die ältere Dame mit den beiden Mädchen an einer ungarischen Grenzstation ein. Doch hier ließ man sie nicht, wie sonst üblich, nach einer Kontrolle ihrer Pässe weiter, sondern es entwickelte sich ein interessantes Verhör:

„Es fällt mir auf, daß Sie so oft mit fremden Mädchen in dieser Richtung die ungarische Grenze passieren. Welche Erklärung haben Sie dazu zu geben?" „Lächelnd holte die Dame einen Ausweis hervor: „Bitte, ich bin Vorsitzende eines Vereins zum Schutze junger Mädchen. Es ist selbstverständlich, daß ich mich aller bedrängten Mädchen annehme." Aber noch immer war der höfliche ungarische Grenzbeamte nicht befriedigt. „Und wenn die beiden Mädchen, die Sie dort im Wagen mit sich führen, nun beispielsweise — Polizeiagentinnen wären, die seit zwei Wochen ihre Post überwachten, ihre Telefongespräche ablauschten, wenn . . ."

Er brach ab, als er sah, wie kalkweiß die Frau wurde. „Bitte, So habe ich mir allerdings meine Verhaftung nicht vorgestellt!" Und bevor man sie daran hindern konnte, hatte sie ein Fläschchen Gift an die Lippen geführt und den Inhalt ausgetrunken. Sie wurde sofort zur nächsten Rettungsstelle geschafft und konnte am Leben erhalten werden — die feige Flucht vor der Verantwortung glückte ihr nicht.

Lächelnd klärte der Beamte die beiden Mädchen auf, die ganz verstört gelauscht hatten: „Die Polizei wußte nämlich gar nichts — nur gleichzeitig mit eurem Warnungsbrief erschien bei der Polizei die Anzeige eines anderen Mädchenhändlers, dem ihr bald ins Garn gegangen wäret, des „vornehmen Direktors". Auch er erstattete Anzeige gegen eure Begleiterin, aus Wut darüber, daß sie ihm die Beute weggeschnappt hatte. Trotzdem reichte nichts als Beweis. Die Frau hat sich alleine verraten. An Hand von Ilonas Aufzeichnungen, der Telefongespräche und der Briefabsender konnte die Polizei noch einige Verhaftungen vornehmen. Die Ermittlungen gehen weiter. Die Mädchen aber, die sich sehr klug verhalten hatten, sollen nun eine Ausbildung als Polizeiagentin erhalten und haben eine gute Karriere vor sich.



Der große deutsche Asienforscher Dr. Filchner wieder in Berlin.

Der deutsche Asienforscher und Nationalpreisträger Dr. Wilhelm Filchner traf nach dem erfolgreichen Abschluß seiner letzten gefahrvollen Asien-Expedition wieder in der Reichshauptstadt ein, wo ihm mannigfache Ehrungen zuteil wurden. Unsere Aufnahme zeigt ihn (links) während des Empfangs im Berliner Rathaus, wo ihm die Ehrenplakette der Reichshauptstadt, die vor ihm erst einmal verliehen worden ist, überreicht wurde. (Scherl-M.)

Zwangsversteigerung der letzten Düppeler Schanzen.

Ein Stück deutsche Geschichte.

Man konnte öfters hören, daß die deutsche Einigung auf den Düppeler Schanzen begann, also vor Königgrätz und Sedan. Einen wahren Kern hat dieses Wort schon, denn auf den Schanzen von Düppel zeigte die preußische Armee nach den Befreiungskriegen zum ersten Male, welches Format sie hatte und welcher Taten sie fähig war. Weitsichtige Männer innerhalb und außerhalb Preußens erkannten schon damals, daß man mit einer solchen Armee im Rücken eine andere Außenpolitik als bis zum Jahre 1862 betreiben konnte.

Wir wollen hier ganz gewiß keine Vorgeschichte des Krieges zwischen Dänemark und den verbündeten Preußen und Oesterreich geben. Militärisch hat Preußen diesen Krieg fast ganz allein bestritten, und ein Bismarck hat dafür gesorgt, daß wir nicht, wie so oft schon, um die Früchte unseres Sieges gebracht wurden. Man weiß, daß es ein verhältnismäßig kurzer und schnell zu Ende geführter Krieg war. Als die Dänen sahen, daß sie das Dänemark längs der Eider nicht halten konnten, konzentrierten sie ihren Widerstand auf die Düppeler Schanzen. Diese Schanzen waren ausgezeichnet ausgebaut, mit schweren Kanonen bestückt und mit starken Kräften zur Verteidigung besetzt. Die deutsche Armeegruppe unter dem Kommando des Prinzen Friedrich Karl hatte schwere Arbeit zu leisten, bis zum eigentlichen Sturm angesetzt werden konnte. Weltberühmt ist dabei das Opfer des Pioniers Klinke geworden, der sich mit entzündetem Pulversack in die Schanze warf und so eine breite Bresche für die Nachdrängenden riß. In ungeordneter Flucht mußten sich die dänischen Truppen, soweit sie nicht fielen oder in Gefangenschaft gerieten, auf die Insel Alsen flüchten, deren wichtigster Schutz eben die Düppeler Schanzen gewesen waren.

Es kann deshalb niemand Wunder nehmen, wenn ein deutsches Herz bei der Erwähnung der Düppeler Schanzen höher schlägt. Es darf sich auch niemand wundern, wenn wir jetzt mit etwas gemischten Gefühlen davon lesen, daß das letzte Ueberbleibsel dieser Schanzen, die Schanze 10, die bisher in deutschem Privatbesitz war, zwangsversteigert werden muß, weil die deutsche Eigentümerin, eine Witwe in Hamburg, mit dem Grundstück zusammenhängende Zahlungen nicht leisten konnte.

Derjenige Teil Schleswigs, in dem Düppel und die alten Schanzen lagen, ist nach dem Kriege unter dänische Oberhoheit gekommen. Sie sind ein Teil des Landkreises Appenrade. An der Schanze 10 hatte der frühere deutsche Besitzer eine Erinnerungstafel anbringen lassen.. Der andere Teil der Schanzen war zum Teil schon vor dem Kriege abgetragen worden, denn sie hatten ja nach dem Kriege 1864 jede strategische Bedeutung verloren. Umso mehr historischen Erinnerungswert begann dieser letzte Rest der Düppeler Schanzen, die Schanze 10, die jetzt zwangsversteigert wird.

Auch diese letzte der Düppeler Schanzen wird nun wahrscheinlich bald verschwinden und abgetragen werden, mit ihr die Erinnerungstafel, die von einer der schönsten deutschen Waffentaten des 19. Jahrhunderts kündete. Daß dänischen Ohren die Erwähnung der Düppeler Schanzen nicht angenehm klingt, ist ja zu verstehen, obwohl die Zeit längst die Wunden geheilt hat, die damals geschlagen wurden.

Aber auch dann, wenn der letzte sichtbare Rest der Düppeler Schanzen vergangen sein wird, werden die Geschichtsbücher weiter von dem Geist künden, in dem damals die preußische Infanterie stürmte und in dem sie dann in den folgenden Kriegen sich bewährte. Jener Geist, der unzerstörbar ist.

L. W.

Der Kindermord in Tannsee aufgeklärt.

Die Stiefmutter die Täterin.

DNB **Danzig**, 14. Januar.

In der Silvesternacht hatte sich in der Ortschaft Tannsee im Kreise Danziger Werder eine grauenhafte Mordtat ereignet. Die drei Kinder der Familie Szyglowski wurden mit Schlingen um den Hals im Bett aufgefunden. Ein Kind war bereits tot, während die beiden anderen schwere Würgemale aufwiesen. Der Verdacht, die Tat begangen zu haben, lenkte sich sofort auf die Stiefmutter, die nach längerem hartnäckigen Leugnen jetzt ein Geständnis abgelegt hat.

Die Frau empfand die Kinder als eine Last und mißhandelte sie häufig. Schließlich faßte sie den Plan, sich der Kinder zu entledigen. Bevor sie am Silvesterabend zu einem Tanzvergnügen nach Neuteich ging, führte sie das entsetzliche Verbrechen aus, während sie ihren Ehemann unter einem Vorwand fortschickte. Sie legte den Kindern eine Schlinge mit starkem Bindfaden um den Hals und zog diese zu. Bevor die Frau zum Tanz ging, verstreute sie in der Wohnung verschiedene Gegenstände, um so einen Raubüberfall vorzutäuschen. Bei der Rückkehr von der Feier wurde dann eines der Kinder tot aufgefunden, während die beiden anderen noch schwache Lebenszeichen von sich gaben.

Von Nah und Fern.

Amtlicher Straßenwetterdienst am 14. Jan.

Hannover: Zwischen Blomberg und Gaffel und zwischen Horen und Kohlstätt Glatteis tauend, Verkehr stellenweise behindert.

Westfalen: Bei Paderborn festgefrorene Schneedecke, Verkehr kaum behindert.

Niederrhein: Schnee- und eisfrei.

Mittelrhein: Schnee- und eisfrei. Zwischen Wipperfürth und Lindlar Dammbruch, Verkehr gesperrt.

Oberrhein: Zwischen Altenkirchen und Limburg tauendes Glatteis. Es wird gestreut.

Bergisches Land: Schnee- und eisfrei.

Sauerland und Westerwald: Glatteis tauend, Verkehr durch Spurrinnen erschwert.

Hochsauerland: Tauendes Glatteis. Es ist gestreut. Bei Winterberg Verkehr durch Spurrinnen erschwert. Straßen sind geräumt.

Eifel: Schnee- und eisfrei.

Schwarzhörer verurteilt.

—r **Münster,** 14. Januar.

Obwohl immer wieder im Rundfunk und in der Presse darauf hingewiesen wird, das Rundfunkgeräte der Reichspost durch einen schriftlichen Antrag gemeldet werden müssen, kommt es vor, daß Rundfunkgeräte in Betrieb genommen und gehalten werden, die nicht angemeldet sind. In Münster hatten die Eheleute Ku. ein Rundfunkgerät, für dessen Betrieb sie nicht die schriftliche Genehmigung der Reichspost eingeholt hatten. Als sie nun unter Anklage des Schwarzhörens gestellt wurden, behaupteten sie, sie hätten ihrem Revierbriefträger mitgeteilt, daß sie Rundfunk hörten. Sie hätten geglaubt, damit sei der Anmeldepflicht Genüge getan. Wie sich durch die Vernehmung der Zeugen ergab, stimmen diese Angaben der Eheleute Ku. nicht.

Das Urteil lautete daher wegen Schwarzhörens gegen den Mann auf eine Gefängnisstrafe von einem Monat und gegen die Frau auf eine Geldstrafe von 30 Mark.

Zuchthaus für einen Erpresser und Sittlichkeitsverbrecher.

:: **Paderborn,** 14. Januar.

Mit einem Erpresser gemeinster Art hatte sich die Paderborner Große Strafkammer zu befassen. Der 32 Jahre alte Karl Heere aus Höxter sah seit dem Jahre 1930 in dem 44 Jahre alten früheren Lehrer Hubert H. aus Godelheim einen Geldgeber besonderer Art. H. hatte sich seit vielen Jahren — er muß sich demnächst vor der Strafkammer in Paderborn deswegen verantworten — an seinen Schulkindern vergangen. Als Heere gelegentlich eines Besuches ebenso wie H. sich an einem 13jährigen Mädchen verging, das sich in der Wohnung des Lehrers aufhielt, erfuhr er auch weitere Einzelheiten aus dem Treiben des Lehrers. In den nächsten Monaten und Jahren benutzte er diese Tatsache, um fortgesetzt Geldbeträge von insgesamt 2000 RM von dem Lehrer zu erpressen. Dieser wußte sich schließlich nicht mehr zu helfen und nahm Darlehen bei Kaufleuten und Geldinstituten auf, nur um den unersättlichen Erpresser zu befriedigen. Das Urteil der Strafkammer lautete auf insgesamt ein Jahr und acht Monate Zuchthaus und drei Jahre Ehrverlust wegen Sittlichkeitsverbrechens und wegen Erpressung.

Die verräterischen 50 Pfennig-Stücke.

Jugendlicher Einbrecher schon reif für Sicherungsverwahrung.

○ **Bochum,** 14. Januar.

Im vergangenen Jahre wurden in Bochum, Herne und Wattenscheid in der Hauptsache Geschäfte, die einen großen Wechselgeldbestand vermuten ließen, in der Nacht von einem Einbrecher heimgesucht. Die stets gleiche Ausführung des Einbruchs mit gleicher Auswahl der gestohlenen Sachen ließ darauf schließen, daß die Einbrüche von ein und derselben Bande ausgeführt waren. In all den 13 festgestellten Einbrüchen hatte der Dieb stets seinen Weg durch das Oberlicht genommen und es auf das Wechselgeld und auf Wein und Schokolade abgesehen. Die Nachforschungen der Kriminalpolizei führten schließlich auf den 23 Jahre alten Fritz Neumann aus Bochum, einen bereits dreimal wegen Einbruchdiebstahls vorbestraften Burschen. In der Untersuchung und auch vor der Großen Strafkammer des Landgerichts in Bochum leugnete er jede Beteiligung an den Einbrüchen. Bei dem letzten Einbruch war dem Dieb eine große Zahl von 50-Pfg.-Stücken in die Hände gefallen, und auffallend führte der Angeklagte bei seiner kurz danach erfolgenden Festnahme eine stattliche Zahl von 50-Pfg.-Stücken mit sich, über deren Erwerb er keine Erklärung abgeben konnte. Das Gericht verurteilte Neumann wegen schweren Diebstahls im Rückfalle in fünf Fällen zu zwei Jahren, neun Monaten Zuchthaus, drei Jahren Ehrverlust und zur Polizeiaufsicht. Werde der Angeklagte nach verbüßter Strafe wieder rückfällig, so sei er trotz seiner Jugend reif für die Sicherungsverwahrung.

80prozentiger Geburtenüberschuß in Gelsenkirchen.

)(**Gelsenkirchen,** 14. Januar.

Nach den jetzt vorliegenden endgültigen Zahlen der Standesämter wurden in der Gesamtstadt Gelsenkirchen im Jahre 1937 6341 Geburten beurkundet. Die Zahl der Sterbefälle betrug im gleichen Jahre 3450, sodaß die Stadt Gelsenkirchen einen Geburtenüberschuß von 2891 zu verzeichnen hatte. Mit einem 80prozentigen Geburtenüberschuß im vergangenen Jahre gehört Gelsenkirchen damit zu den weitaus geburtenreichsten Städten Deutschlands.

Hundert Liter eigenes Blut gespendet.

(!) **Gelsenkirchen,** 14. Januar.

Der als Blutspender weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Arbeiter Walter Leske aus Gelsenkirchen hat nunmehr in einem Essener Krankenhaus seine 156. Blutspende verabreicht. Damit hat er eine Gesamtmenge von 100 Litern gespendeten Blutes erreicht. Diese Spendenmenge wird von keinem einzigen anderen Blutspender in Europa auch nur annähernd erreicht.

Nachtbesichtigungen in Bäckereibetrieben.

Bestrafungen in zahlreichen Fällen.

× **Bielefeld,** 14. Januar.

Das Gewerbeaufsichtsamt und die Ortspolizeibehörde nahmen in den letzten Wochen zahlreiche Nachtbesichtigungen in Bäckereien des Aufsichtsbezirks vor. Wegen zu frühen Arbeitsbeginns bezw. wegen zu frühen Austragens von Backwaren mußten in zahlreichen Fällen Bestrafungen veranlaßt werden. Die Ueberwachung wird fortgesetzt.

Die Gesellen und Lehrlinge der Bäckereien, die dauernd von morgens 4 Uhr an und zudem in stark überheizten Räumen angestrengt arbeiten, bedürfen eines besonderen Schutzes, der unbedingt durchgeführt werden wird.

Starkes Ansteigen von Wupper, Main und Lahn.

Wuppertal, 14. Januar.

Auch die Wupper ist in den beiden letzten Tagen stark gestiegen, doch ist eine direkte Hochwassergefahr noch nicht vorhanden. In Krebsöge wurde der Warnungsdienst eingesetzt. Am Donnerstagabend betrug der Wasserstand 1,80 Meter, während der normale Stand 1,10 bis 1,20 Meter beträgt. Bei einem Wasserstand von 1,50 Metern tritt der Warnungsdienst für die Orte am Niederlauf in Tätigkeit.

Infolge des Tauwetters führen die Nebenflüsse des Main Hochwasser und hierdurch ist auch der Main in seinem Unterlauf beträchtlich gestiegen.

Die Regenfälle der letzten Tage und die Schneeschmelze im Westerwald und Taunus ließen die Lahn plötzlich anschwellen.

Kräftiges Ansteigen des Rheins.

● **Duisburg,** 14. Januar.

Die Niedrigwasserperiode des Rheins, die bereits seit Oktober vorigen Jahres andauert, ist mit einem Schlage beendet. Die Schneeschmelze in den Alpen und am Niederrhein sowie die starken Regenfälle der letzten Tage haben ein so schnelles Steigen des Wassers bewirkt, daß die Minusgrenze seit Donnerstag früh 6 Uhr überschritten ist. Seit Jahren hat der Rhein nicht mehr einen so niedrigen Wasserstand gehabt, wie im letzten Vierteljahr. Im Januar 1932 zeigte der Duisburger Pegel, dessen Normalstand sonst etwa 1,50 Meter beträgt, einen Stand von minus 1,46 m. Diesmal hatte der Wasserstand zwar nicht ganz diese Minusgrenze erreicht, aber mit minus 1,18 m immerhin einen beachtlichen Tiefstand aufzuweisen. Dafür hat aber die Niedrigwasserperiode länger angehalten. Vom 18. Oktober vorigen Jahres an zeigte der Duisburger Pegel zum ersten Mal einen Minusstand von 2 cm, fiel dann mehr und mehr und überschritt erst am Donnerstagmorgen wieder den Nullpunkt. In den letzten 24 Stunden, von Mittwochabend 18 Uhr — mit einem Stand von minus 40 cm — bis Donnerstagabend 18 Uhr — mit einem Stand von plus 60 cm — ist der Wasserstand um genau einen Meter gestiegen. Während zunächst das Steigen des Wassers etwas langsamer vor sich ging, steigt der Wasserspiegel zur Zeit stündlich um 5½ bis 6 cm.

Der Koblenzer Besatzungsschäden-Prozeß.

Die Angeklagten Müller und Meyer belasten sich gegenseitig.

+ **Koblenz,** 14. Januar.

In der Donnerstagsverhandlung in dem Besatzungsschäden-Prozeß befaßte sich das Gericht mit einer Reihe von Rechtsfragen, deren Klärung aus den damaligen Zeitverhältnissen heraus sehr schwierig ist, und mit der Rolle, die der Angeklagte Dr. Müller in dem Schadensfall Meyer gespielt hat.

Bekanntlich waren die Ansprüche Meyers im Jahre 1929 durch Feststellungsbescheid in vollem Umfange als ungerechtfertigt abgelehnt worden. Auch der Angeklagte John als leitende Persönlichkeit im Besatzungsamt, das der Feststellungsbehörde unterstand, konnte da nicht mehr viel machen. Deshalb zog man den heutigen Angeklagten Dr. Müller hinzu, der als Syndikus des Hotelierverbandes eine Beschwerde beim Reichswirtschaftsgericht führen sollte. Die Aussagen und Antworten Dr. Müllers sind sehr unbestimmt gehalten. Der Angeklagte hebt immer wieder hervor, daß er nach so vielen Jahren unmöglich genau präzisierte Antworten geben könne. Zu allem Ueberfluß belasteten sich Dr. Müller und Meyer gegenseitig, und es ist offenbar, daß einer die Schuld auf den anderen abzuwälzen versucht. Dem Juden Meyer geht schließlich die Geduld aus und er sagt ganz offen: Dr. Müller spricht die Unwahrheit. Dr. Müller vermag keine überzeugende Erklärung dafür zu geben, warum er bei einer Unterredung mit Meyer die nach seiner Ansicht „faule Sache" dennoch übernommen habe. Er beruft sich darauf, daß Meyer in Ems eine Bescheinigung des Besatzungsamtes gezeigt habe, daß er doch rechtzeitig angemeldet habe. Dr. Müller, dem, wie er selbst sagt, das zu erwartende Honorar sehr wichtig war, hat nicht weiter nachgeprüft, warum aus dem Nein plötzlich ein Ja geworden war.

★

=l= **Beckum,** 14. Jan. **Brand auf einem Bauernhof.** Im benachbarten Herzfeld entstand auf einem Bauernhof der Bauerschaft Rottenhövel ein Feuer, das abends um 8 Uhr bemerkt wurde. Die Bemühungen der Bewohner und Angehörigen, das Feuer zu löschen, schlugen fehl. Schweinestall und Viehküche brannten nieder. Die Ursache für das Entstehen des Feuers ist auf einen schadhaften Kamin zurückzuführen.

⅞ **Reckenfeld,** 14. Jan. **Billiger Hafer.** Der junge Johann V. war im November gerade aus der Strafhaft entlassen worden. Zuhause war nicht alles zum besten bestellt. Er war in Schulden geraten. Nun wollte er mit seinem Vater zu einem Bauern in Leer (Kreis Steinfurt) gehen und den um zwei Sack Hafer bitten. Die wollte V. dann verkaufen, um so zu etwas Geld zu kommen. Der Vater ließ sich überreden und versprach, mit dem Rade nachzukommen. Der Sohn fuhr vorauf. Als er in Leer ankam, war es schon 10 Uhr, und auf dem Hofe lag alles im Dunkeln. Nun schlich er sich in den ihm vertrauten Hof und holte sich selbst die beiden Sack Hafer heraus, die er dann nachher mit seinem Vater zusammen fortschaffte. Die Angabe, daß der Vater von dem Diebstahl nichts gewußt habe, konnte nach der Lage der Dinge nicht geglaubt werden. So erhielt der Sohn als Rückfalldieb eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und 6 Monaten und der Vater eine Gefängnisstrafe von acht Monaten.

Der selige Herr Schrammel.

Ein Quartett hat sich die Welt erobert.

Nur wenige, die in der Weinstube, im Rundfunk oder im Gartenlokal Schrammelmusik hören und sich daran erfreuen, wissen, daß diese Musik nach einem Manne gleichen Namens benannt ist, der sie vor ungefähr einem halben Jahrhundert richtig erfunden hat. Das war der selige (der „gottselige", wie man von Verstorbenen in Oesterreich sagt) Herr Hans Schrammel, ein talentierter Heurigensänger, der sich lange darüber geärgert hatte, daß er keine richtigen Begleiter hatte und mal mit diesem, mal mit jenem nicht ganz auf der Höhe stehenden Musikanten vorlieb nehmen mußte. Als seine Söhne herangewachsen waren, studierte er mit ihnen ein paar Dutzend der Lieder und G'stanzeln ein, die das Repertoir eines tüchtigen Heurigensängers ausmachen und hatte gleich bei seinem ersten Auftreten in einem berühmten Weinlokal einen durchschlagenden Erfolg. In diesem Quartett — denn eine Schrammelmusik ist ein Quartett — spielten außer ihm selber seine beiden Söhne und sein alter Freund Toni Strohmeyer mit.

Die vier waren schließlich so gut aufeinander eingespielt, daß sie Riesengagen verdienten und zu wohlhabenden Leuten wurden. Ein Lokal, in dem sie spielten, war selbstverständlich immer überfüllt und unter den Gästen waren — man legte viel Wert darauf — „hohe und höchste Herrschaften". Die „Höchsten Herrschaften" stammten im alten Oesterreich aus dem Kaiserhaus und es ist tatsächlich keine Uebertreibung, daß Erzherzöge als Zuhörer bei den „Schrammeln" beinahe etwas Alltägliches waren. Auch der alte Kaiser Franz Joseph (der damals freilich nicht ganz so alt war, wie zu Kriegsausbruch), ließ sich hin und wieder auf einem Gartenfest die Schrammeln kommen und lauschte ihren alten Wiener Liedern.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die echten Schrammeln Nachahmer fanden. Sie hatten sich kein Patent auf ihr Quartett geben lassen: zwei Geiger, eine Gitarre und eine Ziehharmonika. Der Mann, der die Gitarre spielte, war meist auch der Hauptsänger. Bei den echten alten Schrammeln war es also Hans Schrammel. Aus diesen Nachahmern aber machten sich die eigentlichen Schrammeln recht wenig. So lange sie lebten und musizierten, hatten sie keine eigentliche Konkurrenz, denn sie waren „unnachahmlich". Aber auch die feinsten Schrammeln können nicht ewig leben. So um die Jahrhundertwende erschien alle paar Jahren einmal der Tod als Heurigensänger und mahnte einen der vier daran, daß man auch im Himmel Heurigensänger brauche. Einmal nach dem anderen folgte diesem Ruf und so blieb schließlich ein einziger übrig, der steinalt und natürlich „inaktiv" gewordene Strohmeyer. — Und diese ganze Geschichte von den echten, alten Schrammeln erzählen wir eigentlich nur deshalb, weil der Tod jetzt diesen letzten aus dem „großen Quartett" in eine bessere Welt geholt hat, auf daß das Quartett im Himmel vollzählig sei. Und da die Wiener behaupten, daß auch der liebe Gott ein Wiener sei, so kann man jetzt — genügend Heurigengenuß vorausgesetzt — himmlische Schrammelklänge von oben hören.

Die „Schrammeln" haben sich inzwischen die ganze Welt erobert. Man braucht nur einmal abends den Rundfunk anzudrehen, dann hört man Schrammelmusik aus allen Himmelsrichtungen, gute und schlechte, wienerische und etwas fremd klingende und langsam erkennt man auch, daß wir in dieser bodenständischen Musik etwas viel Besseres als den „Hot Jazz" haben, etwas viel Besseres als den „Urgast.üchr.,fn.N F Li-.kchUMLSm" Aelteres dazu und zweifellos etwas Deutscheres.

Eine Karte von Südamerika ohne Bolivien.

Im britischen Staatsarchiv hat man kürzlich eine interessante Landkarte aus der Zeit der Königin Victoria wiedergefunden. Auf dieser Karte ist nämlich Bolivien nicht zu entdecken. Das hat einen recht interessanten Grund: Als in Bolivien ein gewisser Melgarejo sich zum Alleinherrscher emporgeschwungen hatte, verlangte er, daß man nicht nur ihm, sondern auch seiner Mätresse königliche Ehren erweise. Der britische Gesandte lehnte derartige Dinge ab. Er wurde daraufhin von Melgarejo geprügelt und rückwärts auf einem Esel durch die Stadt geführt.

Als die Queen davon hörte, verlangte sie, daß die britische Flotte sofort ausfahre, um gegen Bolivien eine Strafexpedition durchzuführen. Aber der Ministerpräsident mußte ihr mitteilen, daß Bolivien leider keine Küste habe. Daraufhin gab Königin Victoria den Befehl, Bolivien von allen Landkarten der amtlichen Stellen zu streichen. Mit eigener Hand schnitt sie mit einer Schere aus einer Weltkarte Bolivien heraus. Für viele Jahre hatte Bolivien für England aufgehört zu existieren.

Wetterbericht

der Reichswetterdienststelle Essen-Mülheim.

Vorhersage für Samstag: Winde aus West, zeitweise stärkere Bewölkungsabnahme, aber noch nicht ganz niederschlagsfrei, etwas kühler.

Vorhersage für Sonntag und wahrscheinliche Weiterentwicklung: Im Flachland Frostgefahr, im hohen Sauerland auch tagsüber geringer Frost.

Der Kerzelmacher von Sankt Stefan



Copyright by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

3) (Nachdruck verboten.)

„Was hast denn?" brummte der Alte. „Manchmal könnt man Angst um dich kriegen ... Freilich sinds fertig, die Kerzln. Seit gestern schon. Habs so noch heut in die Burg schicken wollen."

Er griff nach einem zweiten, größeren Korb, der ein wenig abseits auf dem schon von Halbdunkel beschatteten Teil des langen Arbeitstisches lag. Vorsichtig hob er eine Handvoll Kerzen heraus und ließ sie über die gespreizten Finger behutsam auf eine kleine, dunkelrote Filzdecke gleiten.

Neugierig betrachtete seine Tochter die elfenbeinfarbigen, seidig schimmernden Lichter, auf deren zarter Rundung das Goldrelief des Kaiserwappens funkelte. Sie schlug lachend in die Hände: „Schön sind's g'worden, die Kerzln!" Ihr Zorn über den Kavalier und ihre Angst waren wieder verflogen.

Der Alte nickte befriedigt: „Freilich sin's schön g'worden. Und, wie g'sagt, heut hab ich's in die Burg schicken wollen. Aber der Anderl, der Altg'sell, ist heut nicht zur Arbeit kommen. Wird halt krank sein. Oder vielleicht hat er wieder seinen Rausch. Und an andern oder gar einen Lehrbuben hab ich nit schicken wollen. Man halt' doch schließlich was auf Reputation." Er kratzte sich seufzend hinterm Ohr. „Na ja, jetzt muß ich's halt selber hintragen, die Kerzln. Freud machts mir keine. Das kannst mir glauben. Fürs Dienern bin ich nit g'schaffen."

„Lassens halt mich gehen, Herr Vater!" Sie meinte auf einmal einen Weg gefunden zu haben, wie sie das wieder gutmachen könnte mit dem Modeaffen. Auch hatte ihr davor gebangt, daß die Kaiserin ihren Vater am Ende hart anlassen könnte, wegen des frechen Schnabels seiner Tochter.

Aloisius Brand legte das Arbeitszeug aus der Hand, hob erstaunt den Kopf: „Du?! ... Ja, weißt denn auch, was das heißt, zu einer Kaiserin in Audienz gehen? Wir sind nur einfache Bürgersleut. Unsereins paßt nit in die Burg."

Lisl Brand antwortete fröhlich: „Die Kaiserin beißt doch nit!"

„Manchmal schon," antwortete der Meister lachend, stand auf und legte die Schürze ab, um in den ersten Stock zum Abendbrot zu gehen. „Manchmal schon. Na, wir reden doch drüber, Lisl."

*

Als am nächsten Morgen die späte Wintersonne, aus gelbgrauem Nebel rötlich und fahl über das steile, hochverschneite Riesendach des Domes aufsteigend schon in der Fensterreihe des kleinen niederen Wachszieherhauses glitzerte, stand die Demoiselle Brand immer noch vor dem hohen Spiegel in ihrer Schlafstube und probierte geduldig den Hofknicks. Seit zwei Stunden schon.

Schon im Nachtgewande hatte sie etliche dutzendmal die höfische Verneigung vor dem verschnörkelten, goldumrahmten Glase geübt. Sogar die Tauben auf dem zierlich geschwungenen, mit Schnee bestäubten Gesims des Fensters flatterten nicht mehr auf. So sehr hatten sie sich an das knickfende Mädchen gewöhnt.

„Nun, da sie in ihrem schönsten Sonntagskleide war, der lichtblaue Reifrock, der rote, spitzenverzierte Schnürleib, das braune, pelzverbrämte Jäckchen ihre schöne Gestalt verhüllte und schmückte und schon die schwarze Haube keck auf den Locken saß, hielt sie die Hauptprobe ab. Unten vor dem Vater, der schon dreimal mahnend seinen Hauspfiff gepfiffen, sollte die Generalprobe in Szene gehen.

Als zum vierten Male das Pfeifen erscholl, nickte sie zufrieden ihrem Spiegelbild zu. Sie konnte sich sehen lassen. Das wußte sie. Dann lief sie die schmale, steile Treppe hinunter. Nicht ein bißl Angst hatte sie mehr.

Sie öffnete die Türe zur Werkstatt, wo die Gesellen und Lehrbuben bereits an der Arbeit saßen, machte noch drei zierliche Schritte gegen die Mitte des Raumes, wo ihr Vater stand, und sank dann, den schönen Kopf neigend, in vollendetem Hofknicks zusammen.

„Kann ich's nicht wie ein Komtessel?" fragte sie.

Die Gesellen und Buben lachten. Aloisius Brand antwortete zärtlich: „Fein, Lisl! Wirst Ehr einlegen für mich bei der Frau Kaiserin."

Da kam von der Türe her wie ein kalter Wasserguß die heisere Stimme der Vielgratterin: „Wie ein Komtessel — schon recht! Aber vor der Majestät werden dir die Sprüch' und die Kurasch schon vergehen!"

„Mir nit, Frau Tant!"

Aloisius Brand sagte nichts. Er seufzte nur. Die Alte hatte ein eigenes Talent, einem alle Freude zu verderben. Da half auch kein Reden. Er ging ans Fenster, sah zur Domuhr hinauf. Dann nahm er von einem Tischchen einen kleinen, mit dunkelrotem Samt ausgeschlagenen Korb, in dem ein Dutzend der schönen Wachskerzen lag. Das würde als Probe wohl genügen. Er breitete sorgfältig ein weißes Seidentuch über das Körbchen und reichte es seiner Tochter. Dann zog er sie an sich und küßte sie auf die Stirne.

„So geh halt, Lisl!"

Der Tag war hell und klar geworden. Die Sonne blendete aus blitzendem Schnee.

Langsam, mit leicht gesenktem Kopf, wie sich das für eine Bürgerstochter gehörte, ging Elisabeth Brand über den Graben. Erst als sie an die Pestsäule kam, um die die Tische und Schirme der Kräuter-, Butter- und Eierweiber standen, merkte sie, daß sie leise ein Lied trällerte, was sich für ein ehrbares Bürgermädel durchaus nicht schickte.

Eines der Weiber an der Säule rief ihr zu: „Kauft die Demoiselle heut gar nix? ... An schönem Spinat hätt i und legfrische Eier. Drei Stück nur an halben Kreuzer ..."

Eine zweite, dicke und fette, gab Antwort, daß es über den halben Graben hallte: „Die kümmert sich heut grad um deine Eier! An Schatz hat's. Hörst nit, wie schön s'singt ... wie a Vogerl!" Sie stemmte die roten Fäuste in die Hüften und wiegte sich lachend.

Die Demoiselle schlug sich fröhlich auf den Mund, nickte den Weibern zu und sagte: „Später, später! — Zuvor muß ich mit den Kerzln noch zur Frau Kaiserin ..."

Das war für die Tratschweider ein Fressen. Als die Brand vom Graben schon in den Kohlmarkt einbog, konnte sie doch das aufgeregte Geschnatter der zwei Dutzend Weiber an der Säule hören. Als wäre dort Gänsemarkt.

Vom Goldstaub der Sonne überrieselt, wuchs das Schwarzgrau der Burg mit dem Spitzenwerk aus Schnee vor dem Mädel empor. Nun begann ihr Herz doch rascher zu schlagen. Nicht so sehr, weil sie in einer halben Stunde vor der Kaiserin stehen sollte, die sie bisher nur aus der Ferne gesehen. Die Courage verging ihr schon nicht. Mund und Herz saßen ihr auf dem rechten Fleck. Der Mund vor allem — weiß Gott! Aber der „Modeaff" fing ihr nun doch an, Sorge zu machen. Wenn er geklatscht hätte! Man wußte doch, daß die Kaiserin mit Stockhaus und Gassenkehren rasch bei der Hand war. Langsam ging Elisabeth Brand über das letzte Wegstück zum Burgportal.

Schnee von vorübergleitenden Schlitten stäubte neben ihr auf. Klingelnde, gold- und silberverzierte Muscheln, bunt und farbig auf hochgeschwungenen, verschnörkelten Kufen hinter mächtig trabenden deutschen und böhmischen Pferden oder ungarischen Juckern fegten an ihr vorbei. In großem Bogen den Platz umfahrend, hielten sie vor dem gewaltigen Tore. Generale in Gold, Weiß und Rot, ungarische Magnaten in verschnürtem, grünem Pelz mit juwelenbesetzten Krummsäbeln, von denen mancher ein Herzogtum wert war, und den brillantengeschmückten Kalpaks mit der wippenden Adlerfeder entstiegen den Schlitten. Sänften mit Damen des Adels, mit Läufern in allen Farben, mit Mohren und Türken voraus, schwankten heran. Dazwischen eilten die Fußgänger, standen die Gaffer. Ohne Unterbrechung fast präsentierten die beiden Grenadiere am Tor, scholl das „Gewehr heraus", rasselte der Generalmarsch aus dem Innern des Burghofs.

Die Demoiselle Brand schloß sich den in die Burg strömenden Menschen an, den funkelnden Uniformen, den glitzernden Roben und Staatskleidern, die in der Mitte der hohen, hallenden Torfahrt als ein buntes Band in einer breiten Glastüre verschwanden. Dort, wo die Marschallsstiege hinauf zu den Gemächern der Kaiserin führte.

In der Mitte der marmornen Treppe stand mit gegrätschten Beinen kerzengerade ein Burgleutnant. Er war noch jung. Aber der leere linke Aermel seines dunkelgrünen Rocks verriet, daß er seinen Teil schon getan und nicht mehr tauglich zum Felddienst war. Immer wieder riß seine Rechte vor den Generalen und Exzellenzen den goldbetreßten Dreispitz von der kleinen, weiß gepuderten Perücke, um ihn nach Vorschrift mit ausgestrecktem Arm querab zu halten.

Unbeweglich steht er. Nur seine großen braunen Kinderaugen gehen prüfend von einem zum andern, damit kein Unberufener die Burg der Kaiserin betrete. Plötzlich senkt er lächelnd den Blick. Sein Arm legt sich wie ein kleiner Schlagbaum in den Weg der Demoiselle. Freundlich und doch soldatisch bestimmt stellt er die Frage: „Und die Demoiselle — wohin?" Mit gespielter Strenge sieht er ihr in die Augen, die tapfer seinen Blick ertragen.

(Fortsetzung folgt)

Der Schnelläufer

Von Josef Winckler

Wir wohnten damals noch in der alten Thomasstadt Kempen, wo mein Vater Bürgermeister war. Dem Rathaus mit seinem gekälkten Bogen am lindenbepflanzten Marktplatz schräg gegenüber lag unsere Wohnung mit einem Vorgärtchen. Jeden Morgen mußte ich von diesem Marktplatz an der Pfarrkirche vorbei über die Hülser- und Burgstraße zum gewaltigen finstern Backsteingebäude, einer alten Bischofsburg, wo der Gymnasialdirektor Pohle herrschte, so daß ich jeden Giebel und jedes Fenster des Weges kannte. Es war für mich keine schöne Zeit, weil ich soeben mal wieder sitzengeblieben war. Also kann es nur um Ostern gewesen sein, als die folgende denkwürdige Geschichte geschah. Meine jüngste Schwester — wir waren drei Geschwister — litt an Kinderlähmung, mußte in einem Stühlchen gefahren werden und saß diesen Tag gerade im Vorgarten wie ein Vogel in seinem Bauer. Plötzlich:

„Bum, bum . . . bittä Vorsicht, gleich gommt der Schnelläufer!“

„Bum, bum . . . bittä Vorsicht, gleich gommt der Schnelläufer!“

„Bum, bum . . . bittä Vorsicht, gleich gommt der Schnelläufer!“

Durch die verschlafene sonnige Stille des niederrheinischen Städtchens schallte von der Apotheke her um die Ecke immer lauter dies dumpfe Pochen und dazu die krähende Stimme. Meine Schwester in ihrem Wägelchen guckte zuerst ungläubig über das Vorgärtchengeländer und lachte, ob wir Jungen am Ende wieder einen neuen Streich spielen und den ganzen Markt in Aufregung bringen wollten. Aber schon gewahrte sie eine übernatürlich dicke Frau, weil diese große bunte Bilder auf Brust und Rücken trug, nein, es mußten riesige Hampelmänner sein, und mit einem Holzhammer an die Haustür pochte: „Bum, bum —!“ Da krähte sie schon näher mit lauter Stimme wieder dreimal:

„Bittä Vorsicht, gleich gommt der Schnelläufer —!“

Jetzt hatten auch wir den aufwühlenden Lärm hinten in der Küche vernommen, wo wir Kastanien schmorten, und stürzten offenen Mauls ins Freie. Der Apotheker Hucklenbroich schob im weißen Kittel die Blendladen seines Schaufensters auseinander, der Tuchhändler Gierkes stand mit der Brille in der Hand, Fina Lohschelders erschien im Unterrock, die beiden Tanten Kobbens liefen unter den Lindenbäumen mit Kaffeemühle und Strickstrumpf: „Gütiger Gott, was passiert nicht alles in der Welt?“

„Bum, bum . . . bittä Vorsicht, gleich gommt . . .“ schallte der Hammer bei Bockenhüskes, unserm Nachbarn, aber der Schluß ging im Kreischen der Haustüren schon unter, die fremde Frau schlug an unsre Holzblenden der Fenster, um nicht ins Vorgärtchen zu müssen: „Bittä Vorsicht . . .“ indessen wir die Bilder auf ihrem Leib anstarrten, die in rotgewürfeltem engen Zeug einen ungeheuerlich laufenden Mann mit grünem Spitzhut zeigten. Dicke Unterschriften verkündeten: „Signore Allegri, Weltschnelläufer! Gelaufen vor seiner Majestät dem Kaiser von China, dem Großmogul, dem Pascha, dem Papst, dem König von Spanien, mit dem Löwenorden dekoriert von Seiner Hoheit, dem Fürsten von Salvana. Läuft schneller als der Vogel Strauß!“

„Donnerwetter,“ sagte mein Bruder, „der kann was.“

„Ob er die Erlaubnis vom Vater hat?“ fragte ich.

„Wenn es nicht gefährlich ist, möchte ich wohl auf die Straße geschoben werden,“ rief das Schwesterchen.

Die Frau aber verstand nicht, ihr Holzhammer pochte die Leute hervor, ihr Krähen schreckte alle Seelen wach. Dutzende Menschen besprachen neugierig ringsum das Ereignis.

Da trug ein fremder Knabe an einer Stange ein Schild mit der Aufschrift: „Marktplatz—Pfarrkirche—Hülser Straße—Burgstraße—Gymnasium und zurück Pfarrkirche—Hörsteler Straße—Marktplatz. Jeder zahlt nach Gefallen an der Kunst!“

Da kam der Professor Grote vorüber, der gelehrteste Mann der Stadt, er blieb beim Vater Bockenhüskes stehen und sagte: „Allegri ist echt Italienisch und bedeutet „schnell“ — der Mann muß also in der Tat sehr schnell sein —, vielleicht liegt's in der Familie, daß er so heißt.“

Dies Wort ging sofort in der Runde, und wir hörten bereits: „Professor Grote hat ihn in Italien gesehen — er ist wahnsinnig schnell . . .“

Der Buchbinder Garringer stellte zwei Stühle vor die Treppe, für seine Frau und sich. „Stehenbleiben, stehenbleiben!“ riefen ein paar Kinderstimmen einer Bauernkarre zu, die aus einer Gasse biegen wollte, und verdutzt anhielt. Jetzt öffnete Herr Gonfers über dem Bogen des Rathauses sein Fenster und hielt sonderbarerweise nicht das Gesicht, sondern mit der Hand um die Muschel ein Ohr hinaus — wahrscheinlich schrieb er dabei mit der andern Hand weiter.

„Jeder erzählt dem andern, was er sah“, rief Anton Bockenhüskes und eilte Richtung Burgstraße, wo er an der Ecke sich aufpflanzte, um Hülser Straße und Burgstraße von ihrer Winklung beide im Gesichtsfeld zu behalten. Ich selber überlegte, ob ich flink den Kirchturm hinauf sollte, vom Brandfenster jeden Schritt zu sehen, aber der Schnelläufer konnte im Schatten der Häuser laufen, und so stob ich noch weiter. Es konnte losgehen.

„Bum, bum — bittä Vorsicht, gleich gommt der Schnelläufer,“ klopfte die Frau gerade am großen Haus von Herrenfeld, daß sofort auch alle vom Laden auf dem Geländer saßen. Pohle Heinrich, der nachher Universitätsprofessor wurde und damals schon in Mathematik „Sehr gut“ hatte, stieß mit seinem Notizbuch zu mir: „Bei einem Kreis durch die Stadt von 1700 Metern und Sprung 3,50 Meter, die er glatt nimmt, kann er in drei Minuten . . .“

„Er soll eher herum sein, als ein Karussell sich einmal dreht, hat mein Vater gesagt,“ tat ich geheimnisvoll unterrichtet. „Ich werde ihn noch schneller ausrechnen.“

Es gab damals noch wenig Sport, und zwei fremde Herren, die zum Bahnhof gingen, es schienen Musterreisende, unterhielten sich: „Armhaltung ist besonders wichtig . . .“ „Man muß Ablauf aus Kauerstellung nehmen (Tiefstart), kurz und scharf bei erst niedrigbleibendem Körper und den Sprungfuß . . .“ Mehr verstanden wir nicht.

Auf einmal ein sausend funkelndes, mit hundert silbernen Schellen bimmelndes, klingendes, klirrendes, läutendes Lustspiel, sogar vorn auf gebogenen Schnabelspitzen der roten Schuhe tanzten Glöckchen, die Spitzen der Ellbogen stießen Glöckchen, rund um die Hüften hüpften Kränze von Glöckchen, der grüne Spitzhut schüttelte Glöckchen, in beiden Händen schwangen rasselnde Kastagnetten, und grell schrie es wie ein wieherndes Pferd: „Allegro! Allegro!“ Der Schnelläufer warf den Kopf in den Nacken, die Brust vor, und dabei gingen und hingen die Beine waagerecht hinten und vorn hoch über dem Boden, so ritt er verzaubert in der Luft — eine sausende Spinne — eine laufende Schere — immer ein Schrei: „Allegro! Allegro! Allegro!“ Da drüben erschienen atemlos rennend mein Bruder, Anton Bockenhüskes, Paul Kobbens, ein ganzes rasendes Rudel von dreißig Jungen, und wie eine Uhrfeder schnellte ich selber durch ein Quergäßchen zum Markt voraus, wo der Kreis sich schließen und der Wundermensch im Nu erscheinen mußte. Wir alle hätten ja am Fleck verharren können, es war sinnlos, ihm nachzulaufen, und dennoch immer weiter ihn aus den Augen zu verlieren, ihm gar den Weg zu sperren, wenn er abermals auftauchen würde. Aber er riß alles blindlings hinter sich her. Schon sah ich meine Schwester im Wägelchen an der Ecke der Apotheke, Herr Hucklenbroich stand im weißen Kittel daneben — das Bimmeln, das Klingeln, das Zimbeln, das Klirren und Läuten und Klappern nahte herein, Gejohl und Geschnaufe der nachhetzenden Meute orgelte wie eine dunkle Sturzwoge, und hinter dem Rudel der Jungen und hindurch und voraus und auf den Fersen des Schnelläufers die drei großen Metzgerhunde von Schlünkens, weiß Gott, woher sie's gerochen, wie sie von der Kette sich losgezerrt, jetzt waren sie da, und der Schnelläufer sah sie nicht, und fielen ihn rücklings an, mir gingen vor Entsetzen die Zähne selber mit los, er schlug kopfvorn aufs Pflaster.

Niemand kann heute noch Näheres über das Unglück sagen, als daß sie den Blutenden in die Apotheke trugen. Er murmelte immer noch: „Allegro . . .“ und sei ein ganz dürres Männchen gewesen, das sich den grauen Bart schwarz gefärbt hatte; vielleicht ein entlassener Zirkuskünstler, der Letzte, den wir gesehen, sein Gewerbe ist ausgestorben.

Vor der Apotheke aber stand gaffend jenen ganzen sonnigen Nachmittag noch der dunkle Haufen aller Jungen aus der Stadt.

Hausgeister

Von Joseph Baur

Man braucht nicht wirklich an sie zu glauben, — sagte Werner, der junge Ehemann, bei dem wir behaglich saßen —, es genügt, sie nur sinnbildlich gelten zu lassen.

Als wir unsere Wohnung mieteten, war das Haus gerade im Rohbau fertig. Die Böden waren noch nicht gelegt, man mußte acht geben, daß man nicht in die unteren Räume fiel. Mit dem Metermaß in der Hand kletterte ich wägend und planend auf den Balken umher. Ganz neu war diese schmucke Siedlung aus spitzgiebeligen Häusern, draußen vor der Stadt. Wenn der Himmel in den Fensterausschnitten verblaßte und Abendruhe über die Wipfel des nahen Waldes sich breitete, glaubte man noch ein Raunen der verdrängten Waldgeister in den dämmrigen Winkeln des Neubaues zu spüren.

Dann kam der Tag, da das Haus bereit war zum Einzug. Unberührt neu glänzten die Böden, Hilde fand besonders schön die Spuren der Aeste in den gebeizten Brettern; sie sagte, das bringe eine Erinnerung an Wald in die Zimmer. Im ganzen Haus roch es kalkig frisch, glatt und rein strahlten die Wände. Ein paar Wochen hauste ich in der neuen Wohnung noch als Junggeselle, sehr froh, das möblierte Zimmerherrendasein endlich hinter mir zu haben.

Ja, und dann kam das erste Frühstück neuvermählt, mit Blumen auf dem Tisch. Und gleich merkte ich da, daß den Räumen unter meiner Alleinherrschaft doch etwas gefehlt hatte. Nicht nur die Blumengeister waren es. Von einem schimmernd blonden Haar, das irgendwo hängen geblieben war, oder von einem Stäubchen Puder auf der Glasplatte des Toilettentisches strahlte etwas aus, das die Wohnatmosphäre belebte. Mit der Frau war es gekommen, jenes Unfaßbare, zart Fluidliche, das einen in den Räumen angenehm umgab, und worin wohl die Hausgeister gediehen.

Eine deutlich spürbare Veränderung in der Stimmung des ganzen Hauses geschah, als die junge Gattin des Hausherrn in der unteren Wohnung ihr Kind bekam, ein Mädchen, kleine Erbin des Hauses. Wir empfanden daraufhin fast bedrückend das noch zu wenig Belebte in unseren Räumen. Nur langsam wurde es besser. Mancherlei half dazu: der bedächtige Pendelschlag der alten Uhr aus Großmutters Stube, das flackernde Feuer winterabends, Duft der Bratäpfel, einer späten Fliege müdes Gesumm, und nachts das geheimnisvolle Knacken der Möbel.

Dann, nach dem zweiten Sommer, an einem kalten, grauen Spätherbsttag, sah ich morgens in der Küche etwas Kleines, Schattenhaftes über den Boden huschen und unter dem Herd verschwinden: eine Maus! Sie war sehr frech, eben eine erste kleine Hausmaus, jung und ohne Erfahrung. Einmal saß sie sogar oben auf dem Küchenschrank und schaute mich an, so als wollte sie um meine Freundschaft werben. Als ich näher trat, turnte sie aber schleunigst am Küchenhandtuch abwärts.

Mein Vorschlag, sie zu füttern und zu zähmen, wurde von Hilde sehr entschieden abgelehnt. So mußte ich eine schlagkräftige Mausefalle mit einem delikaten Mäusebrötchen versehen, und über Nacht war es dann um das arme freche Mäuschen geschehen. Die Küche erschien mir daraufhin verödet. Aber Hilde lächelte. Geduld, tröstete sie, das häusliche Fluid werde sich gewiß noch beleben. —

Und wirklich, es schwang so eine Ahnung in der abendlichen Zimmerstille, als würde bald ein neuer Hausgeist bei Werner und Hilde einziehen. Vielleicht wird es sogar ein Schutzengel sein.

Die Seelenwanderung

Eine ungarische Anekdote. Von M. Körner

Lustig bimmelte der Schlitten mit seinen Messingschellen durch den späten Abend.

Eisig wehte der Wind von der Puszta her.

Uebelgelaunt steckte Sandor Zsupan seine rote Nase noch tiefer in den Pelz.

Als er um die nächste Wegbiegung lenkte, sah er die kleine Schenke, wo er auf einen Sprung einzukehren gedachte, gleich vor sich liegen.

„Hüh! — Hüh! — Hüüüüüü!“ schrie er, riß wütend an den Zügeln und schnippte den störigen Gaul mit der Peitsche, um ihm die Mucken auszutreiben.

Sandor Zsupan war mit seinem Gaul, den er vor einigen Monaten auf dem Pferdemarkt in C. gekauft hatte, höchst unzufrieden.

Der Gaul war so dumm wie ein Maulesel, so willig wie ein Truthahn und so launisch wie eine verzogene junge Dame. Im Auge hatte er, wie es Sandor Zsupan vorkam, einen menschlich feindseligen Blick. 500 Pengö hatte er für den Gaul bezahlt, aber er würde zufrieden sein, wenn er beim Verkauf auch nur 400 Pengö wiedererzielte.

Knurrend stieg Sandor aus dem Schlitten und schippte mit der Hand den Schnee von Pelz und Bart.

Als er Licht in der Gaststube der Schenke erblickte, seufzte er, schnalzte mit der Zunge, und das Wasser lief ihm im Mund zusammen bei dem Gedanken an den guten Korn, der dort drinnen auf ihn wartete.

Als er über die mit Sand bestreuten Dielen trat, traf er Ferko und Miska trinkend und lachend am Ofen an.

Die beiden grüßten Sandor mit einer familiärn Vertraulichkeit, die ihm auf die Nerven ging und die er haßte. Nur, weil sie ab und zu auf dem Markt im Städtchen, wo sie zweimal in der Woche ihre Kleinprodukte feilboten, mit ihm zusammentrafen, hatten sie die Stirn, so familiär mit ihm zu tun. Mit ihm, dem Sandor Zsupan, einem ansässigen Kaufmann und einer anerkannten Persönlichkeit! Sandor rümpfte hochmütig die Nase. Gemeine Leute waren das, Kleinhändler, erbärmliche Gemüsekrämer! Ihr Platz war hinter Marktständen und nicht wie seiner, Sandor Zsupans, auf dem Kontor.

Ja, es war ihm überhaupt ein Rätsel, wie die beiden es fertig brachten, aus ihrem armseligen Gewerbe einen Lebensunterhalt herauszuschinden. Aber — wurde nicht gemunkelt, daß die beiden dunkle Nebengeschäfte nicht scheuten —?

Auf einer Holzbank in einer Ecke der Gaststube lag, mit dem Gesicht zur Wand, ein Landstreicher, der seinen Rausch ausschlief.

Schlürfend und schläferig kam der schlampige Schankwirt herbei.

Sandor verlangte in herrischem Ton einen Korn.

Der Wirt schüttete irgendein gelbes Zeug in ein Schnapsglas, brachte es und zog sich sofort wieder hinter seine Theke zurück, wo sein Schnarchen bald mit dem des Landstreichers wetteiferte.

Beim Eintritt Sandors hatten Ferko und Miska ihre vorher so lärmende Unterhaltung zu einem leisen und vorsichtigen Flüstern herabgedämpft, das sie nur zuweilen durch ein wieherndes Gelächter unterbrachen. Dann und wann warfen sie einen seitlichen schiefen Blick auf Sandor, der abseits Platz genommen hatte und seinen Korn trank, wie es einem Kaufmann und einer anerkannten Persönlichkeit zukam.

„Später jedoch . . .“, sagte Ferko auf einmal mit lauter Stimme — und begann seinem Freunde eine Geschichte zu erzählen.

Die Sache interessierte Sandor Zsupan, und nach und nach, langsam und unauffällig, wie es sich für einen stolzen und würdevollen Kaufmann nicht anders geziemt, rückte er näher an die beiden heran.

„So wahr und wahrhaftig heute Donnerstag ist, so wahr ist das, was ich Dir jetzt erzähle!“ rief Ferko aus.

„Die Leute sagen: Andras, der Schuster, wäre nach Amerika ausgerückt. — Er ist so wenig in Amerika, wie ich in diesem Augenblick in Amerika bin! Er ist hier! Denk Dir, hier im Ort!“

„Aber wie ist das nur möglich?!“ rief Miska aus.

„Niemand hat Andras mehr gesehen, seit er im vorigen Jahr über Nacht verschwand.“

Bei diesen Worten schielte Miska mit einem Auge nach dem Kaufmann, mit dem anderen blinzelte er seinem Freund verschmitzt zu.

„Das will ich Dir ganz genau erklären . . .“ hub Ferko mit einer furchterregenden tiefen Stimme geheimnisvoll und leise an, doch gerade noch laut genug, daß es die Ohren des angespannt lauschenden Kaufmanns erreichen konnte . . . „so groß waren seine Sünden, daß Andras dem Bösen verfiel. Der verwandelte ihn prompt in einen Ochsen.“

Bei der Erwähnung des Bösen zuckte der Kaufmann zusammen und spuckte hastig dreimal aus.

„Verwandelte ihn in einen Ochsen?!“ tat Miska, der ein Witzbold war, entsetzt und erstaunt. „War Andras denn nicht von jeher ein Ochse?“

„Glauben Sie es?“ wandte er sich unvermittelt an den Kaufmann.

„Warum soll man nicht daran glauben?“ murmelte der Kaufmann. „Hinterlistig sind die Gewalten des Bösen.“

Er spuckte wiederum dreimal aus hob sein Glas an die Lippen und trank es mit einem hastigen Schluck leer.

Die beiden Händler tauschten einen pfiffigen, verschlagenen und zufriedenen Blick.

Der Kaufmann stand auf, trommelte auf die Tischplatte, weckte den Schankwirt und verlangte Hafer für seinen Gaul.

Fünf Minuten später kam er mit dem gefüllten Hafersack die Bodenstiege herab.

Der Landstreicher war von der Ofenbank verschwunden, aber Ferko und Miska zechten noch immer am Ofen. Ihr Lachen war jetzt buchstäblich heiser und klang, als wenn sie mächtig mit sich selbst zufrieden wären.

„Na, die Tölpel sind auch bald betrunken!“ dachte der Kaufmann im Vorübergehn. Mit einem Abstand wahrenden Gruß verließ er die Schankstube und trat in die kalte Nacht hinaus.

Vor der Tür blieb er einen Augenblick stehen und sah zum wolkenbezogenen Himmel hinauf.

„Wird noch Schnee geben, viel Schnee . . die Nacht . .“ brummte er in seinen Bart hinein und tapste ungelenk zu seinem Schlitten.

Plötzlich, wie zur Salzsäule erstarrt, hemmte er jäh den Schritt, und der Hafersack entglitt seiner Hand.

In der Schlittendeichsel stand, anstelle seines Pferdes, ein Mann, die Zügel im Munde und den Halfter um den Hals.

„Laß mich frei!“ stöhnte der. „Guter Mann, bester Herr, laß mich frei! — Der Zauber ist gebrochen und, o weh, mein Mut auch!“

„Aber — aber — was —?“ stotterte Sandor Zsupan, als er seine Sprache wiederfand.

„So schwer waren meine Sünden“, sprach der Mann, „daß ich dem Bösen verfiel, und er mich in ein Pferd verwandelte. — Aber jetzt ist meine Zeit um. Und ich bitte Dich, guter Mann, bester Herr, gib mir die Freiheit!“

Mit zitternden Händen löste der Kaufmann das Geschirr.

Er war zu sehr erschreckt, um zu bemerken, daß die Riemen nicht so befestigt waren, wie es seiner Gewohnheit entsprach.

Noch fiel es ihm auf, daß der Mann mächtig nach Schnaps roch.

Ihn beherrschte nur der eine Gedanke, daß er monatelang einen Menschen gepeitscht hatte.

Am liebsten wäre Sandor Zsupan in die Knie gesunken und hätte die Füße seines ehemaligen Pferdes geküßt.

Endlich befreit, schüttelte sich der Mann wie ein Pferd, murmelte Dank und stolperte fort, in die Dunkelheit der Nacht hinein.

Kreideweiß im Gesicht, lief der Kaufmann in die Schankstube zurück, um die erstaunliche Begebenheit zu berichten.

Aber Ferko und Miska waren fort.

Sie mußten wohl durch die Seitentüre, die zum Stall führte, die Schenke verlassen haben. Aufgeregt weckte der Kaufmann den Schankwirt und erzählte ihm verstört die wunderbare Geschichte.

Dann verlangte er ein Pferd zu mieten, denn er mußte am nächsten Morgen in dem 30 Kilometer entfernten Städtchen C. sein.

*

Einige Wochen später, als Sandor Zsupan sich auf dem Markt nach einem neuen Pferd umsah, war er baß erstaunt, seinen ehemaligen Gaul unter den zum Verkauf stehenden Pferden zu finden.

Ein Ausdruck von Schmerz kam auf das gutmütige Gesicht von Sandor Zsupan.

„Weh, Du Armer!“ flüsterte er dem Gaul ins Ohr. „Ich sehe, Du bist rückfällig geworden!“

Der Gaul wandte langsam den Kopf, schaute den Kaufmann mit dem menschlich feindseligen Blick an und — trat ihn vor das Schienbein.

Sandor Zsupan sprang in die Luft vor Schmerz.

„Dafür“, rief er im Zorn, „magst Du ein Gaul bleiben — bis an Dein Lebensende!“

Das Schicksal geht seinen Weg

Von Stry zu Eulenburg

Als Frau Stenn, von einer zweitägigen Reise zurückkehrend, ihr Haus betrat, sah sie nicht, wie sie es erwartet hatte, ihren Mann vor sich, sondern einen Herrn, der ihr vollkommen fremd war. Er saß allein im Arbeitszimmer ihres Mannes und erhob sich bei ihrem Eintreten ohne jeden Ausdruck einer Ueberraschung, als habe er längst auf sie gewartet und wisse auch, wer sie sei. Frau Stenn, schon beunruhigt durch das Telegramm, mit dem sie ihr Mann ohne Angabe eines Grundes nach Hause gerufen hatte, und in dieser Unruhe noch ratloser geworden, als ihr Mann, obwohl sie die genaue Zeit ihrer Ankunft zurückdepeschiert hatte, nicht am Bahnhof gewesen war, verfiel in fassungslosen Schreck, als der Fremde sich als Kommissar der Kriminalpolizei zu erkennen gab.

„Ich habe Ihren Mann gebeten, Sie zurückzurufen“, sagte Kommissar Forster höflich, „weil vielleicht Sie, als die Frau des Hauses, uns wichtige Aufklärungen zu geben vermögen, die für das, was während Ihrer Abwesenheit geschehen ist, von großem Interesse sein können.“

„Wo ist mein Mann?“ fragte Frau Stenn, immer noch in großer Erregung.

„Er erwartet Sie im Zimmer nebenan. Ich wollte nicht, daß Sie durch den Bericht Ihres Mannes von dem, was geschehen ist, schon erfahren haben, bevor ich selbst mit Ihnen spreche. Um zur Sache zu kommen: Es handelt sich um Herrn Martini.“

„Ist ihm etwas zugestoßen, hat man ihm etwas angetan?“ fragte Frau Stenn ängstlich.

„Niemand hat Herrn Martini ein Leid zugefügt“, sagte Kommissar Forster. „Doch bitte ich Sie jetzt, bevor ich Ihnen weitere Aufklärung geben kann, mir auf einige Fragen zu antworten. — Wußten Sie, daß sich in Herrn Martinis Zimmer ein Fläschchen mit einem sehr gefährlichen Gift befand?“

Frau Stenn horchte in einem Atemzug beinahe freudiger Entspannung auf.

„Ich wußte davon“, sagte sie mit vor Ungeduld zitternder Stimme, „und ich kann Ihnen sicher auch die Erklärung geben, die Sie brauchen, und die Sie, nicht mit Unrecht, von mir erwartet haben.“

Kommissar Forster war sichtlich froh, daß Frau Stenn ihre große, lähmende Angst überwunden hatte. Freundlich sagte er:

„Erzählen Sie mir also bitte alles, was Sie über das Gift wissen. Erzählen Sie alles sehr ausführlich, sagen wir, von dem Zeitpunkt an, als sie zum ersten Mal das Fläschchen mit dem gefährlichen Inhalt bemerkten.“

Frau Stenn nickte, dachte einige Augenblicke lang nach, und begann dann zu berichten:

„Herr Martini kam vor ungefähr vier Wochen als Gast in unser Haus. Er ist ein Jugendfreund meines Mannes, er hatte früher einmal unter Einsatz des eigenen Lebens meinen Mann vom Tode gerettet. Ich hatte also für die Handlungsweise meines Mannes nicht nur volles Verständnis, sondern freute mich sogar darüber, als er keinen Augenblick zögerte, Herrn Martini nun, da er in Not geraten war, bei uns aufzunehmen.

Es wird Ihnen ja bekannt sein, Herr Kommissar, daß Herr Martini längere Zeit unter dem Verdacht, eine Frau, die er geliebt hatte, aus Eifersucht erschossen zu haben, in Untersuchungshaft gewesen war. Als er nun, zwar ohne daß seine Unschuld hätte erwiesen werden können, auf vorläufig freien Fuß gesetzt wurde und zu uns kam, war er ein vollkommen gebrochener Mann. Nicht nur ich, sondern auch mein Mann hatte großes Mitleid mit ihm, denn wir glaubten nicht daran, daß er die ihm zur Last gelegte Tat begangen hatte. Mit ihm selbst sprachen wir niemals über diese Angelegenheit, die wir nur aus Zeitungsberichten kannten; wir begnügten uns damit, und hielten dies sogar für unsere Pflicht, ihm Trost zu geben, zu versuchen, ihn wieder aufzurichten, denn schließlich mußten sich früher oder später doch noch Beweise ergeben, die noch fehlten, damit er vor Gericht freigesprochen werden konnte.

Sie werden nun auch verstehen, Herr Kommissar, wie groß mein Erschrecken war, als ich schon einige Tage nach Herrn Martinis Ankunft auf dem Waschtisch in seinem Zimmer ein kleines Fläschchen mit einem Totenkopf auf dem Etikett stehen sah Ich ahnte sogleich, warum Herr Martini sich das Gift verschafft haben mochte, und als ich ihn wenige Tage später durch einen Zufall dabei überraschte, wie er in Trübsinn vor sich hinstarrend, das kleine Fläschchen in der Hand hielt, gab es für mich keinen Zweifel mehr, daß er sich mit dem Gedanken trug, sich das Leben zu nehmen.

Von diesem Augenblick an war ich entschlossen, dies zu tun, was ich dann später ausführte. Ich sagte mir, daß Herr Martini, auch wenn er wirklich schuldig sein sollte, doch niemals das Recht hatte, sich selbst zu richten. Dazu kam noch, daß es vor allem für mich als Frau, eine der schrecklichsten Vorstellungen bedeutete, einen Menschen täglich vor mir zu sehen, mit ihm zu sprechen, am gleichen Tisch zu sitzen, einen Menschen, der dann, vielleicht in der nächsten Stunde schon, Hand an sich gelegt haben würde.

Ich wußte, es war eine zutiefst menschliche Pflicht, die ich erfüllte.

Als Herr Martini nach langer Zeit zum erstenmal wieder auf nur eine halbe Stunde das Haus verließ, lief ich rasch in sein Zimmer, entleerte das Fläschchen mit dem Gift und füllte das Fläschchen wieder mit Wasser.

Vor zwei Tagen dann, als ich zu meiner Mutter fuhr, habe ich diese Reise mit dem besten Gewissen angetreten.“

Nun schwieg Frau Stenn und wartete geduldig auf die Antwort des Kommissars, der lange zu überlegen schien, wie er seine Worte wählen sollte.

„Jedenfalls bin ich Ihnen für Ihre ausführliche Erklärung sehr zu Dank verbunden“, sagte er höflich, „denn es war mir in der Tat ein Rätsel, wie pures Leitungswasser statt des gefährlichen Giftes in das Fläschchen gekommen ist, dessen Inhalt Herr Martini gestern nachmittag ausgetrunken hat.“

„Er wollte sich also wirklich vergiften?“ rief Frau Stenn erschrocken und zugleich befreit aus. „Wie gut, daß ich das Gift beseitigt hatte!“

Der Kommissar schwieg. Nachdenklich schaute er eine Weile vor sich hin, bevor er mit einer sehr leisen und dennoch eindringlich tiefen Stimme sagte:

„So, wie auch Sie, Frau Stenn, durch Ihr Eingreifen, das alles Lob verdient, versucht haben, Herrn Martini von seiner Tat abzuhalten, glauben wir Menschen manchmal das Schicksal eines anderen leiten zu können. Aber wie schon so oft in meinem Leben, habe ich auch diesmal feststellen müssen, daß das Schicksal, das in unserer Hand zu liegen scheint, einem mächtigen, unterirdisch vorwärtsfließenden Strom gleicht, dessen geheimnisvollen Lauf wir weder kennen, geschweige denn aufhalten, oder eine andere Richtung zu geben vermögen.

Ich kann Ihnen leider nun nicht länger verschweigen, daß Herr Martini tot ist.

Obwohl sich nur Wasser in dem Fläschchen befand, war Herr Martini in wenigen Sekunden tot, nachdem er dessen Inhalt zu sich genommen hatte. Gestern nachmittag geschah es. Zwei Polizeibeamten, die Herrn Martini festnehmen sollten, weil sich neue Beweise für seine klare Schuld ergeben hatten, haben diese Tatsache zu Protokoll gegeben. Als Todesursache wurde vom Amtsarzt nichts anderes als Herzschlag festgestellt.“

Turnen – Spiel – Sport.

Kehraus in der Halle Münsterland.

„Großer Abschiedspreis für Berufsfahrer über drei Stunden. – Zwei Stunden Kampf bei den Amateuren.

Münster, 14. Januar.

Mit dem „Großen und kleinen Abschiedspreis" für Berufsfahrer und Amateure verabschiedet sich am heutigen Samstag die Halle Münsterland von ihren zahlreichen Radsportfreunden. Sie beendet damit ihre dieswinterliche Radsportsaison, die wie selten zuvor allen Anhängern des Pedals schöne Stunden sportlichen Geschehens vermittelte. Leider ist die Saison für die Münsterlandhalle in jedem Jahre reichlich kurz bemessen. Eine Tatsache, die von allen, die an den wenigen Rennabenden die Halle füllten und durch eine lebhafte Anteilnahme ihr leidenschaftliches Interesse an dieser Sportart bekundeten, sehr bedauert wird. Vielleicht aber macht sich die Leitung der Münsterlandhalle die Wünsche ihrer zahlreichen Radsportfreunde zu eigen und überprüft ihren Terminkalender noch einmal dahin, ob sich nicht doch noch ein abermaliger Rennabend aufziehen läßt. Ein zweifellos vollbesetztes Haus würde die Mühen lohnen.

Und auch am heutigen Abend, wenn zum letzten Rennen des Winters der Starter das Feld in den Kampf schickt, dürfte jedes Plätzchen der Halle besetzt und die Halle ausverkauft sein. Denn kaum ein Radsportfreund wird sich vor der langen „Ruhe"pause dieses letzte Ereignis, das durch die geschickte Zusammenstellung bei den Berufsfahrern und der internationalen Klasse bei den Amateuren einen Abend verspricht, bei dem die Kämpfe sozusagen am laufenden Band ohne Pause sich abspielen werden, entgehen lassen. Dafür sorgt auch die neuartige Wertung, die jedem Fahrer für eine gewonnene Runde 20 Punkte anrechnet, so daß nicht allein Runden, sondern auch Punkte von allen Fahrern heiß umstritten sein werden.

Die drei Stunden der Berufsfahrer.

Nach dem Verlauf und Ergebnis der „Nacht" von Dortmund treten zum großen Abschiedspreis wenigstens vier Paare mit gleichberechtigten Hoffnungen und Aussichten auf den Sieg zum Start an. In erster Linie sind es Wals-Boyen, die sich ernsteste Hoffnungen auf den Sieg machen können. Die gesamte Presse bezeichnete Wals nach der Dortmunder Nacht als den schnellsten und interessantesten Fahrer. Die Tatsache, daß sich dieser weltbekannte und erfahrene Fahrer den jungen Boyen zum Partner wählte, dürfte genügen, um über das Können dieses Fahrers unterrichtet zu sein.

Die Trennung der Mannschaft Tertilte-Schmidt hat ihre eigenen Reize. Mit Wengler als Partner sollte Tertilte in der Lage sein, seine ausgezeichnete Dortmunder Leistung noch zu übertreffen, da auch der Bielefelder in Dortmund nicht enttäuschte und überaus stark fuhr. Das gleiche trifft auch für die Paarung Schmidt-Clignet zu.

Die beiden nächsten Favoritenpaare sind Zims-Küster und Hoffmann-Pützfeld. Noch einmal erlebt die Halle Münsterland den spannenden Zweikampf dieser beiden Mannschaften, der besondere Spannung dadurch erhält, daß beide auch auf der Hut vor den anderen Mannschaften sein müssen, die ihnen das Siegen unter allen Umständen verlegen wollen. Dazu gehören auch in erster Linie Ehmer-Funda und Kijewski-Diederichs. Beide Mannschaften haben die Dortmunder Nacht gut überstanden und gehen mit frischen Kräften an den Start.

Arents-Leuer und Heide-Schenk sind den Radsportfreunden der Halle Münsterland keineswegs unbekannt mehr. Ihre frische und draufgängerische Fahrweise gleich zu Beginn der Rennen steht noch frisch in Erinnerung. Diesmal, da es gleich zu Beginn ein lebhaftes Kämpfen und Jagen um die Punkte geben wird, dürften sie in der ersten Stunde bestimmt im Vordertreffen zu finden sein. Es kommt darauf an, ob sie auch für die restlichen Stunden noch genügend Reserven haben, um entscheidend mit eingreifen zu können.

Abermals Hasselberg-Schorn?

Die Besetzung des Zwei-Stunden-Mannschaftsfahrens für Amateure ist als erstklassig zu bezeichnen. Die Elite der europäischen und deutschen Spitzenkönner ist am Start und wird sich einen schweren und heftigen Kampf um die Vormachtstellung und internationale Geltung liefern.

Allererste Aussichten haben in diesem Kampf Hasselberg-Schorn. Der deutsche Meister startet das das Rennen mit dem Sieger vom Weihnachts-Omnium, Schorn. Noch am letzten Sonntag siegte diese Mannschaft in Köln und gewann den „Silbernen Adler", ein 100-Kilometer-Mannschaftsfahren.

Ihre schärfsten Rivalen mit werden wie in Köln so auch in Münster wieder Smits-Kropmann, die Zweiten der Rheinlandhalle, sein. Durch einen Sturz von Smits hatten die Deutschen in Köln am Schluß leichte Vorteile, so daß ihnen der Sieg vor den beiden Holländern nicht mehr strittig gemacht werden konnte.

Daneben sind in erster Linie Zwartepoorte-Aeymanns zu beachten. Gerade die Leistungen dieser Mannschaft beim Omnium in der Münsterlandhalle lassen den Ausgang des Rennens als völlig offen erscheinen. In den Wertungen werden beide stets im Vordertreffen zu finden sein.

Kurzawa-Mertens haben bereits durch viel Siege und gute Plätze auf allen Bahnen ihre Qualitäten beweisen können, ihre Gewinnaussichten sind daher, zumal man mit scharfen Zweikämpfen der Favoriten zu rechnen haben wird, nicht als gering anzuschlagen.

Aus Halle a. d. Saale traf bereits vor einigen Tagen die Mannschaft Geyer-Göricke in Münster ein und nahm in der Halle sofort das Training auf. Sie dürfte es in dem schweren Rennen bei der ihnen unbekannten Bahn nicht leicht haben, im Vordertreffen zu enden.

Gegen dieses starke auswärtige Feld haben die Münsteraner Wenning-Müller keinen leichten Stand. Jedoch lassen die Leistungen dieser Mannschaft von Köln erhoffen, daß sie auf ihrer Heimatbahn mit allergrößten Aussichten den Kampf beenden werden.

Als neunte Mannschaft starten Alberty-Glanemann. Beide mußten erst durch eine Vorentscheidung am vergangenen Donnerstag in der Münsterlandhalle ermittelt werden.

Alles in allem verspricht sowohl das Rennen der Berufsfahrer als auch der Amateure einen spannenden und verheißungsvollen Verlauf.

Gustav Eder unterlag nach Punkten.

Berlin, 14. Januar.

Gustav Eder, Deutschlands langjähriger Weltergewichtsmeister von anerkannter Klasse, kämpfte über 12 Runden gegen den starken Antoine Christoforidis, der die dreifache Meisterkrone Griechenlands hält. Der Gast kam jedoch nicht aus seiner Heimat Athen, sondern aus Paris zu uns. Genau genommen aus dem Dickson-Stall, und da war, wie das Beispiel Tuneros gegen Besselmann beweist, Vorsicht geboten. Tatsächlich überraschte der Grieche durch ein großartiges technisches Können, tüchtige Schlagkraft und blitzschnelles Erfassen der Lage und formte mit seiner guten Linken und planvollen Deckung so eine meisterliche Leistung. Demgegenüber machte Gustav Eder den Fehler, sich zu sehr auf seine Rechte zu verlassen. Zudem erlitt der Deutsche bereits in der vierten Runde eine stark blutende Verletzung an der rechten Schläfe, die ihn stark behinderte. Außerdem ließ Eder seinem Gegner in der ersten Hälfte des Kampfes viel zu viel Zeit, sich auf seine Kampfesweise einzustellen. Als der Grieche dann alle Hemmnisse abgelegt hatte, wurde er der überlegene Kämpfer, der sich in harten Schlagwechseln von der achten Runde an sichtliche Vorteile holte und am Schluß den Punktsieg unbedingt verdient hatte.

Gustav Eder erlitt damit die erste Niederlage in Europa seit Januar 1933. Außerdem bekam ihm damit erstmalig der „Ausflug" in eine höhere Gewichtsklasse schlecht, doch hat diese Niederlage inbezug auf sein Kampf um die Europameisterschaft im Weltergegen den Belgier Felix Wouters kaum etwas zu bedeuten, es sei denn, daß der Deutsche dadurch einen Prestigeverlust erleidet. Die Leistung des Griechen noch umso höher einzuschätzen, als er den Kampf einem völlig geschlossenen rechten Auge beendete.

Eine gute Partie lieferte wieder der Aachener Schwergewichtler Johann Kreitz, der in der vierten Runde einen k. o.-Erfolg über den Italiener Carlo Bertoni erzielte. Der Westdeutsche war stets im Vorteil und nagte seinen Gegner in der vierten Runde mit wuchtigen Kopf- und Körpertreffern in seiner Ecke fest, so daß der Italiener, völlig kampfunfähig, stehend ausgezählt wurde. In der einleitenden Weltergewichtsbegegnung zwischen dem Danziger Radtke und Dalchow-Berlin wurde nach vier ausgeglichenen Runden ein Unentschieden verkündet.

Wallner und Villar kämpften unentschieden. Schade Leo schlug Hower nach Punkten.

Handel und Wirtschaft.

Märkte.

Metalle.

Berlin, 14. Jan. **Elektrolytkupfer** (Wirebars) 62,25 ℳ für 100 kg netto cif Hamburg, Bremen oder Rotterdam. Aluminium 98-99 kg Bl. 133, Aluminium f. Walz. o. Dr. 137, Silber in Barren 900 t 38,60—41,60.

Berliner Schlachtviehmarkt.

◇ **Berlin,** 14. Jan. Auftrieb: Ochsen 92, Bullen 175, Kühe 1442, Färsen 160, Rinder direkt zugeführt 114, Kälber 2225, Schafe 3902, Schweine 10352, Ausland 710, Ziegen 42. Marktverlauf: Rinder zugeteilt, Ausstich über Notiz, Kälber verteilt, Schafe ziemlich glatt, Schweine verteilt. Es kosteten: Ochsen: a) 44, b) 40, c) 35, d) 28; Bullen: a) 42, b) 38, c) 33; Kühe: a) 42, b) 38, c) 32, d) 18—24; Färsen: a) 43, b) 39, c) 34, d) 27; Kälber: Doppellender: 70—78, a) 63, b) 57, c) 48, d) 30—38; Lämmer und Hammel: a1) 49,50, a2) —, b1) 44—48, b2) —, c) 33—43, d) 23—30; Schafe: a) 35—38, b) 32—34, c) 18—28; Schweine: a) 54, b1) 53, b2) 52, c) 50, d) —, e) —, f) —, g1) bis 51, g2) bis 49, Altschneider: bis —, Eber: bis 35.

Hamburger Schweinemarkt.

⊙ **Hamburg,** 14. Jan. Auftrieb: Schweine 2902, unbeobachtungstiere 39. Marktverlauf: zugeteilt, Qualitätsmittel. Es kosteten: a) 54, b1) 53, b2) 52, c) 50, d) —, e) —, f) —, g1) 51, g2) bis 49, Eber: 25—35.

★

Ant. Lamberts Chr. Sohn AG., M.-Gladbach. Der auf den 31. d. Mts. einberufenen o. HV. soll auch die Auflösung der Gesellschaft vorgeschlagen werden.

Berliner Getreidegroßmarkt

vom 14. Januar 1938

Weizen märk., Durchschnittsqualität: 75/77, frei Berlin . . . 212

Preisgebiet	VI	VII	VIII	IX	X	XII	XIV
ges. Erzeugerpr.	200.00	201.00	202.00	203.00	204.00	206.00	208.00

Roggen märk., Durchschnittsqualität: 69/71, frei Berlin . . . 194

Preisgebiet	V	VI	VII	VIII	XI	XII	XIII
ges. Erzeugerpr.	182.00	183.00	184.00	185.00	188.00	189.00	190.00

Futtergerste 59/60

	V	VI	VII	VIII	IX
ges. Erzeugerpreis, Preisgebiet	167.00	168.00	170.00	173.00	175.00

Industriegerste (Sommergerste) frei Berlin — | ab märk. Station —

Futterhafer märk., Durchschnittsqualität 46/49

Preisgebiet	IV	VII	X	XI	XIII	XIV
ges. Erzeugerpr.	156.00	160.00	163.00	165.00	168.00	170.00

Weizenmehl, Type 812 (Vollmehl)

II	III	V	VI	VII	VIII	IX	X	XII	XIV
28.60	28.60	28.60	28.60	28.65	28.90	28.90	28.90	29.30	29.60

10 % Auslandsweizen — 1.50 Mk. Aufgeld. — 20 % Auslandsweizen — 3.00 Mk. Aufgeld.

Roggenmehl, Type 1150, Preisgebiet

I	II	IV	V	VI	VII	VIII	XI	XII	XIII
21.10	21.10	21.45	21.55	21.65	21.80	21.90	22.25	22.35	22.45

Weizenkleie, Preisgebiet

II	III	V	VII	VII	VIII	IX	X	XII	XIV
11.15	11.20	11.30	11.35	11.40	11.50	11.55	11.60	11.70	11.85

Roggenkleie, Preisgebiet

I	II	IV	V	VI	VII	VIII	XI	XII	XIII
10.10	10.15	10.20	9.95	10.40	10.45	10.10	10.30	10.40	10.45

Viktoriaerbsen	34—38	Lupinen, gelbe	24—25	Soyabohnenschr.	
Kleine Erbsen	33—35	Seradella, alte	—	45% a. Hbg.	15.58
Futtererbsen	24—26	Seradella, neue	—	45% a. Stettin	15.98
Peluschken	26—29	Leinkuchen 37% ab Hamburg	16.38	Kartoffelflocken	
Ackerbohnen	23—24.5	Erdnußkuch. 50%	15.88	Fabrikpreis	—
Wicken	26—28	Erdnußkuchenm.	17.38	Kartoffelflocken	
Lupinen, blaue	16—17	Trockenschnitzel	8.74	Parit. Berlin	—

Bremen: Baumwolle

	14. 1. Brief	Geld	bez	13. 1. Brief	Geld	bez.
Loco	10.43			10.44		
Jan.	9.04	—	9.02	9.03	—	9.01
März	9.80	9.76	9.78	9.76	9.74	9.76
Mai	9.99	9.96	9.98	9.96	9.93	9.94
Juli	10.24	10.21	10.23	10.21	10.19	10.20
Okt.	10.49	10.47	10.48	10.44	10.42	10.43
Dez.	10.59	10.58	10.59	10.53	10.52	10.52

Liverpool: Ostind. Bro

	14. 1.
Loco Broach. F. G.(GoodSt.)	4.04
„ Roller Gin. Pj.(GoodSt.)	4.19
„ Centr.Pr.O.) Nr. 1 St.Sup.	4.34
„ Beng. F. G.	4.69
„ Beng. Sup.	4.99

Liverpool: Baumwolle

	14. 1.	13. 1.
Loco	5.02	5.00
Januar	4.85	4.85
Februar	4.87	4.87
März	4.88	4.88
April	4.90	4.90
Mai	4.92	4.92
Juni	4.94	4.94
Juli	4.95	4.95
August	4.97	4.97
September	4.99	4.98
Oktober	5.01	5.00
November	5.02	5.01
Dezember	5.03	5.02
Januar 1939	5.05	5.05
März 1939	5.08	5.07
Mai 1939	5.10	5.09
Juli 1939	5.11	5.10
Oktober	5.13	5.12
Dezember	5.16	5.15
Tagesimport	—	—

New Orleans: Baumwolle

	14. 1.	13.
Loco	8.72	8.6
Januar	—	8.6
März	8.62—63	8.7
Mai	8.70	8.7
Juli	8.75	8.8
Oktober	8.81	8.8
Dezember	8.84	8.8

New Yorker Baumwollku

	14. 1.	13.
Loco	8.60	8.6
Januar	—	8.5
Februar	8.48	8.5
März	8.50	8.5
April	8.53	8.5
Mai	8.56	8.5
Juni	8.59	8.6
Juli	8.63	8.7
August	8.66	8.7
September	8.69	8.7
Oktober	8.72	8.7
November	8.73	8.8
Dezember	8.74	8.8

Notierungen f. Sakellaridis u. Upper F.G.F.

	14. 1. Sak.	Upp.
Januar	—	6.05
März	—	5.99
Mai	—	5.99
Juli	—	6.00
September	—	6.00
Oktober	—	6.01
November	—	6.01
Loco	8.44	6.39

Geschätzte Totalzufuhren . . .
Baumwollzufuhr in Atl. Häfen
Baumwollzufuhr in Golf-Häfen
Zufuhren in Pacific-Häfen . .
Export nach England . . . .
Export a. d. übrig. Kontinent
Export nach Japan und China
Fracht nach Liverpool . . . .

Stellenmarkt

Bewerbungen auf Chiffre-Anzeigen **keine Original-**Zeugnisse beifügen. Zeugnis-Abschriften, Lichtbilder usw. müssen auf der Rückseite Namen und Anschrift des Bewerbers tragen.

Angebote

Suche z. 1. od. 15. Febr. eine kath.
Stütze
zur selbst. Führung des Haushalts.
Frau Schumacher, Gasthof, **Beelen,** Kr. Warendorf. Fernr. 22

Wegen Heirat des jetzigen **perfektes** 355
Mädchen
für Haushalt und Küche in herrschaftl. Haushalt bei gutem Lohn gesucht. Hilfe vorhanden.
Frau Karla Kiel, Duisburg-Rhein, Prinz-Albrecht-Straße 6.

Suche für sofort oder zum 1. April bei vollen Familienanschluß und Taschengeld ein junges 360
Mädchen
nicht unter 18 J., als Stütze der Hausfrau.
Hubert Mensing, Konditorei und Bäckerei, **Ahaus,** Adolf-Hitler-Str.

Zum 1. Februar 15—16jähriges
Mädchen
für leichte Hausarbeit gesucht. 381
Näheres Tageblatt, Ochtrup i. W.

Zum 1. Februar ein sauberes, gesundes kath. 389
Mädchen
bis zu 18 Jahren, gesucht. Kochen kann erlernt werden. Off. u. H J 23 an d. Borkener Zeitung, Borken.

Kinderliebes, durchaus zuverlässiges und ehrliches kath. 331
Zweitmädchen
zum baldigen Eintritt gesucht.
Frau Fritz Tjaden, M.-Gladbach, Kronprinzenstraße 21

Zum 1. Febr. oder später umsichtige tüchtige 377
Verkäuferin
für Lebensmittelgeschäft bei Fam.-Anschluß gesucht. Radf. erwünscht. Angeb. mit Zeugn., wenn mögl. mit Bild, und Gehaltsansprüchen an
Alb. Thurn, Köln-Marienburg, Bonner Straße 497.

Suche zum 1. Februar ein arbeitsfreudiges, in allen Hausarbeit. erfahr., kinderliebes 406
Alleinmädchen
in Dauerstellung. Einige Koch- und Nähkenntnisse erwünscht. Lohn nach Uebereinkunft. Angebote mit Zeugnisabschriften oder Angabe früherer Stellen an:
Frau Tilly Feldhege, Coesfeld, Billerbecker Straße 5. Telephon 78.

Suche sofort oder zum 1. 3. ein kath.
Mädchen
im Alter von 17—18 Jahren, für Haus und Garten. 399
Bernh. Schockmann, Hoetmar, Kreis Warendorf i. W.

Mädchen
fleißig und ehrlich, für alle Hausarbeiten und zum Bedienen d. Gäste bei gutem Lohn für sofort gesucht.
Pension Josef Schneider, Gimmigen bei Bad Neuenahr im Ahrtal. 398

Suche zum 1. März tüchtiges kath.
Mädchen
nicht unter 20 Jahren, für alle häuslichen Arbeiten. Mädchen vom Lande bevorzugt. 392
B. Pauly, Bäckerei, **Stadtlohn,** Breul.

Fleißiges, ehrliches, junges
Mädchen
für alle Hausarbeiten zu sofort gesucht. Bei Bewerbungen bitte Lichtbild und Zeugnisse einsenden. [384
Bäckerei und Konditorei
August Flick, Essen, Alfredistr. 11.

Suche zum 1. Februar, evtl. später, f. meinen 5köpfigen Haushalt (drei kl. Kinder) selbständiges, in Küche und Haushalt erfahrenes, kinderlieb.
Mädchen
Morgenmädchen vorhanden. 390
Frau Oberlandesgerichtsrat Niemann, Hamm i. W., Fichtestr. 6.

Ohne Werbung kein Erfolg!

Zum 1. Februar oder später ein jg.
Mädchen
für Küche und Haus gesucht. Kochen kann erlernt werden. 378
Cl. Jürgens, Beckum i. W.

Getreide-, Dünger- u. Kohlenhandlung
Für meinen Filialbetrieb in Osterwick suche ich wegen Einberufung meines jetzigen zuverlässigen, ehrlich., tüchtigen 394
jung. Mann für Lager u. Kontor
Nur Bewerber aus der Branche, u. welche im Verkehr mit der Landkundschaft erfahren sind, kommen in Frage.
Wilh. Althoff, Darfeld i. W.

Suche zum 1. April einen 400
Lehrling
Max Goebeler, Sattler- u. Polstermeister, **Warendorf i. Westf.**

Kath. 386
Schneiderlehrling
mit la. Zeugnissen gesucht.
Gerh. Wesker, Schneidermeister, **Ahaus i. W.,** Wallstraße 6.

Suche zum Frühjahr für meinen 400 Morgen großen anerkannten Lehrbetrieb einen landwirtschaftlichen
Lehrling
bei Fam.-Anschl. und Taschengeld.
Jos. Honfel, Stenern, Post Bocholt i. Westf. Fernruf 2427

Einen tüchtigen, nüchternen u. ruhig.
Viehpfleger und Melker
wird durch Stellung einer neuen Wohnung, volles Deputat u. Lohn Gelegenheit gegeben, eine Dauerstellung zu finden. Ang. mit Lebenslauf u. Angabe d. bisherig. Tätigk. unt. 397 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster i. Westf. 397

Suche zu **sofort** selbständigen und zuverlässigen 385
Ackerknecht
für 40 Morgen, nebenbei sind Arb. im Düngergeschäft mit zu verrichten. Lohn nach Uebereinkunft. Evtl. Dauerstellung. Angeb. unt. K 16 an die Kreiszeitung in Ahaus i. W.

Suche für sofort ein tüchtiges jüng.
Mädchen
für alle Hausarbeiten. [403
Frau H. Kehl, Coesfeld, Süringstraße 5. Telephon 334.

Für Lehrerhaushalt auf d. Lande zum 1. 2. brav. kath. [407
Mädchen
v. 16—18 Jahren, am liebsten vom Lande, bei Fam.-Anschl. gesucht.
Angeb. unt. Z 20 an die Allgemeine Zeitung, Coesfeld.

Suche z. 1. Febr. ein fleiß., junges
Mädchen
zur Erlernung der Küche u. d. Haushaltes bei Fam.-Anschl. u. Gehalt. Landwirtstochter bevorzugt. Off. u. 1119 a. d. Westag-Agentur Wendel, Münster. [445

Zwei jüngere selbständig arbeitende
Elektro-Monteure
in Dauerstellung bei gutem Lohn gesucht. 368
Th. Heming, Elektro-Radio-Geschäft, **Breden i. W.**

Suche zum 1. 3. eine tücht. kath.
Melker-Familie
für Zuchtstall von ca. 30 Kühen u. entsprechendem Jungvieh. Gute Wohnung vorhd.
Schulze Bertelsbeck-Scholle, Gescher i. Westf. Telephon 330.

Jede Anzeige, auch die Kleine, hat stets guten Erfolg in der Zeno-Zeitung!

Suche zu sofort oder zum 1. 2. einen
Knecht
für Landwirtschaft u. Kohlenhandlg., der an selbständiges Arbeiten gewöhnt ist und gute Schulkenntnisse besitzen muß. Hoher Lohn. 391
Gerhard Teepe, Rheine i. W., Rolandstraße 28.

Suche zum baldigen Eintritt jünger.
Ackerknecht
der gut mit Pferden umgehen kann. Landwirts- oder Köttersohn bevorzugt. Lohn nach Uebereinkunft. Off. unter E 200 an die Münsterl. Volkszeitung, Rheine i. W. 375

Suche z. 1. April kath. 405
Zweitknecht
Gute Behandlung u. zeitgem. Lohn. Letzter war zehn Jahre bei mir in Stellung.
Bauer Josef Uphues, Coesfeld-Stockum 44.

Lest die Zeno-Zeitung

Gesuche

25jähr. ehrl. kath. Bauerntocht. **sucht** zum 1. 2. **Stelle** in gut. bürgerlichem Privat-, Geschäfts- oder Landwirtschaftshaushalt als [380
Stütze
b. Familienanschl.
Angebote erbeten unter Z 14 an d. Allgemeine Zeitung, Coesfeld.

22jährige 379
Landwirtstochter
sucht zum 1. 2. oder später **Stelle als Hausgehilfin.** Angeb. unter N W 8 an den Neuen Emsboten, Warendorf-Ems.

Bäckergeselle
22 Jahre, kath., **sucht zu sofort Stelle.** Gemischter Betrieb bevors. Offert. unter R J 119 an die Borkener Zeitung, Borken i. W. [388

Kath. 382
Bäcker- und Konditorgehilfe
26 Jahre (mit Meisterbrief), **sucht** zum 1. Febr. oder später Dauerstellung, wo evtl. später Geschäft zu übernehmen ist. Off. unt. **64** an d. Emsdettener Volkszeitg., Emsdetten

Bäckergeselle
der auch in der Konditorei erfahren ist, **sucht** da er die Militärzeit beendet hat, **Stellung** bei kathol. Meister. Gute Zeugnisse vorhanden. Ang. Nr. 346 an die Emsländische Tageszeitung in Lingen-Ems. (409

Hypotheken auf Alt- und Neubauten
Umschuldungen
Baufinanzierungen mit Reichsbürgschaft bis 75%.
Grundsolide, kostenlose Beratung durch: [143
PAUL VOGT von der Industrie- und Handelskammer Dortmund beeideter und öffentl. angest. Sachverständiger,
Hamm (Westf.), Handelshof. Fernsprecher 806/807. Agentur der Deutschen Centralbodenkredit-A.-G., Berlin. (Größte deutsche Hypothekenbank.)

Heiraten

Heirat!
Zwei Schwestern, 32 und 35 J., mit guten Ersparn., sehr häuslich und naturl., m. allen Hausarb., wie auch landw. Arbeiten vertraut, suchen zw. Heirat anst., solide Herren kennen zu lernen, evtl. Witwer, da sehr kinderlieb. 376
Angeb. unter 665 an die Münsterländische Volkszeitung, Rheine.

Vermischte Anzeigen

In Kreisstadt Westfalen, kleines, gutgehendes, seit 30 Jahren bestehend.
Manufaktur-, Kurz-, Weiß- u. Wollwaren-Geschäft
an Hauptstraße gelegen, **mit Haus** umständehalber **zu verkaufen.**
Angeb. unter Nr. 401 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster. [401

Tankstelle mit
ausbaufähigem 396
Grundstück
zu kaufen od. zu pachten gesucht.
Offert. unter Nr. 396 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster i. W.

1 Dichtenhobelmaschine
600 mm, einseit. Antrieb **Rm. 375,-**
1 Fräsmaschine 900×1000, mit Zubehör **Rm. 250,-**
Maschinen sind in bester Ordnung u. werden sterbefallshalber abgegeb. Off. unter Nr. 373 an die Anzeigen-Verwaltung d. Zeno, Münster. [373

Kaufe laufend
Nußbäume
zu den höchsten Tagespreisen.
Bocholter Möbelfabrik, Bocholt i. W., Seidenstraße 42. 374] Telephon 2796.

Große 367
Bandschleifmaschine
225 Schleiflänge, noch gut erhalten, für Riemenantrieb mit Exhaustor, preiswert abzugeben. Ang. unt. Z 16 an die Allgemeine Zeitung, Coesfeld i. W.

Eingetr. 6jährige
Kaltblut-Fuchsstute
zu verkaufen.
Anfragen unter Z 21 an die Allgemeine Zeitung, Coesfeld. [404

Gebr., gut erhaltener [408
Fleischwolf
mit Rechtsantrieb, weil überzähl., billig zu verkaufen.
Karl Lasthaus, Coesfeld, Karlstraße 2.

Billige Fische!
1-Klg.-Dose ff. Bismarckheringe, 1-Klg.-Dose ff. Bratheringe, 1-Klg.-Dose ff. Rollmöpse, 1/1-Klg.-Dose ff. Heringe i. Senftunke, 1/1-Klg.-Dose ff. Heringe i. Gelee, 1/1-Klg.-Dose ff. Kronsardinen, 1/1-Klg.-Dose ff. Fettheringe i. Tomatentunke (132
zus. 5-Klg.-Paket Rm. 3,80
ab hier. - Verpack. frei.
O. Damke, Hamburg 11.

Erfolgen
erzielen Sie durch die Insertion im allgemeinen Anzeigenteil der Zeno.

Automarkt

8 To.-Lastwagen-Anhänger 395) mit Bereifung 40×10".
11 To.-Dreifachs-Anhänger mit Bereifung 12,75—20", fabrikneu, innerhalb 3 Woch. liefer.
Vomag-Generalvertretung Walter Bopp, Wesel, Fernr. 17

4sitzer-Opel
6 Zylinder, steuerfrei, Preis 400.— Rm., hat abzugeben (383
B. Franzbecker, Ennigerloh i. W.

Auto-Fahrgestell
passend f. Pferdewagen, verkauft.
M. Pathe, Gronau i. W., Eyer Str. 32. Tel. 228.

Familienanzeigen
die im Münsterland und darüber hinaus weiteste Verbreitung finden sollen,
gehören in die Zeno-Zeitung!

sie nicht sehen, wenn sie in den Wald ging. Sie wußte schon, wie sie es anstellen mußte. Der Boden war eisenhart und verriet keine Spuren. An diesen Christabend würde sie sicher ihr Leben lang denken. Angst rang mit Freude in ihr, aber sie würde es tun.

Pitt Theiß kam auch vom Markt. Er hatte sich die Anlagen angesehen und für Tilde Geschenke gekauft. Tilde hatte ihm nahegelegt, Schänke und Laden aufzugeben und in die Stadt zu verziehen. Ihr sage das Leben im Dorf nicht mehr zu. Pitt konnte sich in dem Gedanken nicht finden. Fuhr sie nicht oft genug zu den Stadtfesten, und tat sie nicht schön mit dem Bröker? Wohl noch in die Stadt ziehen, ganz in seine Nähe?

Auf dem Heimwege, kaum hundert Schritte vor der Linde, sah er ein ärmlich gekleidetes Weib. Zur Seite der Frau gingen zwei Kinder in Lumpen. Die Frau hielt ihn an: „Mein Mann ist vor einem Jahre gestorben. Vier Kinder."

Sie war ihm fremd und mochte aus einem Nachbardorf sein. Sie tat ihm recht leid. In dieser Kälte fürs Stückchen Brot gehen? „Fürs Fest nichts im Haus?"

Sie seufzte mit einer Stimme, als gehe es mit ihr zu Ende: „Woher soll es kommen?"

Es packte ihn innen und tüttelte ihn. Es wurde ihm warm in der Brust. „Ein Huhn für den Topf will ich geben." Er ging in den Stall, schlachtete ein Huhn und gab es der Armen, die es in ihren Bettelsack steckte.

„Mit Reis gekocht, schlägt es an."

Er ging in den Laden und kam bald mit einem Paket. „Es ist auch noch was für den Tisch. Und was für die Kinder zum Fest. Da ist auch ein Taler." Er drückte ihn der Frau in die Hand und sah, daß sie weinte.

Die Freudentränen der Frau brannten noch auf seiner Hand, als er die Wohnstube betrat. Laden und Schänke waren schon abgeschlossen. Hinter den Fenstern der Bauern- und Kötterhäuser leuchteten die Kerzen der Krippen auf, aber Mathilde machte keine Anstalten, das Fest wie die anderen daheim zu feiern. Sie trug das blauseidene Kleid mit den Sternen und Rüschen. Pitt legte die Päckchen vor ihr auf den Tisch und fragte: „Wohin?"

Innig, gefühlvoll wollte ers fragen, aber es kam kalt und streng aus ihm heraus, und ebenso kalt auch ihre Antwort: „In die Kreisstadt zur Feier."

„Allein?"

Sie lachte verächtlich.

Pitt biß die Zähne zusammen und knurrte: „Am Christabend wenigstens bleibt man zu Haus. Man bleibt bei den Seinen. Wohin willst du, Tilde?"

Von fern her schwebte die Christweise des Posthorns ins Dorf. Pitt stellte sich gegen die Tür. „Wohin, will ich wissen."

„Zwingen?" Das Horn klang schon näher. In wenigen Minuten mußte die Post vor der Linde halten. „Was willst du von mir?"

Milder sagte er: „Tilde, bleib bei mir. Ich habe Lichter für das Christfest gekauft. Bleib bei mir." Er bettelte fast wir ein Kind.

„Stell dich nicht so an!"

Aufbrausen hätte er mögen, aber er gab die Tür frei. Das Horn des Postillons blies vor der Schänke die heilige Weise.

Wirklich, sie ging. Sie stieg in die Kutsche und fuhr zur Stadt.

In Pitt rasten Stürme. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen, grub sich die Fingernägel ins Fleisch und biß auf die Lippen. Wenn Tilde zwar oft in die Stadt fuhr zum Tanz, am Christabend wenigstens war sie bei ihm geblieben. Jetzt war er allein. Der erste einsame Christabend in seiner Ehe.

Am ewigen Lichterkranz flammten des Herrgotts Kerzen auf. Sollte Pitt seine Krippe für sich selbst schmücken? Käme jetzt doch ein landwalzender Bruder herein. Pitt würde ihn halten: „Mensch! Bruder! Setz dich. Wir feiern die Christnacht, wir beide. Iß, Bruder, und trink, bis du voll bist. Dann wollen wir schlafen, und wir hören nichts mehr von der launigen Welt." Aber es kam kein Bruder herein. Pitt sah das Flimmern hinter den Fenstern eines Arbeiterhauses.

„O selige Nacht. In himmlischer Pracht
erscheint auf der Weide
ein Bote der Freude..."

Vor Jahren hatte er das auch gesungen. Jetzt aber? Ihm erschien kein Bote der Freude. Tilde hatte ihm den Aerger und Verdruß, den Gram und bösen Zorn in das Herz gepflanzt. Sie hatte ihm die Lichter der Heiligen Nacht ausgeblasen. Hatte es einen Sinn, mit ihr in die Stadt zu ziehen? Grollend mit sich, mit Mathilde und Bröker, dachte er an Hein. Er wußte, daß Hein sich übernommen hatte. Die ihre Rechnungen kassieren wollten und warten mußten, hatten es bald herumgebracht. Wie mußte es dem Müller nun, nach der Zeitungsmeldung, zu Mute sein? Und was war denn nun eigentlich mit dem Loch im Damm?

Pitt ging in die Küche. Karo leckte ihm freudig winselnd die Hand. „Ja", sagte Pitt, „auch dich hat die Herrin am Christabend vergessen." Er zog die Lade des Tisches auf und nahm das Küchenmesser heraus, um dem Hund ein Wurstende abzuschneiden. Ha, wie das Messer ihn lockte! Jetzt dachte er nicht an Lucie. Er meinte Tilde bei Bröker zu sehen, allein mit dem Menschen, den er jetzt auf den Tod haßte. Pitt stiert auf das Messer. Zehn Jahre würde es geben. Vielleicht auch nur fünf. Jetzt dachte er doch an Lucie und Hans. Er ging in den Laden, schnitt dem Hund ein Wurstende ab, gab es ihm, der es gierig verzehrte u. dankbar die Fahne schwenkte. Jetzt ging Pitt in den Stall, um die verpackte Krippe zu holen. Da fiel ihm das blutbesudelte Messer in die Hand, mit dem er soeben das Huhn abgeschlachtet, und er dachte an die arme Frau. Ob sie das Huhn schon im Topf hatte? Ob die Kinder den würzigen Duft schon gierig einsaugten? Nein, gewiß war sie noch auf dem Wege nach Haus. Warum hatte er sie nicht nach ihrer Wohnung gefragt? Dann wäre er jetzt ins Nachbardorf mit der Krippe und den Lichtern gegangen. Käse und Schinken, Brot und Wurst, auch einen Kuchen hätte er mitnehmen können. Singen hätten sie können und Christnacht hätte er mit der Frau und den Kindern gefeiert, selige, fröhliche Christnacht. Es ärgerte ihn, daß er nicht wußte, wo sie wohnte. Aergerlich stellte er das Paket mit der Krippe wieder auf den Stallboden, schob das Schlachtermesser in die Scheide und steckte beides gedankenlos ein. Er warf die Stalltür hinter sich zu. Er knurrte unzufrieden. Konnte er denn keinem armen Teufel etwas zuliebe tun? Wohin sollte er gehen?

Wiederum fiel ihm Hein ein, und es zog ihn zu ihm. Ganz mächtig zogs ihn zu Hein. „Verzeiht", wollte er sagen, „ich muß jetzt was Liebes sehen und hören, sonst würgt es mich ab. Laßt mich hier sitzen." Ja, das wollte er tun. Er überlegte nicht lange, packte die Geschenke ein, die er für Tilde bestimmt hatte, und wollte sie Iska und Lucie bringen. Für Hein und Hans packte er Zigarren und Wein ein, nahm auch noch Lichter. die er in ein Tuch knüpfte, gab Karo auf, das Haus zu bewachen, und erstieg den Damm.

Blutrot lag der Himmel auf der Tiefe. Pitt riß die Augen weit auf. Hatte Hein mit den Seinen ein Sonnwendfeuer entfacht, um den Christ zu begrüßen? Die Blicke auf das leuchtende Rot gerichtet, schritt Pitt rascher aus. Es zog ihn zu mächtig. Brannte der Wald...?

12. Kapitel.

Hein empfing mit den Seinen und allen in der Mühle und auf dem Hofe den heiligen Christ. Auf dem ausgezogenen Rundtische inmitten des guten Zimmers strahlte die Krippe. Hein stand bei der Krippe und sprach vom Christkind. Er sprach aus der Tiefe seines Herzens, so wie er es wußte und verstand. Und Hein verstand es schon recht. „Was ist schon das schönste Christfest, wenn es nur darum geht, zu geben und zu nehmen. Wo Liebe und Treue und Rechtschaffenheit sind, da ist die Wiege des Christkinds. In jeder guten Tat wird er geboren„ die dem Menschen geziemt. Nun laßt uns denn singen:

„O, laßt ihn ein, es ist kein Traum.
Er macht dein Herz zum Garten."

Heins prächtiger Baß gab her, was er vermochte. Fred, Thomas und die Gesellen der Sägemühle stimmten mit ein. Die Knechte und Mägde füllten den Chor. Zisla, Hans, Lucie, Mieze und die Kinder sangen mit. Weit waren die Herzen dem beglückenden Wunder der heiligen Nacht aufgetan. Hein dankte den Bedienten des Hauses und Hofes, dankte Lucie, Thomas und den Gesellen für ihre Dienste, und führte sie an den Gabentisch.

Worte des Dankes flossen von Männer- und Frauenlippen. Man zeigte sich die neuen Strümpfe und Tücher, das Schnupftuch, den Tabaksbeutel und den Stoff zum Werkeltkleid. Thomas hielt eine Likörflasche im Arm und Mieze steckte ein zierliches Ringlein an die Rechte. Sie nahm es anscheinend sehr schüchtern und verschämt und zeigte es Fred. „Eine Perle?" Er meinte, nicht abergläubisch zu sein, aber man sagte doch, daß Perlen Tränen bedeuten. Dachte Mieze auch so? Wäre nicht ihre Haut so zartbraun gewesen, das Blut, das ihr jäh ins Gesicht geschossen war, hätte sie verraten. Daß sie so verschüchtert war, nahm man als nichts besonderes hin. Es mochte die Freude an ihrem Geschenke sein.

Zisla und Hein gingen mit Lucie, Hans und den Kindern zu ihrem Gabentische. Draußen wurde es unruhig. Es erhob sich ein pfeifender Sturm. Aber es störte den Frieden des Hauses nicht. Lucie war die Tochter des Hauses. Ihr Vater war in der Kreisstadt geblieben, um unter Freunden zu feiern, und Lucie feierte die Christnacht mit Hans. Mieze sah es mit neidvollen Blicken, aber sie ließ sichs nicht anmerken. Sie verbarg eine Unruhe und sah scheu nach dem Fenster. Grell pfiff der Sturm und Mieze sah wieder auf Lucie und Hans. Sie konnte es nicht abwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Sie wußte, daß Hein stark in Schuld war und nährte, seitdem sie es wußte, einen bösen Gedanken. Wenn Hein das Eigen verlöre und wieder arm würde? Würde Hans dann noch so schön tun mit Lucie? Sicherlich nicht. Sie lauschte gespannt auf das Pfeifen des Sturmes. Ihr Herz wollte zum Halse heraus. Hein stecke in Schulden. Mieze glaubte nicht, daß er herauskommen werde. Sie sah ihn und Hans schon die schweren Karren am Strome schieben. Sie sah sich als Dame mit Geld in der Stadt. Arm, bitter arm würde Hans sein. Dann würde sie kommen. Geld würde sie bringen. Viel, sehr viel Geld. „Kauf die ein Eigen." Ein sonniges Glück würde ihr blühen.

Hell wie die Kerzen strahlten nun ihre Augen. Auf ihrem Gesicht lag ein triumphierendes Lächeln. Aber sie lauschte auch wieder dem pfeifenden Ton der Natur und empfand das unruhige Pochen des Herzens noch stärker. Brachte die Perle ihr Tränen? Sie dachte daran. Wenn nur der Sturm nicht so fürchterlich heulte.

Zisla teilte ihren Lieben die Gaben aus. Jetzt heulte der Sturm, als raje Wods wilde Jagd durch die Nacht. Zisla hatte gut gesorgt. Neben den Geschenken für Berta und Fritzchen warteten auch Gutes auf Hein, Lucie und Hans. Das hatte sie schon lange vor dem Feste zusammengespart. Eine goldene Taschenuhr mit goldener Kette. Langstiefel bis zu den Knien. Eine Börse mit Perlen bestickt. Blitzsaubere Wäsche. „Hier ein Jagdflinte . . ."

Da fiel in das Heulen des Sturmes das grelle Geklingel der Brandwehr. Mieze erbleichte. Hans, der an das Fenster sprang, prallte zurück., da er den Vorhang zurückschob. „Vater . .! „Er schrie die Worte wie ein Mensch in der Not. „Der Wald, unser Wald . . brennt . .!"

Zisla stand neben ihm. Gott ja, da kamen die Spritzenmänner vom Dorfe herauf mit grellem Geklingel. Pechfackeln geisterten geipensterhaft in die Nacht. Schatten gleich rasten die Pferde heran. Dampf schnob aus den Nüstern der Tiere. Die wilde Fahrt raste zur Müllerei.

Dort wo der Waldstreifen das Feld säumte, glühte der Himmel. Brandgaben schossen aus der Tiefe empor. Ein Heuschober zwischen dem Streifen und der Sägemühle war auf den Holzstapel geflogen. Er stand auch in Flammen. „Herrgott, auch das Sägewerk brennt!"

Bei diesen Worten, die Zisla hinaus schrie, zuckte Mieze wie von einem Schlage getroffen zusammen. Zitternd an allen Gliedern stand sie bei der Krippe. Das Sägewerk brannte . .?

Hein sah auch hinaus. Noch selig im Frieden der heiligen Nacht begriff er nicht recht, als Zisla nun aber verzweifelt die Hände rang und ihr Geschrei durch das Haus gellte, so daß auch Thomas mit seinen Gesellen und das Gesinde an die Fenster stürzten, wurde ihm die Tiefe der Gefahr klar. Instinktief fühlte er, daß dieser Brand angelegt war, um ihm die Möglichkeit zu nehmen, aus der so arg drückenden Schuld zu kommen. Das Loch am Damm, die Zeitungsnotiz und nun der Brand . ! Hein riß die Donnerbüchse von der Wand und stürzte an Mieze vorbei, die wie eine farblose Statue bei der Krippe stand, auf den Hof. Da brannte der Holzstapel neben der Sägemühle und aus dem Sägewerk schlugen die Flammen. „Herrgott im Himmel!" Hein schrie wie ein verwundetes Tier. Er, der im Kriege dem Tode so oft ins Auge gesehen, rang ohnmächtig mit seinem unsichtbaren Feind. Wo war er, wer hatte ihm dieses furchtbare Leid angetan? Hein mußte ihn haben. Der schwarze Hein war er, der Rächer . .!

Brüllend peitschte der Sturm die Flammen in Wald und Sägemühle. „Die Meisterin . .!" Fred stieß den Ruf aus. Die Meisterin war in der Werkswohnung geblieben, um den Tisch für die Familienfeier im Hause Thomas herzurichten. Fred stürzte in das brennende Haus. Die Frau lag im qualmenden Hause ohnmächtig am Boden. Mit Hilfe des gleichfalls herbeigekommenen Meisters wurde sie in die Brakelwohnung geschafft. Ihr Gesicht war von Brandblasen bedeckt. Als man sie über den Hof trug, schrie Mieze auf und war wie von Sinnen. Sie folgte ihrem Vater und Fred in die Stube der Mühle, weinte verzweifelt, rang schluchzend die Hände, lief wieder hinaus, ergriff einen Eimer und lief an den Teich.

Die Spritzenmänner verteilten sich auf den Wald und die Sägemühle. Schläuche wurden abgerollt und zu dem Teiche geleitet. Mit Beilen und Aexten schlugen die Spritzenmänner Löcher ins Eis und senkten die Schlauchenden in die gehauenen Löcher. Pumpen begannen zu glucken. Armdicke Strahlen prasselten in die Flammen. Meister Thomas raste wie ein Teufel. Wurde er denn ständig vom Unglück verfolgt? Gab ihm das Schicksal niemals Ruhe? Thomas lästerte Gott und sich selbst und ging mit den Gesellen den Flammen zu Leibe.

Die Mühle bespritzen und das brennende Holz in den Teich!"

Mit Aexten und Beilen wurde die Eisdecke zerschlagen. Brocken und Splitter des Eises flogen umher. Eimer um Eimer klatschten nun ihren Inhalt gegen die Wände der Sägemühle, indem die Strahlen der Schläuche in die Glut schlugen. Fred hatte eiserne Stangen mit Haken besorgt. Gemeinsam mit den Gesellen, riß er die flammenden Holzstöße in den Teich. Stoß um Stoß wurde auf die Eisfläche geschoben. Mit Zischen und Krachen spaltete die Decke. Wasserdampf mischte sich mit dem Qualm des brennenden Holzes. Der Teich dampfte wie ein Kaffeekessel. Wie eine schwere Nebelwolke lag der Rauch auf Haus und Hof.

(Fortsetzung folgt.)

Erholungsstunden

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage.

Seltsame Fügung.

Von K. R. Neubert.

Als ich Kersten zufällig traf, kamen wir auf die kleine Feier zu sprechen, die er demnächst in seiner hübschen Atelierwohnung geben wollte und zu der er mich bereits eingeladen hatte.

„Ob ich auch Wegners bitten darf?" fragte er plötzlich und blickte etwas verlegen auf die andere Straßenseite hinüber. Ich mußte über seinen Wunsch lächeln. Vor einem Jahre hatte er das nette, junge Ehepaar bei mir kennengelernt. Frau Wegner schien damals einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. In einer Weinstube hatte er sich mal verraten. Nach dem fünften Glas hatte er angefangen, von Frau Wegner zu schwärmen. Er war dann plötzlich melancholisch geworden und nach Hause gegangen. Selten nur sprachen wir seit dieser Zeit über Wegners; einmal nur fragte er so nebenbei, ob die Ehe glücklich wäre. Das konnte ich besahen.

Kersten war ein seiner Kerl. Warum sollte ich seine Bitte, die Einladung zu vermitteln, nicht erfüllen? Da wir uns in der Nähe der Wegnerschen Wohnung befanden, schlug ich einen gemeinsamen Besuch vor.

Schon von weitem sah ich Peters Auto in der „Rinnsteingarage".

„Wir haben Glück, Kersten", sagte ich, „Wegners sind zu Hause."

Er war nun wieder unschlüssig. „Vielleicht kommen wir ungelegen. Wollen Sie nicht lieber erst telephonieren?"

Drüben stand eine Telephonzelle. „Nun gut", lachte ich, „wenn es Sie beruhigt — — —"

Gespannt blickte er mir entgegen, als ich die Zelle verließ. „Ist mein Besuch angenehm?" fragte er.

„Natürlich, aber wir sollen möglichst rasch kommen."

„So? War Frau Wegner am Apparat? Oder er? Wird man meine Einladung annehmen?" Seine Fragen überstürzten sich.

Ich konnte nur lächeln. „Wohl kaum. Er verreist nämlich heute noch. Und seine Frau ist schon seit acht Tagen vorausgefahren."

„Schade!" seufzte er betroffen, und er schien kaum noch Lust zu haben, den Besuch auszuführen. Ich nahm ihn am Arm. „Kommen Sie nur! Jetzt sind wir angemeldet." Wir trafen Peter beim Packen. Man merkte, daß seine Frau nicht da war. Peter hatte eine malerische Unordnung geschaffen. Er war strahlender Laune, sah gut aus wie immer und rief uns gleich zu, daß wir uns nützlich erweisen könnten. Ich mußte einen Koffer, der nicht zugehen wollte, von neuem packen. Kersten stand etwas unbeholfen dabei. „Bitte, bedienen Sie sich!" sagte Peter und zeigte auf den Rauchtisch. Dann mußte er zum Telephon eilen.

„Wer ist dort?" fragte er in den Apparat. „Dann lachte er ein wenig gezwungen. „Natürlich hab' ich es total vergessen. Aber die Zahlkarte ist schon ausgeschrieben und liegt in meiner Brieftasche. Ja, ja. Danke! Auf Wiedersehen!" Er legte den Hörer auf und machte ein verärgertes Gesicht.

„Was in die Quere gekommen?" fragte ich.

„Ach, mir ist der Vertreter einer Lebensversicherung dauernd auf die Bude gerückt, und schließlich hat er mich rumgekriegt, ich habe mich versichern lassen."

„Ist das so ärgerlich," ließ sich Kersten vernehmen und lächelte. „Eben erinnerte mich der Vertreter an die Zahlung der ersten Prämie. Zu dumm, daß ich es bei all den Reisevorbereitungen vergessen habe. Und nun — —, ich fahre nicht gern mit 'ner mageren Brieftasche."

„Kann ich dir aushelfen?" fragte ich und schloß den Koffer. Da lachte Peter schon wieder. „Ach was! Hat es so lange Zeit gehabt, kann es auch bis nach meiner Rückkehr bleiben."

Unter Scherzen und Lachen brachten wir ihn schießlich zum Auto hinunter. Als der Motor schon summte, fiel Peter plötzlich ein, daß er noch etwas vergessen hatte. Er holte seine Brieftasche hervor, in der Geldscheine, Papiere und Briefe lagen, kramte darin und hielt uns ein paar Briefe entgegen. „Vielleicht seid ihr so freundlich, diese Postsachen in den Kasten zu werfen. Drüben auf der anderen Seite ist einer."

Kersten, der sich Peter gern gefällig erwiesen hatte, griff zuerst nach den Briefen. „Wird besorgt, Herr Wegner," sagte er. „Gute Reise!" „Und einen Gruß an deine Frau!" rief ich.

Einsames Feld.

Schneeträchtger Himmel säumt den Rain
Wie eine graue, weiche Wand
Kein Flöckchen fällt, kein Windhauch weht
In fahler Dämmerung liegt das Land.

Ein schwarzer Vogel hockt im Schnee
Im weißen Schnee ein schwarzer Stein
Als sollte er der frühen Nacht
Verschwiegen dunkler Bote sein.

Der dunkle Bote schwingt sich auf
Schwer klaappt und schlägt das Flügelpaar
Ein Bröckchen Schnee erschrickt und fällt
Von einer Weide Greisenhaar.

Dann ist es still. Ganz still das Feld.
Und immer stiller wird's: — — es schneit!
Der nahe tiefe Himmel grenzt
An grenzenlose Einsamkeit.

J. K. Hesse

Peter nickte und lachte. Der Wagen fuhr ab. Wir sahen ihm nach, bis er um die Ecke bog. Ein paar Tage später fand die kleine Feier statt, zu der Kersten gern das Ehepaar Wegner geladen hätte. Kersten, der Junggeselle, besaß eine reichgefüllte Hausbar und einen ausgezeichneten Rundfunkempfänger. Zu guten Schnäpsen hörten wir Musik aus fernen Ländern. Es wurde ein netter Abend — bis das Telefon klingelte. Kersten ging an den Apparat, dann winkte er mich heran. „Für Sie!" sagte er. Es war ein Bekannter, der schon bei mir zu Hause angerufen und dort Kerstens Nummer erfahren hatte, unter der ich an diesem Abend für dringende Anrufe zu erreichen war. Er hatte eine ungeheuerliche Neuigkeit für mich. Ich konnte es nicht fassen. Sicher war ich ganz blaß, als ich den Hörer auflegte. Ich starrte die Gesellschaft an und wußte nicht, ob und wie ich es sagen sollte."

Kersten trat auf mich zu. „Etwas Schlimmes?" fragte er leise. „Wegner —" stieß er hervor „Wegner ist auf der Fahrt zu seiner Frau mit dem Wagen verunglückt. Er ist tot!"

Alle hatten es gehört. „Großer Gott!" klang eine Frauenstimme auf. Ein Likörglas, jäh niedergesetzt, zerklirrte. Aus dem Nebenzimmer, wo der Rundfunkapparat stand, brach in diesem Augenblick schmerzhaft laut Jazzmusik herüber, ein Herr, der am Radio saß, hatte eine Ueberseestation eingestellt. „Newyork!" rief er triumphierend und drehte sich zu uns um und erschrak im nächsten Augenblick.

Kersten war inzwischen zum Apparat geeilt und hatte abgestellt. Wir saßen beklommen in einer Stille, die sich plötzlich wie eine Zentnerlast über uns gelegt hatte. Stockend kam ein Gespräch in Gang. Es war ja so unfaßbar. Ein so junger Mensch. Jemand hat ihn neulich noch gesehen. Eine so glückliche Ehe!

Allmählich wandte sich das Gespräch Frau Wegner zu und der durch den plötzlichen Tod ihres Mannes entstandenen Lage.

„Was wird sie nun machen?"

„Und das Kind — —"

„Er hat immer ganz gut verdient, aber ob sie gespart haben?"

„Pension bekommt er doch nicht — —"

Während dieser Unterhaltung war mir die ganze Tragik dieses Falles bewußt geworden. Ich sah Peter am Telefon, kurz vor seiner Abreise, und wie er den Hörer auflegte und ein ärgerliches Gesicht machte. „Daran habe ich gar nicht mehr gedacht," sagte er, „nun kommt es mir ungelegen." Und dann lachte er: „Ach was, es hat so lange Zeit gehabt, nun kann es bis nach meiner Rückkehr bleiben. Und unter Lachen und Scherzen brachten wir ihn zum Auto . . .

Daran mußte ich denken, und ich suchte Kerstens Gesicht. Wir blickten uns an, wie Wissende unter lauter Unwissenden. Er war sehr blaß, „Kersten, denken Sie, dieser irrsinnige Zufall! Wenn er das Geld abgeschickt hätte — — Jetzt ist der Vertrag doch gar nicht gültig," sagte ich leise zu ihm.

„Ein irrsinniger Zufall!" antwortete er mit seltsamem Ton. Auch er war erregt und holte tief Atem.

Die Gäste verabschiedeten sich bald. „Bleiben Sie noch!" flüsterte Kersten mir zu. Als wir allein waren, zwischen den beiseitegeschobenen Stühlen, den halbgeleerten Gläsern, dem stummen Radio, in dem die abgedrosselte Jazzmusik noch zu lauern schien, sank ich mit einem Fluch über die Tücke des Schicksals in meinen Sessel.

„Jetzt steht sie mit dem Kind dem Nichts gegenüber" sagte ich, „ich weiß bestimmt, daß sie kaum gespart haben. Wer dachte an so etwas?" Kersten lächelte. Es war sonderbar, sein Gesicht behielt dabei den ernsten Ausdruck. Er sprach, während noch die Erschütterung an ihm zu spüren war: „Erinnern Sie sich, daß Wegner mir Briefe zum Einstecken gab? Zwischen diesen Briefen, die er eilig, während der Motor schon summte, seiner Brieftasche entnahm, steckte jene Zahlkarte, von der er am Telefon gesprochen hatte."

Ich starrte Kersten an. Was wollte er damit sagen?

„Ich weiß nicht, was mich dazu zwang," fuhr er fort, „als ich an einem Postamt vorbeikam, mußte ich eintreten, und ich kaufte erst Briefmarken, die ich im Augenblick gar nicht brauchte, aber immer war der Gedanke in mir, die Zahlkarte aufzugeben. Ich hatte ihm vorhin das Geld anbieten wollen, aber er hatte es ja von Ihnen, einem guten Freunde, nicht nehmen wollen. Daß ich nun aber doch jene Zahlkarte in die Hand bekommen hatte, durch einen Zufall, eine Unachtsamkeit, eine höhere Fügung — man mag es nennen, wie man will —, ließ mich nicht los. Ich zahlte das Geld ein. Damals glaubte ich, daß es eine lächerliche Eigenmächtigkeit war, und wollte Sie später bitten, diese Sache auf Ihr Konto zu nehmen, da Sie ihn ja besser kennen."

Bei den letzten Worten hatte er ein kleines Stück Papier aus seiner Brieftasche geholt. Zum zweitenmal erlebte ich an diesem Abend die seltsame Fügung des Schicksals. Ich starrte auf den Postabschnitt, auf den Stempel. Wie winzig war dieses Stück Papier, und doch — einer Frau, einem Kinde, denen ein jäher Tod den Ernährer genommen, sicherte es die Zukunft. Frau Wegner aber hat von der Tat des Mannes, der sie im Stillen so tief verehrte, nie erfahren.

Die drei Brüder.

Vor langer Zeit, als in Berlin noch ein Kurfürst von Brandenburg regierte, lebten dort drei Brüder, die nicht nur durch die starken Bande des Blutes, sondern auch durch eine vorbildliche geschwisterliche Liebe miteinander verbunden waren. Sie hießen Peter, Wilhelm und Klaus und waren im Alter nur wenige Jahre voneinander getrennt, und was ihren Charakter anlangt, so war einer dem andern bis zum Verwechseln gleich. Sie führten ein Dasein in Harmonie und ruhiger Sicherheit, an dem die anderen Menschen Freude hatten, waren immer guter Laune, verrichteten ihre Arbeit mit Lust, und jeder ihrer Mitbürger empfand es als ein Vergnügen, wenn er mit ihnen zu schaffen hatte.

Eines Tages brach das Verhängnis über sie herein, wenigstens über den jüngsten von ihnen, Klaus — und damit über alle drei. Klaus hatte den Abend bei einer befreundeten Familie zugebracht und wanderte nun allein zur Nachtzeit heim. Als er durch die menschenleere Klosterstraße kam, sah er dicht an der Mauer eines Hauses einen Mann mit regungslos ausgestreckten Gliedern liegen. Er neigte sich verwundert auf ihn nieder, betastete ihn, spürte Blut an den Fingern und erkannte schaudernd, daß hier jemand umgebracht war. Während er noch überlegte, was er tun sollte, nahten zwei Wachtleute, fragten ihn, was er hier zu vollbringen habe, und als sie den Toten erblickten, nahmen sie Klaus fest und brachten ihn auf die Wache. Dort fragte man ihn aus, er versicherte, daß er überhaupt nichts wisse, und beschwor seine Unschuld, an die man nicht glaubte.

Er wurde in das Gefängnis geworfen, zu seinem Entsetzen und zum Entsetzen seiner Brüder, die genau wußten, daß der Verdächtigte unschuldig war. Die Polizei gab sich Mühe, einem anderen Täter auf die Spur zu kommen, aber alle Versuche mißlangen. So wurde Klaus vor den Richter geselellt und, da sich der furchtbare Verdacht gegen ihn allein richtete, zum Tode durch den Strang verurteilt. Er rief den Richter an, daß er mit der Tat nichts mehr zu tun habe als mit der Erschaffung der Welt — seine Versicherungen blieben ungehört, und er wurde in den Kerker zurückgeführt, um dort seiner Hinrichtung entgegenzuharren.

Und nun geschah etwas völlig Unerwartetes. Am nächsten Tage nämlich meldeten sich die beiden Brüder des Verurteilten, Peter und Wilhelm, beim Richter und eröffneten ihm, daß sie beide gemeinsam die Tat verübt hätten. Sie hätten schon immer einen Haß gegen jenen Menschen gehegt, der ihnen sein Lebtag nur zu schaden gesucht hätte, und da sie ihm unversehens bei Nacht in der Klosterstraße begegnet wären, hätten sie ihn getötet. Sie hätten gehofft, daß ihr Bruder Klaus wegen mangelnder Beweise freigesprochen würde. Nun aber, da er verurteilt sei, stellten sie sich, vom ihrem Gewissen getrieben, dem Richter, da sie nicht mit ansehen könnten, daß der Unschuldige ihretwegen den Tod erleide.

Der Richter hörte diese Worte mit wachsender Verwunderung Er ließ den Verurteilten aus seiner Zelle herbeiholen, stellte ihn seinen Brüdern gegenüber und teilte ihm mit, was diese soeben gestanden hätten.

Klaus zuckte ein wenig zusammen, senkte für einen Augenblick die Augen, riß sich mit Gewalt empor und sprach: „Was meine Brüder ausgesagt haben, ist nicht die Wahrheit. Aber ich selbst bin jetzt gezwungen, die Wahrheit zu verkünden, da sich jene in brüderlicher Liebe für mich opfern wollen. Wenn ich bisher geleugnet habe, so ist es aus Feigheit geschehen. Denn ich allein habe das Verbrechen in jener unseligen Nacht begangen, es ist aus Eifersucht geschehen, da jener Mann sich unterfing, einem Mädchen nachzustellen, dem mein Herz gehört. Ich allein bin der Schuldige, und es war ganz in der Ordnung, daß man mich sogleich auf die Wache und dann vor den Richter brachte. Ich bin zu Recht verurteilt worden und erwarte meine Strafe."

Der Richter geriet durch diese Worte in die größte Verwirrung und sah keine Möglichkeit mehr, wie er eine so undurchsichtige Angelegenheit zu Ende führen solle. Er überlegte, daß es nur noch einen Ausweg gab: sich an den Kurfürsten zu wenden. Der Richter wurde bei dem Herrscher vorgelassen und berichtete mit bewegten Worten die rätselhaften Vorgänge.

Der Kurfürst trat an das Fenster, sah eine Weile schweigend hinab, wo die Zweige junger Weiden das Wasser der langsam fließenden Spree berührten, dann wendete er sich an den Richter und sprach: „Ein Gottesurteil soll entscheiden, — denn hier versagt die Weisheit der Menschen. Jed.r der drei Brüder soll eine junge Linde auf dem Heiligengeist-Friedhof pflanzen, zu gleicher Zeit, und zwar sollen sie nicht die Wurzeln der Bäume in die Erde stecken, sondern ihre Kronen. Wessen Linde unser Herrgott grünen läßt, der ist unschuldig; wessen Linde verdorrt, der ist der Täter und soll den Tod erleiden. So mag es geschehen, die Weisheit Gottes wird den Schuldigen klar erkennen lassen."

Der Richter verneigte sich, ging und ließ die nötigen Anordnungen treffen. An einem sonnigen Frühlingsmorgen wurden die drei Brüder von der Obrigkeit zu dem Friedhof hinausgeleitet, jeder eine junge Linde über der Schulter. Sie schritten aufrecht und mit ernsten Mienen, und eine Menge Volkes wälzte sich neugierig hinter ihnen her. Aus den Fenstern blickten die Leute mit wehmütigem Empfinden herab und gaben ihnen ihre besten Wünsche mit, denn keiner wollte an das Verbrechen glauben, dessen sich diese drei so leidenschaftlich bezichteten.

Auf dem Friedhof knieten die Brüder hin und pflanzten mit sorgsamen Händen ihr Bäumchen auf jene ungewöhnliche Art, die ihnen vorgeschrieben war. Dann erhoben sie sich, verrichteten ein Gebet und kehrten, vom Strom der Menge umflutet, in ihre Gefängniszellen zurück.

Sie waren noch nicht zwei Wochen vergangen, da fingen auf dem Friedhof alle drei Linden an den in die Luft gehobenen Wurzeln mit solcher Macht zu grünen an, wie sonst auch die auf natürliche Weise gepflanzten Bäume in so kurzer Zeit nicht auszuschlagen pflegen. Blatt neben Blatt sproßte hellgrün und strotzend aus dem Wurzelwerk hervor, zur Verwunderung aller, die es sahen. Gottes Weisheit hatte gesprochen: alle drei Brüder waren unschuldig, und der Richter selbst begab sich freudestrahlend in ihre Zellen, um ihnen das Wunder zu verkünden und ihnen die Freiheit wiederzugeben.

Der Kurfürst ließ sie vor sich kommen und unterhielt sich lange und gütig mit ihnen. „Ihr habt uns große Sorge gemacht," sagte er, „aber der Himmel hat Euch Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Die Kronen der Linden wuchsen mit der Zeit zu einem dichten Dach ineinander, so daß sie sich in Liebe zu umarmen schienen. Sie bildeten die Zierde des Friedhofes, und noch die kommenden Geschlechter betrachteten sie mit Bewunderung. Peter, Wilhelm und Klaus haben noch lange Zeit gelebt, in schöner Eintracht, sich selbst zum Glück und allen anderen Menschen ein Beispiel.

Schneesturm.

Geschichte einer Tapferkeit. Von Herbert Reinhold.

In der rechten Hand hielt sie die Bussole, in der linken die zusammengesteckten Skistöcke, und unter die Füße hatte sie ungefüge Schneereifen geschnallt. Vorsichtig ging sie in die milchige Nebelwand hinein, geradeaus, der ausgemachten, aber ungewissen Richtung nach. Ost sank sie in den pulvrigen Schnee und stürzte hin. Dann schrie sie zornig-verzagt, raffte sich hoch und stapfte unverdrossen weiter, so schwer es ihr auch fiel.

Zwei oder gar drei Stunden war sie schon im Abstieg, und knappe zweihundert Meter Höhenunterschied waren erst überwunden. Voraus, nah und doch unendlich fern noch, dunkelte im Dunst der rettende Wald; hatte sie die Baumgrenze erreicht, dann war es ein Leichtes, einen gebahnten Weg, einen Weg überhaupt, zu finden und in das Dorf im Tal zu kommen, woher sie Hilfe holen wollte für ihre verunglückten Kameraden, die oben unter den Todeswänden im Schnee hockten und um das Gelingen ihres Wagnisses bangten.

Ihre Beine wurden schwer, alle Muskeln schmerzten ihr, und oft mußte sie rasten, um neue Kräfte zu schöpfen. Sie schwitzte und fror. Ihre Gedanken formten ein unerbittliches Muß und sagten von einem Gelingen, aber schon auch zweifelte sie daran, daß sie das Dorf erreichte. Jeder Meter vorwärts war härtester Kampf, und in einem fort lockte der Schlaf. Wäre sie ohne zwingenden Auftrag, allein etwa, gegangen, dann hätte sie sich gewiß niedergelegt und auf das Ende gewartet. So aber galt ihr Kampf dem Leben zweier Männer, die sich nicht allein helfen konnten.

Endlich, die Sonne, die irgendwo hoch oben leuchtete, stand schon im Mittag, erreichte sie den Wald. Erschöpft lehnte sie sich an eine zerzauste Fichte und ruhte eine Weile. Bald aber eilte sie weiter, talab, durch ein Dickicht, über Gräben und vereiste Wasserläufe, bis sie einen Pfad fand, den sie zu einer Almhütte verfolgte.

Als sie das niedere, eingeschneite Gebäude erblickte, jubelte sie auf. Aus der Esse vermeinte sie Rauch aufsteigen zu sehen, das spornte sie an. Rasch klopfte sie zur Hütte, suchte die Tür und rüttelte verzweifelt die Klinke; die Alm war verschlossen und unbewohnt. Was sie als Rauch gesehen hatte, waren Nebelfetzen, denn das Wetter lichtete sich, und Wind trieb den Dunst auseinander.

Als hätte sie Schläge bekommen, taumelte sie weiter. Das Dorf war nun keine Stunde mehr fern, der Pfad weitete sich zum Weg, der festgefahren war und weiter talab besser wurde, aber sie glaubte es nimmer schaffen zu können. Wie im Fieber ging sie und merkte erst nach langer Zeit, daß sie ganz überflüssig die Schneereifen an den Füßen trug. Sie hockte sich auf einen Stein nieder und versuchte die Reifen abzuschnallen, aber sie war mit einem Male so schwach, daß sie es nicht mehr fertig brachte. Seufzend erhob sie sich schließlich und wandelte unbewußt weiter und weiter.

Die Gedanken wirbelten durcheinander. Sie sah sich längst im Dorf bei guten Leuten, die sie hegten und pflegten. Sie sah, wie sie in einem weichen Bett lag und auf einen Ofen starrte. Sie spürte die Behaglichkeit des Geborgenseins und schrie erschrocken auf, weil sie sich plötzlich der Kameraden erinnerte. Wie konnte sie liegen und sich pflegen lassen, solange das Schicksal der beiden noch nicht entschieden war!

Tausendmal erlebte sie den Tag und die Nacht vor ihrem Abstieg. Lange war es her, und doch war es erst gestern gewesen! Von den Höhen waren sie gekommen, zu dritt, lebenstoll nach sonnenvollen, glücklichen Tagen. Es hatte eine günstige Abfahrt gegeben, tobelein, hangab bis zur Paßhöhe. Dort hatten sie gestanden und zu Tal und über das Gebirge geschaut. Unten wallten Nebel und lag grauer Dunst, aber um sie leuchtete die Sonne, strahlte auf eine weiße Gipfelwelt und auf Gletscher. Das tösliche Schweigen der Berge war zum letztenmal um sie; sie bedauerten, nun heim zu müssen.

Dann kam aus dem Nichts der Sturm, mit aller Gewalt, Schnee stiebend, Eisstücke peitschend, Wolken treibend, heulend, heulend, jauchend, tobend. Sie duckten sich und flüchteten hinter eine Felsmauer. Anfangs bereitete ihnen der Kampf mit den entfesselten Elementen Vergnügen, als aber nach Ablauf einer Stunde der Sturm anschwoll, statt nachzulassen, als sie erkennen mußten, daß es gegen einen Schneesturm zu ringen galt, wurden sie kleinmütig. Zwar waren sie alle hergefahren und allgemein auch unerschrocken, aber die Plötzlichkeit des Wettersturzes verwirrte sie.

Nordwärts wollten sie zu Tal und zur Bahnstation, nun zwang sie das Weiter nach Süden in unbekanntes, gefahrdrohendes Gelände. Sie waren ohne Nahrungsmittel; in der Hütte oben unter dem Gipfel hatten sie das letzte Mal gegessen, am Morgen, bevor sie aufbrachen. Jetzt drückte sie der Hunger, Kälte drang durch die Kleider. Schneemengen fielen auf sie nieder, wohl oder übel mußten sie den Kampf gegen den Schneesturm aufnehmen: es galt, noch vor Einbruch der Dunkelheit ins Tal zu kommen.

Es wurde ein Kampf auf Leben und Tod! Vom Sturme gejagt fuhren sie in die Tobel, die vom Passe nach Süden abfielen. Das Gelände war steil und unübersichtlich. Jäh tauchten Abstürze auf, im Nu wechselte der Schnee, einmal schossen sie über Eishänge, ein andermal bremste Windharsch so plötzlich, daß sie stürzten. Der Sturm griff sie von vorn, von der Seite und von hinten an, riß sie nieder und wieder hoch, bestimmten die Richtung und die Geschwindigkeit und nahm ihnen obendrein jede Sicht.

Vor einem wächteverhangenen Abbruch gelang es den Kameraden nicht, rechtzeitig umzuschwingen. Sie sausten durch die Luft und sackten lautlos in die Tiefe. Es war ein Wunder, daß ihr nicht dasselbe geschah. Vor dem Abbruch verhedderten sich ihre Stöcke, der Sturm schob sie weiter, sie fiel, überschlug sich und zerbrach dabei die Bretter. Nach langer Zeit kämpfte sie sich auf, schrie und schrie und nahm, als sie keine Antwort erhielt, die Schneereifen vom Rucksack und schnallte sie sich unter. Dann stieg sie auf Umwegen eine steilige Wand ab und gelangte nach vielen Mühen zu der Zeit unter den Abbruch, als der Sturm seinen Höhepunkt erreichte und derart Schnee vor sich hertrieb, daß an ein Weiterkommen nicht mehr zu denken war. Erschöpft und verzagt warf sie sich in den Schnee, und nur, weil sie das Alleinsein inmitten der steten Gefahr nicht aushielt, raffte sie sich hoch und suchte nach den Kameraden.

Sie fand beide. Ihre Skier waren zersplittert, aber schlimmer war, daß sie äußerlich und innerlich verletzt waren und sich nicht erheben vermochten. Wer weiß, woher sie die Kraft nahm, sie nebeneinander zu betten, auf ein schlechtes Lager von Zeltbahnen und Rucksäcken. Mit Stiftstücken schiente sie dem einen den gebrochenen Fuß, dem anderen den gebrochenen Arm. Sie schaffte und war be-

wie ein Käumchen hin und her,
und dazu ein Liedchen singen.
Doch ich weiß kein Liedchen mehr."

„Ach, sind Sie so vergeßlich, Hans?"

„Zuweilen. Du lieber Gott. Ich habe vielleicht alle Liedchen vergessen. To re sa, so la la. To re sa so lala. So! Jetzt sind wir bei Mutter. Wir melden ihr die Tragödie am Damm." Sie sprangen ab.

„Und dann, Hans?"

„Was folgt einem tragischen Akt?"

„Tod oder . . ."

„Man geht ins Hotel oder ins Kaffeehaus. Ein Witzbold erzählt die neuesten Scherze. Man lchelt und denkt: „Verliere den Humor und du bist verloren."

„Wie sind Sie so fröhlich heut, Hans?"

„Wollen Sie, daß ich jetzt weine? Jetzt kann ich es nicht. Ich bin doch daheim und bei Ihnen. Er faßte sie bei den Hüften und wirbelte sie einmal herum. „Das ist auch Brakelblut, Mieze. Jetzt aber zu Tisch. Wissen Sie, was es gibt?"

„Ringelschwänzchen mit Erbsen."

„Der großen Majestät Leibgericht. Fein! Gut, daß die Schweine noch Schwänze haben." Er schob ihr den Arm unter und führte sie ins Haus. „Hernach tanzen wir in der Linde den Schnellpostpolka; To re sa. So lala!"

11. Kapitel.

Ziska schritt im Sonntagskleide durch ihren Wald. Glockenchöre luden die Christen zur Wiege des Gottes- und Menschensohnes. Glückselig folgte Ziska dem Rufe. Lichtfülle umgab sie. Die Tannen und Fichten waren ein lichtstrahlendes, funkelndes Meer.

Plötzlich empfand Ziska Furcht, die Flammen könnten ihr Kleid erfassen. Schneller ging sie dahin, und die Flammen loderten auf. Nun schossen Brandgarben aus der Tiefe, züngelten nach ihrem Kleide und fraßen an ihrem Fleisch. Ziska wollte aufschreien. Da fiel ein dumpfer Knall in ihren Traum, und Ziska erwachte. Sie war daheim in ihrem Schlafzimmer.

In Schweiß gebadet öffnete sie erschaudernd die Augen. Eisige Kälte erfüllte den Schlafraum, dessen Fenster weit offen standen, da Ziska und Hein nur bei geöffneten Fenstern schliefen. Ziska stand auf, trocknete sich ab, zog frische Wäsche an, schloß das Fenster und legte sich wieder. Eine Weile blieb sie nachdenkend liegen, dann erhob sie sich wieder und ging an das Fenster. Ihr Blick fiel auf die Quecksilbersäule des Wärmemessers. Acht minus. Mit Geschwindigkeit war der Winter gekommen. Ziska bemerkte die Ursache des Knalls. Die Buche vor dem Hause zeigte einen klaffenden Spalt. Hein hatte ihr einige Aeste, die zu nah an das Haus stießen, beschnitten. Nun hatte der plötzliche Frost ihn gesprengt.

Ziska sah nach der Uhr auf dem Nachttisch. Es war morgens fünf. Sie kleidete sich an, machte Feuer im Kachel und holte aus dem Wohnzimmer Pakete und Schachteln, Geschenke für Hein, Lucie, Hans und die Kinder. Sie hatte auch an Thomas, an Mieze und die Gesellen gedacht. Ziska sortierte und verpackte die Sachen in neue Pakete, schon für den Festabend geordnete und überlegte, was etwa noch fehlte. Da Hein den Kredit in Aussicht hatte, und die Auktion angesetzt war, war Ziska ruhig geworden. Sie wollte mit den Ihren ein fröhliches Christfest erleben. Ob sie Fritzchen mit Waldi kutschieren. Und Berta? So Kreisel waren besorgt. Sollte sie ihm ein Wägelchen geben mit einem Geschirr? Dann konnte Fritzchen mit Waldi kutschieren. Und Berta, So war schnell ein Stündlein vergangen.

Ein hellblonder Kopf lugte hereins. Hans, der auch schon auf war, scherzte: „Eintritt verboten?"

Ziska hatte schon alles verpackt, und er durfte kommen. Er war in Uniform und sprach vom vergangenen Abend. Man habe den Keiler gründlich begossen und würdig getanzt. Daß Bröter mit Tilde viel getanzt hatte, wollte er nicht erwähnen, doch er machte sich darüber eigene Gedanken.

„Du kamst recht spät, Hans."

„Zu Mitternacht, Mutter. Ich möchte um deinen Rat bitten. Was könnte ich Lucie zum Feste schenken?"

Ziska schenkte gern und sie sagte, schenken sei eine Kunst. Man könne es gut meinen und doch viel verderben."

„Habe ich mir auch schon gesagt, Mutter."

Hans setzte sich an den Tisch und zählte den Inhalt seiner Börse. „Zehn Taler. Ich habe gelnauert."

„So viel hast du noch?" Ziska war ehrlich erstaunt und freudig überrascht. Zwölf Taler hatte Hein ihm gegeben, als er Soldat wurde; zwei hatte er nur in den drei Monaten verbraucht. Sie freute sich aufrichtig und meinte, er solle Lucie nach ihren Wünschen befragen. „Wenn du es vorsichtig anfängst, wird sie es nicht merken. Ein gutes Buch, Hans?"

„Es ist nicht genug, Mutter."

„Dachte ich auch. Doch Lucie ist gar nicht eitel. Lucie trägt einen Ring als Andenken an ihre Mutter. Schmuck trägt Lucie nicht."

„Sie trägt sich geschmacklos, doch schlicht. Vielleicht eine Uhr?"

Waldi schlug draußen an, und ein Mann fuhr ihn an: „Stell dich nicht immer so närrisch an, wenn ich komm. Kennst mich schon so lang und machst noch Spektakel?" Waldi verstummte. Es raschelte unter der Tür. Der Zeitungsbote hatte das Kreisblatt darunter geschoben. Hans holte es herein! Vielleicht hat der Christmarkt das Geeignete an. Hans blätterte flüchtig und reichte der Mutter das Blatt. „Du hast mehr Erfahrung. Bitte, hilf mir doch wählen."

Ziska legte das Blatt auf den Tisch und beugte sich darüber. Ihre Blicke überflogen die ersten Meldungen. Dann starrte sie auf das Blatt. Ein, zwei, drei Sekunden lang stockte ihr Puls. Kurz, ruckhaft rang sie nach Atem. Sie preßte die Rechte auf das jetzt erregte pochende Herz. Ihre Augen waren groß auf die Meldung gerichtet. War so etwas möglich? Floß auf der Müllerei Brakel? Die Mühle vom Einsturz bedroht?

Hans sah die entsetzt großen Augen der Mutter, sah gleichfalls auf's Blatt und ergriff ihren Arm. „Mutter . . .! Was soll das bedeuten . . .?"

„Ein Unglück . . ."

„Was, Mutter . . .?"

Sie konnte ihm jetzt keine Antwort geben, nahm das Blatt und ging eilend ins Schlafzimmer zu Hein. „Hein!" schrie sie und rüttelte ihn. „Lies, was das Blatt schreibt. Es ist alles verloren!"

Hein hatte im Traume das Loch zugeklopft. Es war eine mühselige Arbeit gewesen. „Verloren . . .?" Er rieb sich die Augen. „Es ist nicht verloren." Völlig erwachte er, nahm das Blatt in die Hände und las bei dem Licht einer Kerze:

„Auf der Müllerei Brakel ereignete sich gestern ein Erdsturz von unerhörten Ausmaßen. Es ist bekannt, daß dieses Gebiet Sand und Grundwasser hat. Es steht zu befürchten, daß weitere Erdstürze erfolgen. Die neuen Häuser scheinen vom Einsturz bedroht. Vielleicht sind auch die Wind- und die Sägemühle gefährdet."

Nun war Hein völlig wach. Hatte der Mensch mit der riesigen Brille das angerichtet? Hein preßte die Hände zusammen. Doch er beruhigte sich bald und meinte: „Aus einem Floh machen sie einen Elefanten. Und darum was geben?"

Ziska gab sich damit nicht zufrieden. Sie hatte das Blatt zu einem Knäuel geballt und schleuderte es auf den Boden. „Das ist doch schändlich," schrie sie, „das ist doch gemein. Merkst du denn nicht, was sie wollen?"

„Was mögen sie wollen, Wen meinst du? Was, Ziska?"

„Ach, oft ist er geradezu wie ein Kind", dachte Ziska. „Er hat den Krieg und so manches erlebt und glaubt nur an das Gute im Menschen." Sie seufzte tief auf. „Daß sie dir dein Eigen nicht gönnen? Sie können's nicht ohne Neid ansehen, was du geschafft hast und was du noch schaffen willst. Sie wissen, daß hier der Kanal zum Rhein vorbei soll und daß dann dein Eigen im Wert sehr hoch steht. Sie gönnen's dir nicht. Bröker wird dir den Kredit jetzt nicht geben. Nach dieser Meldung leiht er dir nichts. Man nimmt dir dein Eigen. Ach, Hein."

Schluchzend ging sie hinaus, und Hans, der von des Vaters Geldnot und den drängenden Rechnungen hörte, setzte sich an den Tisch und sah vor sich hin. Er wußte dazu kein Wort zu sagen.

Hein, der sich antkleidete, fand Ziska in Tränen, als er erschien, und Hans sah wie ein Träumer zum Fenster hinaus. Hein sah nicht so schwarz, wie Ziska es meinte, und beruhigte sie: „So arg wird es nicht sein, wie du es dir denkst. Bröker wird um den Artikel nichts geben. Und wenn er, na, Ziska, dann stell ich die Arbeit ein. Die Arbeiter müssen dann gehen, und die Rechnungen zahl ich dann nach und nach ab."

„Wenn es so geht."

„Ich hole die Kommission aus der Stadt. Sie muß das nachsehen."

„Und wenn es Fließ ist?"

Hein wollte nicht glauben.

„Und wenn es doch ist?"

„Na, dann ist es eben. Ich gehe zum Advokaten und bespreche es mit ihm." Er strich das Zeitungsblatt wieder glatt, trank stehend den Morgenkaffee und schirrte den Hannes vor einen Rohrwagen. Wenn er sich auch gab, als mache er sich nicht viel Sorge, so war es ihm doch beklommen zu Mut. Denn wenn es Fließ war und er die Häuser abreißen mußte? Dann war die Arbeit am Damm für die Katze gewesen. Dreihundert Taler waren dahin . . .

Hans sah dem Vater nach, wie er von Waldi begleitet davonfuhr. Hans nahm die Meldung ebenso schwer wie die Mutter. Ebenfalls stehend trank er den Kaffee und ging in den Garten. Die Rose, die am Vortage noch im Sommerkleide stand, ließ die

verschrumpften Blätter hängen. Die Knospen der Birken waren erfroren, und in dem klaffenden Spalt der Buche klebte eine Eisrinde. Was noch am Vortage in die Sonne jauchzte, ließ tot den Kopf hängen. Auch Hans senkte den Kopf. Er sah die Blättchen im Todesschmerz gekrümmt, und sein Herz brannte wie Hände, die man im Frost mit Schnee reibt. Was würde nun werden? Fiel wirklich das Erbe im Werte, und fielen die Gläubiger nun über den Vater her, so daß es am Ende zur Zwangsauktion kam? Wie dürre, gespenstige Gerippe ödeten die Häuser ihn an. Der Tod war gekommen, da sein Herz Frühling war. Das Lied war verklungen, das in ihm gesungen, das Lied eines jungfrohen Lebens.

Lucie kam zu ihm und legte ihm die Rechte auf den Arm. Sie hatte von Ziska soeben die Schreckensnachricht erfahren und fragte: „Hans, sind Sie traurig?"

Wußte sie, wie es ihm war? Er sah in die Weite, als suche er dort einen Halt. „Mißstimmung", dachte er. „Meinen Sie, weil es so kalt ist, so öde? Traurig war ich nur einmal, als Anne starb. Mir ist es so sonderbar, Lucie."

Lucie verstand wohl, daß ihn der Bericht niederdrückte, und sie sprach von dem nahenden Weihnachtsfest.

„Frieren Sie auch?" Er nahm ihre Hand. Und Lucie bestegte seine trüben Gedanken: „Sie sind doch bei mir!"

Waren die Blumen nicht tot? Schliefen sie nur? Stand es in Wahrheit gar nicht so schlecht, wie die Zeitung schrieb? Er bat sie, mit ihm in die Stadt zu fahren. „Wir sehen uns den Christmarkt an. In einer Stunde kommt die Extrapost durch das Dorf und hält bei der Linde. Sollen wir fahren? Sie bekommen zum Christfest von mir einen Hampel."

„Und Sie eine Puppe."

O starke, Nebel und Wolken verscheuchende Jugend! Hans scherzte wieder: „Man ißt die Suppe ja nicht so heiß, wie sie vom Feuer kommt. Das mit dem Fließ wird sich schon klären." Er war wieder heiter.

*

Es war schon spät, als sie mit ihren Geschenken für Hein, Ziska, Berta und Fritzchen heimgingen. Die Geschäfte und Marktstände entließen die Kunden. Der Umsatz hatte sich gelohnt. In einigen Läden lugten die Verkäufer nach dem Gendarmen aus, wenn ein verspäteter Kunde noch etwas verlangte. Wenn kein Gendarm ansichtig war, konnte man es wagen, noch schnell ein Geschäftchen zu machen. Auf dem Markt warf man die letzten Tannenzweige und Kränze zu einem Scheiterhaufen, Abstoßen, was eben noch möglich.

„Nehmen Sie dieses niedliche Mäuschen mit, Frau, schön wie ein kleiner Wauwau. Läuft wie ein Mops, und ist immer fidel, auch ohne Klops. Nur einen halben statt einem Groschen am Morgen. Billig? Na also! Der macht Ihnen gewiß keine Sorgen. Ahahaha, lieber Mann. Sie wollen noch einen Hampelmann? Bitte, statt drei jetzt nur noch zweie. Tanzt an dem Gummi, der Bengel, grad wie ein Engel. Sie wollen den halben Taler nicht gern riskieren? Dann weg mit Schaden. Wir wollen halbieren. Besser schmeckt das Gemüse mit Mettwurst und Speck. Weg mit dem Dreck! Und Sie wollen noch zwei Pfund Nüsse? Ohahaha! Diese Nüsse sind kugelrund. Extra gemacht für den Mund. Und sie sind lecker. Leute, Leute, kommt noch zum Zuckerbäcker. Ein Schwan gefällig aus Marzipan? Die feine Karbonade aus Schokolade? Leute, Leute, der Markt ist gleich aus. Geht nicht nach Haus ohne Trommel und Mundharmonika. Ohohoho! Die Kinder müssen was zum Spektakeln haben. Wenn sie nicht fidel sind, können sich die Alten begraben. Dieses aufziehbare Spitzchen für Fritzchen? Ohaha! Das versteht der Papa. Diesen aufziehbaren Affen kann man stundenlang begaffen. Peng! Ganze drei Groschen nur. Dann stehen wir blank auf der weiten Flur und singen beim heiligen Abendstern das Lied von der Christnacht, der Nacht des Herrn."

Die Glocke zum Marktschluß bimmelt über den Platz. Die Vertörperung des hohen Magistrats schritt in Frack und Krause gebieterisch dahin, und man packte. Mit Pferdewagen und Handkarren zogen die Händler heim. Auch Mieze Thomas machte sich auf den Heimweg. Sie war wie ein Lastträger mit Packen beladen und hätte noch gern mehr mitgenommen, aber das Kleingeld war aus, und das große war selten. Schade, daß man das Geld so rund machte, so daß es so schnell davonrollte. Sie hatte das Kinn in ihren Pelzkragen gezogen und dankte wie eine Dame, wenn jemand sie grüßte. Man sah es ihr sicherlich an, wer sie war. Sie hatte der Mutter empfohlen, zum Feste etwas Besonderes zu geben. Backhühnchen mit Aepfeln, dann Spargel mit Ei. Sie hatte auch Wein; Zigarren und Schokolade eingekauft, und es war ihr recht sonnig ums Herz trotz der acht Grad minus. Mieze hatte sich ausreichend mit Kerzen versorgt und wollte sich aus dem Walde ein Bäumchen holen. Gerade ein Bäuchen, wie sie es im Vorjahre bei einer Herrschaft gesehen. Ein Bäumchen mit Lichtern, Kugeln und künstlichem Schnee. Und aus dem Walde! Bei diesem Gedanken verknifft sie die Lippen. Man durfte

FRIEDRICH FRANZ GOLDAU

Der Erntetag



4) (Nachdruck verboten.)

„Hat Zeit? Wie du sprichst. Dir hat sich der Perpendikel wohl ausgehakt, wenn es noch Zeit hat.“ Fred schüttelte den Kopf. Fred schüttelte ihn oft, aber der Meister und die Gesellen schüttelten ihn auch. Was ging das Fred an. Mieze war in das Geschäft in die Stadt gegangen und kam nur gelegentlich heim. Sie war noch mehr Dame als damals, da sie auf der Weibertreu stand. Die war doch nicht mehr die Tochter des Hafenarbeiters. Ihr Vater war Meister und durfte gebieten. War sie nicht ebenso viel wie die Tochter des Bröker? Nein, war sie nicht mehr? Wer war denn der Bröter. Fred sah ihren Dünkel mit tiefer Betrübnis. Obwohl ihn die Mühle mit liebenden Armen umfing, war er bisher noch nicht fröhlich geworden. Wenn Mieze daheim war, wich sie ihm stets aus und Thomas, der nicht in Fred las, und nur das ernste Gebahren seiner Gesellen bemerkte, wußte nicht, wie er ihn einschätzen sollte. Thomas liebte es, an den Feierabenden mit seinen Gesellen ein Gläschen zu trinken. Er hatte doch lange genug gedarbt und entbehrt. Gescherzt wurde, gesungen, erzählt und gelacht. Und an den Sonnabenden ging man in die Linde zum Kegeln. Aber das war nichts für Fred. Er plauderte schon lieber mit der Meisterin Dolli, und Thomas sagte sich, wenn einer die Hand nach der Mieze ausstreckte, dann dürfe Fred es keinesfalls sein. Fred konnte nicht singen und auch nicht lachen, und wenn er kegelte, dann lachten die anderen ihn aus. Was war denn nur in den Burschen geschlagen, daß ihn der Meister nicht mehr verstand. Konnte er's wissen, daß seine Seele es war, die ihn ganz beherrschte? Er ahnte nicht, daß eine Kraft in Fred wallte, die zu Großem anhob. Ihn hatte diese Kraft wie mit ehernen Fäusten gepackt. Fred wollte schaffen. Er wollte der Mieze einen Menschen zeigen, der etwas vollbrachte. Er wollte Mieze die inneren Augen auftun für die Größe und auch für die Kleinheit des Seins. Sie sollte ihn finden, und Fred brachte schon Opfer. Weit über den Rahmen der Pflicht hinaus schaffte er seinem erkannten Ziele entgegen, Meister zu sein, auch im Geringsten, Diener dem Ganzen. Wenn die anderen Gesellen ihn belächelten, da er zu still war, ihn, der doch im Nekartale die lebendige Heiterkeit war, und wenn sie meinten, beim Meister besser im Ansehen zu stehen, sagte er: „Laßt mich. Ich gebe das her, was ich zu geben vermag. Und wenn ich nicht kegeln kann, dann kann ich nicht kegeln. Ich mag auch nicht trinken.“

„Weil du ein Duckmäuser bist und nach der Mieze ausschaust, die dich nicht will.“

„Duckmäuser ich?“ Fred mußte lachen, aufrichtig lachen wie seit langem nicht mehr. „Der käme der Mieze am schlechtesten an.“

„Bildest dir ein.“

„Nichts!“ sagte Fred kurz. „Bis ich ein Bildner bin, ist es noch weit.“

„Wartest doch nur auf die Mieze. Bist morgens der Erste und abends der Letzte.“

„Auch wenn die Mieze nicht wäre. Ich schaff, was ich muß. Und laßt mich zufrieden mit Eurem Gefasel. Ihr plappert wie Mühlen und ich sehe kein Mehl.“

Sie hatten sich völlig abgesondert von ihm, und der Meister zuckte die Achseln. Erst recht schüttelte er jetzt den Kopf über Fred. Zum Donner! Der Bursche hatte eine recht trostlose Jugend verlebt, und seine Jahre der Wanderschaft waren auch nicht unter Rosen gewesen. Jetzt, da er verdiente und sich etwas leisten konnte, blieb er trotzdem der entbehrende Kauz? Obwohl der Meister an Freds Arbeit nichts aussetzen konnte, machte er ihm das Leben sehr sauer. Er gab ihm die schwierigsten Arbeiten auf; denn dieser Philister markierte nach seiner Meinung ja einen der tollsten Asketen. Wenn die Gesellen es mit den Liedern, die sie bei der Arbeit sangen, nicht so genau nahmen, ob ein Ringlein der Treue zersprang oder eine Müllerin um den wortbrüchigen Geliebten weinte, sagte er ernst: „Macht Euch das Freude?“

Sie sangen erst recht von dem verschwundenen Liebchen, von der schönen Gärtnersfrau, die um den wortbrüchigen Geliebten weinte. Mochten sie singen. Fred sang nicht mit. „Das hätte ich nicht gedichtet, wenn ich ein Dichter wäre“, sagte er streng. „Aber ich bin kein Dichter.“

„Ein riesiger Träumer.“

„So etwas träume ich nicht. Ich schätze die Treue über alles. Wo sie nicht mehr ist, da ist's mit der Liebe längst aus. Von allem gibt es Dispens, nur nicht von der Liebe und Treue. Trinken mag einer, das sieht man ihm nach. Manches mag einer tun, viel sieht man ihm nach. Gebrochene Treue wird keinem vergeben. Singt lieber das Lied vom Edelstein in der Menschenbrust. Ja, singt es. Das singe ich mit.“

Wohl gefiel es dem Meister, wenn Fred so sprach. Er stand und fiel ebenfalls für die Treue. Sollte ihm einer etwas anderes nachsagen. Er trug seine Dolli buchstäblich auf Händen der Treue. Aber Fred sollte dem Leben doch endlich die Hand reichen. Und Meister Thomas meinte: „Er duselt zu viel. Der Teufel mag wissen, was ihm im Gehirn steckt. So wird er kein Mann. Er könnte ein Mann sein, aber er duselt.“

Fred hatte eine Anzahl Pfosten passend geschnitten. Mieze kam in die Mühle. Sie trug eine blutrote Rose an der Brust und bat den Vater zum Kaffee: „Mutter wartet schon, Vater.“

„Gleich“, sagte der Meister. „Zuerst kommt die Arbeit.“

Fred sah sich nach Mieze um. Zugleich schob er den Balken weiter zu den Holz fressenden Zähnen. Er nickte Mieze zu und sie nickte wieder. Lächelte sie heute nicht wieder wie damals, als er mit ihr unter den Birken saß und sie seinen Geschichten lauschte? Mieze hatte sich einfach und sehr gefällig gekleidet und zierte sich nicht. Sie fragte den Vater: „Dauert es lange?“

„Ich meine wohl, Meister, daß es hoch Zeit ist“, meinte der erste Geselle. „Es hat doch wohl Zeit bis hernach.“

Meister Thomas gab beiden keine Antwort. Er sprang neben Fred, riß ihn von der Säge zurück und schrie ihn an: „Menschenskind, Fred! Was machst du für Sachen?“

„Was, Meister?“ fragte ihn Fred.

„Was? Da, deine Pfote!“

Fred sah auf die blutende Hand. „Die Stütze muß werden“. Jetzt sah er den blutigen Stumpen an seiner Rechten. „Hm! Der ist ab!“ Er hob seinen abgeschnittenen Finger auf und legte ihn abseits. „Ich habe nicht recht Obacht gegeben und mir den Finger abgeschnitten. Aber die Stütze.“

„Kerl! Laß die Arbeit . . .“

„Fred . . ! Fred . . !“ schrie Mieze und ergriff ihn beim Arm. „Halt doch die Wunde zu. „O . .!“ Sie schüttelte sich.

Fred lächelte, als sei durchaus nichts geschehen. „Herr Gendarm, Sie als die Obrigkeit müssen es wissen, stirbt man davon, wenn man einen Finger verliert?“

„Nein! Ist noch sehr weit vom Kopf!“

„Dann also!“ Fred trat an die Säge, aber der Meister riß ihn zurück. „Jetzt ist es genug damit, Fred. Du verbindest dir zuerst den abgesägten Knochen. Verdammt noch, willst du uns alle beschämen?“

„Ach Meister . . ! In die vier Bretter kommen wir alle.“

„Du aber noch nicht!“ schrie Thomas ihn an und schob ihn zu Mieze. „Bring ihn zur Mutter. Er hat ihr das Leben gerettet. Jetzt kann sie was tun. Als er den Finger noch hatte, hielt ich ihn für einen Träumer. Jetzt, da sein Finger da liegt und er noch tut, als wär nichts geschehen, da gehen die Haare mir hoch wie unter dem Transportriemen. Nimm ihn ins Haus und gib ihm einen Schnaps. Laß sich die Mutter nicht gleich erschrecken. Er ist schon so fahl, als wär er dem Totengräber von der Schippe gesprungen. Donner und Doria! Nimm ihn mit, Mieze. Verbind ihm den Knochen. Und dann erzählt euch was. Feierabend für Fred!“ Er legte Freds blutige Hand in die Hand seiner Tochter und Mieze nahm ihn mit in das Haus. „Wir haben Verbandszeug.“

Das gleiche Wort fiel eine Stunde später am Damm. „Da ist das Verbandszeug für das Loch“, warf Meister Thomas die Balken und Bretter ab. „Donnerteil noch! So ein Loch!“

„Jedermann sieht es, und keiner begreift es.“

„Erdrutsch?“ fragte ein Mann, und ein anderer lachte: „Erdrutsch? So ein Loch? Ist denn die Erde ein Sieb, daß dieser Boden hindurch rutschen kann?“

„Was denkst du denn, Kaspar?“

Hein konnte nicht wissen, daß dieser Trinker, der es zu nichts anderem gebracht hat, als zu einer Familie in drückender Not, ihm den Lohn seines Fleißes nicht gönnte. Hein konnte nicht wissen, daß es genug Leute im Dorfe gab, die bei der quakmenden Pfeife und bei dem Glase abfällig über ihn sprachen. Hein kannte den fahlen, häßlichen Neid nicht, der manchem die Galle ins Blut gießt und ihm das Leben vergiftet. Hein machte sich über das Loch am Damm sehr ernste Gedanken.

Ein Herr mit einer ansehnlichen Brille fragte ihn, ob er Fließ habe. Es sehe so aus. Hein sah ihn groß an. Das hatte Pitt Theiß schon gefragt. Was wollte man eigentlich. „Fließ? Lehmboden und Fließ?“

„Jedenfalls haben Sie Pech“, sagte der Herr. „Die Schuster haben das Zeug unbedingt nötig, aber hier klebt das Zeug Ihnen die Fluglöcher zu, so daß Sie in Ihrem eigenen Netze verhungern. Denken Sie nicht? Die Häuser sind nichts mehr wert, Meister.“

Hein wollte dem Menschen eine passende Antwort geben, aber der war schon davon. Er hatte es vorgezogen, in der Menge unterzutauchen und zu verschwinden. Was wollte der Mann, und was wollte man von Hein? Wollte man ihm den Kredit untergraben? Zornig erregt ging er zu seinem Wagen. Lucie und Hans kamen über den Damm. Hans trug die Uniform des Dragoners und Hein empfing ihn mit ausgebreiteten Armen. Was hatte er mit dem Loch am Damm jetzt zu tun. Hein war wie gewandelt. Es waren damals ganz andere Löcher zu flicken gewesen als dieses. Das deutsche Land war ein zerfetztes Tuch. Was hatte man an diesem Tuche nicht stopfen und flicken müssen. Und dann, als Hein zu der Mühle kam? Was hatte er mit Ziska nicht alles an dieser Mühle gebessert. Wie oft mußte Hein zu Anfang die Segel der Mühle flicken, da sein Geld nicht für ein neues Segeltuch reichte. Konnte Hein die Verluste in Zahlen errechnen, die er in den zurückliegenden Jahren durch Frostschäden, Hagel und Sturm an der Ernte erlitt? Was sollte gegen das alles das Loch.

„Junge, du bist ein schneidiger Kerl“, klopfte er Hans auf die Schulter. Und da er sah, wie Lucie sich freute, scherzte er: „Na, ist er nicht schneidig? Ganz wie der schwarze Hein Brakel, den die Ziska nahm. Dumm nur, daß heute gerade das Loch da am Damm ist. Aber dagegen gibt es noch Salbe.“

„Lehm, Vater!“

„Denk ich mir auch. Er ist die beste Kleister für solche Risse. Jetzt aber zur Mutter. Steigt auf.“

Hans wollte Lucie helfen, auf den Wagen zu kommen, da war sie schon oben. Hans stieg ihr nach. Hein kletterte auf den Sitz, und die Pferde zogen an. Auf dem Wege kam ihnen zu Handorgelklang eine Jagdgesellschaft entgegen. Auf dem Wagen, mit Tannreis geschmückt, lärmte die Dorfjugend. Es war den Schützen gelungen, einen mächtigen Keiler zur Strecke zu bringen, und die Jugend lärmte wie toll.

Hein sah unter den Schützen Bröker mit Tilde. Bröler begrüßte Lucie und Hein, und Hein stieg vom Wagen und fragte Bröker, was er von dem Loch halte. „Sie sind doch wohl mit dem Boden vertraut?“

„Ich bin im Nachbardorfe geboren.“

„Was denken Sie von dem Tümpel? Hatte er Fließ?“

„Das müßte der Schachtmeister wissen.“

„Der Mann steht seit vier Wochen in fremdem Dienst. Soviel ich weiß, ist er in seine Heimat gefahren.“

„Nach Lothringen?“

„Er sagte es, als er ging. Was meinen Sie selbst von dem Fließ?“

„Was soll es“, entgegnete Bröler. „Und wenn?“

„Es ist ein gefährliches Loch am Damm.“

„Wurde mir schon von zwei Handwerksburschen erzählt. Macht Ihnen das Loch böse Gedanken?“ Das ewige Lächeln lächelte ihn an. „Hätten Sie alle Gebäude in unserer Provinz, die auf Sand stehen, Sie wären ein vielfacher Millionär.“

„Oder ein Bettler.“

„Will mir nicht einleuchten, Brakel.“

„Er meint es nicht ehrlich“, dachte der Müller. „Warum hält er mit seiner Meinung zurück?“ Aber Hein fragte nicht weiter, und Bröler fragte seine Tochter, wie es ihr auf der Mühle gefalle.

„Danke, gut, Vater.“

„Dann tippt das Loch einfach zu. Was soll man von solch einem Loch so viel Aufhebens machen. Am besten kommt ihr hernach alle zur Linde. Wir wollen den Keiler begießen. Die Flaschen geb ich. Wie ist es?“

Lucie und Hans sagten zu, doch Hein lehnte ab. Er habe dringend zu tun und könne sich nicht die Zeit nehmen. „Es ist doch wohl was für die Jugend.“

„Sind Sie nicht mehr jung?“

„Heut nicht so recht.“ Hein fühlte sich wirklich an diesem Tage nicht jung. Das Loch am Damm machte ihm mehr Sorge, als er sich zugeben wollte. Ihm stand nicht der Sinn nach Wein und Tanz. Er ergriff wieder die Zügel, und bei dem Georgel und Gejohle der Jugend rollte der Wagen davon.

Sich auf Frau Mathilde beziehend, scherzte Hans: „Wie eine Fürstin.“

„Sie weiß sich zu kleiden.“

„Was wohl ihr Mann dazu sagt? Aber was geht es uns an.“ Er kneipte sie scherzend in den Arm. „Kennen Sie das Verschen vom hüpfenden Lämmlein? Nein, Lucie?“ Er summte:

sorgt, obschon sie die Kälte beutelte. Ungeschützt hockte sie sich neben die Kameraden und sprach ihnen tröstlich zu. Weil sie frören und weil sie fürchtete, daß der Kältebrand in ihre Wunden dringen könnte, gab sie ihnen nach und nach von ihrer wollenen Kleidung.

Wie entsetzlich lang war die Nacht! Der Sturm fegte Schnee über sie, daß sie bald wie in einer Grube hockten. Die Verletzten wimmerten und flehten um Linderung ihrer Schmerzen. Sie aber saß und starrte vor sich hin und zählte die Sekunden an ihrem Herzschlag. Vielerlei Tode starb sie in jenen furchtbaren vierzehn Stunden, aber zu ebenso vielen Leben erwachte sie wieder.

Nach einer Ewigkeit graute der Morgen. Der Sturm hatte sich mit einem Schlage ausgetobt, und Nebel hing über der Oede, in der sie um das Leben bangten. Sie versuchte sich zu erheben, aber die Beine waren ihr steif geworden, und eine Schwäche überkam sie. „Es ist hell geworden, Jungs!“ sagte sie zuversichtlich zu ihren Kameraden, die bittend nach ihr sahen und in jenen Minuten größtes Vertrauen in sie setzten. Da sagte sie zu, daß sie Hilfe aus dem Tal holen wollte, und bereitete sich sofort für das Wagnis des Abstieges durch die Nebelwand vor . . .

Unverdrossen stapfte sie weiter. Der Weg fiel stark ab, der Wald trat zurück, Wiesen weiteten sich bis ins Tal, wo Häuser standen und Hunde bellten. Unwillkürlich blieb sie stehen, aber ihre Augen waren leer, als sie das ersehnte Bild aufnahmen.

„Ich muß!“ murmelte sie und ging wiesenquer-ein. Schritt für Schritt gewann sie das Dorf. Schon war sie auf der Straße, schon lag die erste Hütte einen Steinwurf weit vor ihr, da brach sie stöhnend zusammen.

Als sie erwachte, war es warm und dunkel um sie. „Die Kameraden“, schreckte sie auf und sah sich um. Sie war in einer Stube, ganz hinten brannte Licht. Ein Mann und eine Frau kamen auf sie zu und zwangen sie nieder. „Schlafen, Fräulein“, sagten sie. „Schlaf ist das beste Heilmittel.“

Sie ließ sich nicht zurückhalten. Ganz wach war sie, und fliegenden Atems berichtete sie, woher und weswegen sie gekommen war. Die Leute schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und wußten sich keinen Rat. „Es ist Nacht! Niemand findet sie. Warten, warten . . .“, sagte der Bauer und mied sie anzusehen.

„Ich gehe mit und weise den Weg!“ Schon sprang sie auf.

„Sie sind krank und schwach . . .“

„Nein!“

Und sie ließ nicht Ruhe, bis der Bauer ging und eine Rettungskolonne zusammentrommelte. Sie stand unter der Tür, schon gerüstet, wie die Männer herankommen und setzte sich dann an die Spitze des Trupps. Die Zähne biß sie zusammen, denn das Gehen strengte sie an. Sie ging und ging und war voll Zuversicht; noch war der Kampf nicht zu Ende gekämpft, aber der Sieg war ihr sicher.

Geschichte im Park.

Von

Mario Heil de Brentani.

Dort drüben, wo die rote und weiße Mauer der Menschenhäuser jäh abbricht, liegt der Park, und da ich just vom Fieber genesen bin, habe ich einen Spaziergang unter seinen hohen Bäumen gemacht. Ich habe die Lungen die freie Luft in durstigen Zügen einatmen und die stickige Enge der Krankenstube vergessen geheißen. Ich habe auch den Augen geheißen, sie mögen das köstliche Gemälde des winterlichen Tages genießen. Aber ich sah lauter Gesichte. Die überreizten Sinne machten, daß die Augen hinter die Dinge und auch tief in sie hinein blicken konnten, und die Lungen vergaßen darob ihren Durst.

Ich saß auf einer hölzernen Bank, die im Sommerregen ihre bunte Farbe verloren hatte, und blickte den gelben Sandweg zu dem kleinen Teich hinunter. In diesem Augenblick bogen zwei Männer aus dem dichten Buschwerk zur Linken in den Weg ein, und diese Männer schoben einen dunklen, grob zusammengefügten Karren vor sich hin. Sie taten dies mit einer gewissen Feierlichkeit, Schritt vor Schritt, ohne miteinander zu plaudern, so schien mir. Als sie näher kamen, bemerkte ich, daß sie gelbes und rotes und auch solches Laub gesammelt hatten, das nach den ausgezackten Rändern zu noch lebendig ist, so, als hätte es ein Mutwilliger gerade vom Zweige gerissen, und dessen Herzen doch längst gestorben sind; denn es raschelt dürr, wenn die Hand darüber hinfährt. So schoben die beiden Feierlichen den Totenkarren der Natur dicht an meiner Bank vorbei und sahen gar nicht einmal auf dabei, wie sich das bei Begräbnissen schlechthin so geziemt.

Hernach kamen zwei alte Frauen von beiden Seiten des Weges her, so, daß sie sich gerade vor meiner Bank begegneten. Die Aeltere, gleichwohl Rüstigere, hob den dürren Stock ein wenig in die Höhe, schlug wie im Spiele einige Male auf das Raschellaub, plapperte etwas daher, was sie mit kindischem Lachen begleitete, und ging mit selbstzufriedenem Kopfnicken ihres Weges weiter. Die andere, die solchermaßen angesprochen ward, richtete fragend ihren gebrechlichen Leib hoch, sank aber, da sie mit der Wirrsal des Geplappers nicht fertig wurde, sogleich wieder in sich zusammen und humpelte wortlos und verdrießlich davon.

Es war eine trübe Stimmung; so beschloß ich für mich, lieber wieder nach Hause zu gehen, da mir die Gesichte des sterbenden Jahres übel ankamen in meinem durstigen Verlangen, wieder gesund zu werden. Rascher als ich gekommen, schritt ich über den knirschenden Sand dem Tore zu. Dort, an dem geöffneten schmiedeeisernen Flügel, in dem sich die altmodisch verschnörkelten Arabesken um Elfenköpfe winden, stand die Gebrechliche. Sie hatte sich hochaufgerichtet und sprach auf eine junge Frau ein, die einen weinenden kleinen Jungen an der Hand führte. Ich hörte im Vorübergehen, wie sie nach dem Namen des Kindes fragte, das ein zerbrochenes Spielzeug in der Hand hielt und sich über sein Mißgeschick nicht zu trösten vermochte; und ob der alte Rücken es auch schmerzend vermerkte, beugte sich die Alte mehrfach zu ihm nieder; und es war, als habe das faltige, schon dem Tode hingewandte Antlitz mit einem Male wieder zu leben begonnen.

Drüben, am anderen Ende des gelben Weges, schritt die Rüstige, kopfschüttelnd schlug sie auf die toten Blätter ein, deutlich tönte ihr irres Kichern herüber, so klar war die winterliche Luft, und mir schien, als sei sie, die Rüstige, die kein gichtiger Rücken plagte, in Wahrheit längst gestorben.

Helle und dunkle Gesichte hat der Winter. Es ist prall von lauten und leisen Gleichnissen, und es kommt gewiß nur auf dich an und auf dein Herz, ob du in der Besinnung all dessen zu leben oder zu sterben anhebst.

Streit um Flockis Charakter.

Von Erna Büsing.

Flockis Hundeschicksal war mit den Gassen der winkeligen Kleinstadt verwachsen. Der Regulator im Wohnzimmer besorgte seine Stundeneinteilung. Punkt sieben Uhr, wenn die Aufwartefrau kam, wurde die Haustür geöffnet, und Flocki ging auf die Straße. Um ein halb acht Uhr wurde der Name Flocki laut und vernehmlich gerufen; dann war im Wohnzimmer der Kaffeetisch gedeckt, um acht Uhr wurde der Laden geöffnet, und Flocki saß zu dieser Zeit im Sommer vor der Haustür und im Winter nahe der Tür im Laden. Jeder Kunde, der kam, um Strümpfe, Garn oder Unterwäsche zu kaufen, sagte: „Na, Flocki“ und tätschelte ihm den Kopf. Da zudem Flocki jeden Abend mit Herrchen den Weg nach dem Stammtisch machte, um dort zwei Stunden in dem verräucherten Wirtshaus unter der Ofenbank zu liegen, war er in des Wortes vollster Bedeutung stadtbekannt; jeder Einwohner wußte, daß dieser langzottelige Hund echtester Promenadenmischung, der klug und treu war, den Namen Flocki trug.

Darum sagte auch jeder: „Dem Kurzwarenhändler muß etwas zugestoßen sein“, als Flocki kurz nach Mitternacht die Bewohner des Städtchens zusammenheulte. Die Mutmaßung traf zu. Sein Herr war von der Geburtstagsfeier eines Freundes gekommen und an einer schlecht beleuchteten Straßenecke von dem durchgehenden Gespann eines Bauern überfahren worden. Das Gespann raste weiter, der Ueberfahrene blieb hilflos auf der Straße liegen, und Flocki jagte durch die Stadt und heulte.

Einige entschlossene Bewohner folgten dem Hund, und so wurde dem Verunglückten die erste Hilfe gebracht. Als gegen Morgengrauen der Doktor kam — Flockis Herr war Witwer und eine entfernte Verwandte besorgte ihm den Haushalt nebenbei — hielt der Hund vor dem Bett des Herrn Wache. Der Doktor war gerührt von den tieftraurigen Augen des Tieres, und als der Hund sich später tatsächlich als ein treuer, umsichtiger Helfer erwies, der in den Laden lief, um durch leises Bellen darauf aufmerksam zu machen, daß der Kranke einen Wunsch habe, verlangte der Arzt von dem Genesenden keine Bezahlung, sondern bat um den Hund.

Der Kranke hatte in einer matten Stunde, dankbar gegen seinen menschlichen Helfer, ja gesagt, und darum mußte Flocki seinen Herrn wechseln. Dem Kaufmann wurde der Abschied schwer, aber der Arzt war tierlieb, in Flocki nahezu vernarrt und sein Häuschen lag am Rande der Stadt, wo er einen Hund nötig und das Tier selbst recht viel Freiheit hatte.

Der Kaufmann brachte den Hund zu seinem neuen Herrn und bedeutete Flocki, daß er fortab hier wohnen bleiben müsse. Der Hund gehorchte, mit Staunen in den Augen, eingeklemmtem Schwanz und traurig hängenden Ohren. Doch jeden Morgen einhalbacht Uhr erschien, pünktlich nach der Uhr, die er als Tier in seinem Zeitgefühl trug, Flocki vor dem Laden. Diesen Spaziergang verhinderte keine Vorsichtsmaßregel des Arztes. Er band den Hund an, Flocki erschien, den Strick um den Hals, beim Kaufmann. Der Doktor sperrte den Hund in die Besenkammer, Flocki entwischte durch ein kleines, offenstehendes Fenster. Der Arzt ließ den Zaun, der das Haus umgab, erhöhen und Stacheldraht aufsetzen; auf den Spitzen hingen Flockis Haare, er selbst aber erschien pünktlich beim Kaufmann. In seinem ehemaligen Heim trank er mit seinem einstigen Herrn Kaffee, ging aufmerksam durch das ganze Haus, ließ sich vom ersten Kunden, der den Laden betrat, gewohnheitsmäßig den Kopf tätscheln und mit „Na, Flocki“ anreden und ging dann traurig, Schritt um Schritt nach dem Arzthaus zurück.

An dem Gebaben des Hundes nahm nach und nach die ganze Stadt Anteil. Am Stammtisch sprach man von Flocki, und es wurde von den Anhängern der Treue sogar das Recht bestritten, ein lebendes Wesen verkaufen oder verschenken zu dürfen.

Inzwischen nahm die Landpraxis des Arztes zu, und daher kam ein Automobil in die Garage. Sonderbar, diese technische Angelegenheit änderte Flockis Charakter. Nachdem er seine erste Automobilfahrt hinter sich hatte, stellte er die Besuche bei seinem ehemaligen Herrn ein. Flocki stromerte fortan um des Doktors Haus, doch lenkte er seine Schritte nicht mehr nach der Stadt. Der Arzt nimmt ihn sehr oft auf seinen Fahrten mit und wenn er vor der Tür des Kurzwarenhändlers hält und Flocki zu einem Besuch seines ehemaligen Herrn auffordert, dann hat er Hunds es sehr eilig und tappt mit seinen hartsohligen Pfoten schnell durchs Haus, nimmt das Kopftätschen und die verabreichten Leckerbissen gelassen entgegen und ist erst wieder vollauf zufrieden, wenn er im Wagen sitzt.

Nun unterhält man sich am Stammtisch wieder über Flocki, aber diesmal bespricht man seinen Charakter. Man seziert ihn, geht mit vielen Voraussetzungen an diese wunderliche Wandlung heran und möchte ein klein wenig von Treue gegen den neuen Herrn und dem Erfassen der neuen Pflicht entdecken.

Wenn doch nur Flockis hochmütiges Gesicht diese gut gemeinten Vertuschungen seines Charakterfehlers nicht Lügen strafen wollte! Es sagt nämlich deutlich: mir macht meine gehobene Stellung nur Freude, weil ich Euch behandeln kann, als ob ihr ein Nichts wäret!

Die Liebesprobe des Bankiers.

Amerika ist das Land der „Gold-Diggers“. Diese „Gold-Gräber“ haben aber nichts gemein mit den harten Männern, die in mühsamer und gefährlicher Arbeit den Goldreichtum der Erde in einsamen Gegenden vergrößern, sondern es sind Mädchen, schön und begehrenswert, aber kalt und nüchtern. Nur darauf bedacht, Geld zu gewinnen, einen reichen Gatten zu finden, oder im anderen Fall auf einen Unglücklichen zu stoßen, der sich in einer schwachen Stunde verlocken läßt, so etwas wie einen Heiratsantrag zu machen. Nachher ist er verloren und zahlt Tausende von Dollar, weil er sein Heiratsversprechen nicht halten kann. Es gibt eine eigene Taktik in dieser Welt der Gold-Diggers. Und die Männer mit Geld hüten sich vor ihnen wie vor dem Feuer.

Auch der Bankier Al Pettin, der in der First-Avenue eines der schönsten Häuser hat, war von einem Schwarm solcher Gold-Hyänen umgeben, die auf eine gute Gelegenheit warteten. Dabei kommen diese Mädchen aus der „allerbesten Gesellschaft,“ haben nichts mit Halbwelt zu tun und sind gerade deshalb so gefährlich.

Al Pettin wollte sich endlich darüber klar werden, ob nicht doch unter all den jungen Damen der Gesellschaft, in der er verkehrte, ein Wesen war, dessen Herz ehrlich für ihn selbst schlug. Eines Abends hatte er eine große Gesellschaft bei sich eingeladen. In der Hauptsache hatten sich junge Leute eingefunden. Alles war in bester Stimmung. Nur Al Pettin fehlte noch. In vorgeschriebener Stunde erschien der Kammerdiener Al Pettins und bat die Gäste in einen großen Saal. Er teilte ihnen hier mit tieftrauriger Stimme mit, daß Mister Pettin vor zwei Tagen gestorben sei und diese Feier eigentlich seine Totenfeier sei. Gleichzeitig zog er einen Vorhang auf, und die erstaunten und entsetzten Gäste sahen Al Pettin in einem Sarg liegen. Aber nach

wenigen Augenblicken hatten sich die meisten Gäste wieder gefaßt. Vor allem die jungen Damen strebten dem Ausgang zu. Nur ein junges Mädchen sank vor dem Sarg des Al Pettin weinend in Ohnmacht und wurde von den Dienern des Bankiers hinausgeführt.

Eine halbe Stunde später teilte der Kammerdiener dem Mädchen mit, daß der Bankier auf sie warte. Sie verstand erst nicht, was diese Worte zu bedeuten hatten. Erst als Pettin ihr frisch und lebend entgegentrat, erkannte sie, daß alles nur eine, wenn auch grauenvolle, Komödie gewesen war, um zu erfahren, wie tief die angebliche Liebe dieser oder jener jungen Damen zu ihm in Wirklichkeit war. Jenny Wilkins hatte durch ihre echte Trauer den Sieg davongetragen.

Der Schneemann.

Von Hans Geck.

Peterle schob die Hände in die Taschen seines kurzen Sportmantels und machte ein Gesicht, als wenn er weinen wollte. Der Trotz und die ihm als Ideal vorschwebende Männlichkeit siegten jedoch. Wortlos, mit einem verächtlichen Hochwerfen seines kleinen Brausekopfes, verließ er des Nachbarn Garten, in dem er soeben die große Enttäuschung seiner ersten Liebe erlebt hatte.

Henni, seine treue Gespielin, mit der er sich immer so gut verstanden hatte, half dem vier Jahre älteren Willi Meise einen Schneemann bauen. Als er hinzugekommen war, um auch zu helfen, hatte der Willi verächtlich gerufen: „Mach du nur, daß du wegkommst; du bist doch zu doof dazu!“ Und Henni — seine Freundin Henni — hatte nichts dazu gesagt, sondern nur eifrig weiter den Schnee zusammengerollt.

Wieder auf der Straße angekommen, blieb er unschlüssig vor dem elterlichen Gartentor stehen. Grimmig zuckte es in seinem Gesicht, und seine Hände ballten sich in den Manteltaschen zu kleinen Fäusten.

Oh, er würde jetzt einen Schneemann bauen, ganz alleine, und einen viel schöneren als der Willi Meise. Er wollte ihnen schon zeigen, was er konnte. Doof war er noch lange nicht; das hatte ihm noch niemand gesagt.

Tapfer schluckte er die aufsteigenden Tränen hinunter und begann einen Schneeball zu formen, den er dann unentwegt durch den dicken Schnee rollte.

Aus einiger Entfernung kam ein jüngerer Mann im kurzen Sportpelz langsam heran. Anfangs schien er Peterle weniger zu beachten, sondern hatte nur Interesse für die mitten im verschneiten Garten stehende moderne Villa. Und das Auffallende dabei war, daß er weniger von dem architektonischen Reiz des Hauses gefesselt wurde, obwohl er künstlerisch irgendwie interessiert sein mußte. Weit mehr beschäftigte er sich mit den verschlossenen Fenstern, hinter denen er wohl vergebens einen Menschen zu erblicken hoffte.

Erst nachdem er sie mehrmals mit seinen Blicken abgesucht hatte, sah er etwas enttäuscht umher und bemerkte den vor dem Gartentor herumkriechenden Peterle.

Lächelnd beobachtete er ihn eine Weile in seinen angestrengten Bemühungen, aus dem winzigen Schneeball eine große Kugel zu bekommen.

„Na, kleiner Mann,“ meinte er und klopfte ihm mit der behandschuhten Hand leicht auf den Kopf, „was machen wir denn da?“

Peterle schaute für einen Moment finster auf und wandte sich sogleich wieder seiner Arbeit zu. Offensichtlich hielt er es für unter seiner Würde eine Antwort zu geben.

Der Fremde schmunzelte heimlich und wiederholte seine Frage noch einmal in etwas respektvollerer Formulierung. „Was willst du denn aus diesem großen Schneeball machen?“

„'nen Schneemann!“ antwortete Peterle nun mit einem etwas gnädigeren Aufblicken.

„So — so, einen Schneemann. Das ist aber viel Arbeit. Da will ich dir mal etwas helfen.“

Der fremde junge Mann zog sich die Handschuhe aus und kauerte sich neben den vor Staunen sprachlosen Peterle. In wenigen Augenblicken hatte er bereits einen ansehnlichen Schneeberg geschaffen und schickte Peterle fort, um eine Schüppe zu holen.

Peterle wußte zwar nicht, wozu man die brauchen sollte; er kannte nur Schneemänner, die aus einem riesigen runden Leib und einem kleineren, ebenso runden Kopf bestanden; aber es imponierte ihm mächtig, daß ein „Großer“ mit ihm zusammen einen Schneemann machen wollte, und er fügte sich bereitwilligst seinen Anordnungen.

Nachdem sie so fast eine Stunde lang eifrigst gearbeitet hatten, erkannte Peterle plötzlich, daß ein ganz anderer Schneemann, als er erwartet hatte, entstand. Das da, was der Fremde mit der kleinen Schüppe formte, war ein richtiges Denkmal, wie es im Stadtinnern auf jedem freien Platz stand, nur das dies hier nicht aus Stein, sondern aus Schnee war.

Er hatte sich noch nicht ganz von seiner grenzenlosen Verwunderung erholt, als das Gartentor geöffnet wurde und Hilde, seine große, achtzehnjährige Schwester, erschien und vor dem Fremden zurückprallte.

„Harry —“ stieß sie überrascht hervor, „was machst du denn hier?“

„Einen Schneemann,“ antwortete der Angeredete lachend und reichte ihr seine beiden kalten Hände hin, die sie impulsiv ergreifen wollte, aber nach der ersten Berührung erschrocken losließ.

„Du — hast du kalte Hände, Harry! Sag mir nur, wie kommst du überhaupt auf die Idee, hier vor unserem Hause eine Plastik aus Schnee zu modellieren?“

„Oh — ich hatte Sehnsucht nach dir und versuchte ganz einfach, dich hier am Hause irgendwie zu finden, was mir ja auch jetzt geglückt ist. Als ich kam und statt deiner nur deinen Bruder vorfand, der einen Schneemann machen wollte, half ich ihm.

„Soso — du halfst ihm nur etwas dabei,“ meinte Hilde und betrachtete vielsagend das Schneemonument. „Damit willst du wohl sagen, das dieser — Schneemann nicht als Gradmesser deines Könnens bewertet werden kann. Ich finde ihn einfach wundervoll. Schade, daß das Material so vergänglich ist! Doch ich vergesse ganz, daß mein Vater jeden Augenblick heimkommen kann. Er hat mir eine fürchterliche Szene gemacht und will mich von hier fortschaffen, damit ich dich nicht mehr sehen soll. Gerade wollte ich ein paar Zeilen für dich in den Briefkasten werfen.“

„Das ist ja sehr nett“, sagte Harry grollend und nahm den Brief, den sie nun zum Vorschein brachte, zögernd entgegen. „Dein alter Herr scheint ja ein komischer Kauz zu sein. Fällt bereits ein Urteil über mich, bevor er mich überhaupt kennt oder auch nur etwas von mir gehört hat.“

„Um Gotteswillen“ unterbrach sie ihn und starrte entsetzt die Straße hinunter, wo in einiger Entfernung ein älterer untersetzter Herr in kleinen hastigen Schritten herankam, ohne sie jedoch gleich zu erspähen. „Mein Vater — wir müssen verschwinden!“

Mit den letzten, erregt vorgestoßenen Worten lief sie hastig davon und verschwand in der Villa.

Harry sah einen Moment sprachlos hinter ihr her und wandte sich dann wieder zu dem mit offenem Munde dastehenden Peterle.

„Na, dann wollen wir unsere Arbeit wieder fortsetzen“, sagte er seelenruhig und schien den alten Herrn, der nun herankam und erstaunt stehen blieb, gar nicht zu beachten.

„Hm — hm —“ machte er Alte ein paarmal und trat neben den eifrig schaffenden Harry, „so einen Schneemann sieht man nicht oft, Sie sind wohl Künstler?“

„Bildhauer“, antwortete Harry kurz, ohne von seiner Arbeit aufzuschauen.

„Es ist sehr nett, daß Sie die Schneeplastik vor mein Haus setzen. Doch wenn Sie mich schon damit beehren, hätten Sie sie villeicht doch besser in den Garten aufgestellt.“

Scheinbar überrascht schaute Harry auf. „Ach, Sie sind der Eigentümer dieses Grundstückes. Dann ist wohl dieser Kleine Ihr Sohn? Ich kam zufällig vorbei, sah wie er sich abmühte, einen Schneemann zu bauen und half ihm etwas dabei.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Peterle wird wohl sehr stolz sein. Doch Sie werden dabei ganz steif vor Kälte.

„Das macht nichts,“ wehrte Harry ab und log, daß ihm Kälte nichts ausmache, da er fast im ewigen Schnee groß geworden sei und erst seit ein paar Tage hier in der Stadt wohne. „Uebrigens“ meinte er lächelnd, mein Name ist Hase. Zufällig weiß ich auch von nichts, doch das kommt daher, weil ich noch zu fremd bin.

„Welter“, stellte sich der Alte vor und schien den Argwohn, den er anfangs hatte, verloren zu haben. Er erkundigte sich, wie lange Harry noch an dem Schneemann zu arbeiten habe. Und als er hörte, daß dieses noch wenigstens eine gute Stunde der Fall sei, lud er ihn zu einem heißen Grog ein, damit er nicht als zweiter Schneemann neben dem ersten anfröre, wie er scherzend meinte.

Dankend nahm Harry die Einladung an und versprach nach Beendigung der Arbeit mit Peterle ins Haus zu kommen.

Als Welter mit seinen kurzen stampfenden Schritten durch das Gartentor verschwunden war, rieb sich Harry schmunzelnd die Hände.

„Auf Peterle, nun aber an die Arbeit!“ rief er vergnügt und schlug dem Schneemann übermütig ins Gesicht, daß der ganze Kopf zur Seite rutschte und ein mächtiges Loch bekam.

Eine Stunde später saß er dann sehr würdevoll in Welters Arbeitszimmer und trank mit dem alten Herrn einen besonders starken Grog.

„Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich so bald hier in der Stadt zu einem Grog eingeladen würde,“ plauderte er liebenswürdig. „Wie ich schon erwähnte, bin ich erst seit einigen Tagen hier, und bei meinen Kollegen finde ich noch nicht so den rechten Kontakt. Sie sind, mit einer einzigen Ausnahme, alle verheiratet. Und diese eine Ausnahme genießt keinen besonderen Ruf.“

Interessiert rückte Welter näher und füllte die Gläser wieder.

„Erzählen Sie mal doch Näheres über diesen einen Herrn“, bat er.

Harry begann nun eine solche Schauergeschichte zu erfinden, daß der alte Herr vor Entrüstung bebte und sich schließlich nicht mehr beherrschen konnte und empört ausrief: „Und so einen Menschen will meine Tochter heiraten! Doch ich hab's ihr ja schon gesagt, ich schicke sie zu ihrer Tante nach Königsberg. Diesem Menschen werde ich's schon lehren, mit meiner Tochter anzubändeln! Das könnte diesem Herrn Nichtstuer so passen.“

In scheinbarer Verwunderung hörte Harry zu. „Es tut mir aufrichtig leid, Herr Welter“, meinte er teilnahmsvoll, „daß ich Sie nicht vor diesem Menschen habe warnen können. Ich glaube nicht, daß er so leicht, wenn er sich erst Ihrer Tochter genähert hat, zurücktreten wird. Wenn Sie Ihr Fräulein Tochter nach Königsberg schicken, wird er ganz einfach sein Domizil auch dorthin verlegen. Die einzige Möglichkeit wäre nach meiner Meinung die, daß irgend ein anderer Mann ihre Tochter, sei es auch nur scheinbar, abspenstig macht. Am besten wäre dies dann auch ein Künstler, weil er ihn wohl mehr respektieren wird, als einen anderen.“

„Ja — aber das geht doch nicht“, meinte Welter kläglich. „Ich lebe ganz zurückgezogen und wüßte wirklich nicht, wer mir da behilflich sein würde“.

„Vielleicht könnte ich Ihnen helfen“, sagte Harry, wie im Nachdenken versunken. „Wenn Sie mich einmal mit Ihrem Fräulein Tochter in meinem Atelier besuchen wollten, könnte ich dafür sorgen, daß dieser Mensch davon erfahren würde. In seiner Stümperhaftigkeit wird er einen gewissen Respekt vor mir haben und es kaum wagen, mir direkt in den Weg zu treten. Wahrscheinlich wird er sich gleich als gekränkter Liebhaber zurückziehen. Freilich weiß ich nicht, ob ein einmaliger Besuch — —“

„Aber wir werden uns selbstverständlich freuen, Sie häufiger bei uns zu sehen.“

„Sehr liebenswürdig!“ sagte Harry und verneigte sich. „Unter diesen Umständen glaube ich Ihnen schon jetzt versprechen zu können, daß dieses Ungeheuer in ganz kurzer Zeit Ihrem Fräulein Tochter nicht mehr nachstellen wird.“

„Darauf wollen wir anstoßen!“ Der Alte blinzelte ihn von dem starken Grog schon etwas umnebelt, vergnügt an. „Sie sind wirklich ein ganz patenter Kerl, und meine allgemeine Meinung von den Künstlern ist schon eine wesentlich bessere.“

Der Hausschlüssel.

Von Kaspar Kitt.

Es regnet.

Die Turmuhr macht zwei dumpfe Schläge. Die Straßenlaternen stehen im Kampf gegen ein Meer von Nebel und Regendunst und gleichen erlöschenden Oelfunzeln. Eine Nacht, in der wirklich alle Katzen grau sind. An der Straßenecke verharrt ein Beamter der Polizei, wie es seine Pflicht und seine Dienstvorschrift verlangt. Ansonsten aber scheint die ganze Stadt zu schlafen. Eine wehmütige Nacht. Der Herr Polizeibeamte spitzt die Ohren. Es kommt ihm unwahrscheinlich vor, daß ein Mensch um diese Zeit durch dieses Meer von Nebel, Regen und kaltem Dunst watet und dabei pfeift, als gälte es, einen Frühlingsspaziergang zu machen.

Theodor Urrschel ists, der da unbekümmert um den Barometerstand seinem fröhlichen Herzen Luft macht. Um zwei Uhr in der Nacht. Der Herr Polizeibeamte stellt mit einem Blick fest, daß der Hut des fidelen Nachtwandlers ein wenig schief auf dem Kopf sitzt.

„Aha!“ sagt der Beobachter.

Theodor Urrschel aber wandert seines Weges weiter und pfeift wie eine Drossel, nicht so schön, aber ebenso laut.

Vor seiner Haustür angekommen, faßt er innig pfeifend und trillernd in seine Manteltaschen, in seine Rocktaschen, in die Hosentaschen und Westentaschen. Zuletzt wirft er noch einen spekulierenden Blick in sein Portemonnaie. Aber in diesem Lederstück befindet sich nur ein Barschaftsrest von 95 Pfennig und eine Sechsermarke, aber nicht der gesuchte Hausschlüssel. Theodorens Flöte ist plötzlich verstopft. Der Ernst des Lebens meldet sich! Um zwei Uhr in der Nacht! Der Nebel lichtet sich, und eine furchtbare Erkenntnis leuchtet auf: „Theodor — du hast den Hausschlüssel vergessen!“ Theodor verschnauft eine Weile, dann redet er seinem bangen Herzen Mut zu und drückt die Klingel zum dritten Stock. Nichts regt sich. „Emmi hat einen gesegneten Schlaf!“ seufzt Theodor. Er drückt die Klingel mit Macht und späht sehnsüchtig nach oben.

Nichts regt sich! Theodor Urrschel klingelt Alarm. Nichts! Die Turmuhr schlägt drei! Es regnet. Theodor möchte weinen. Endlich öffnet sich ein Fenster.

„Wer ist da?“

„Ich bins, Mäuschen! Ich habe den Schlüssel vergessen. Ich drücke nun schon seit halb zwölf die Klingel! Es regnet!! Ich bin ganz erfroren!“

„Achtung!“ ruft Emmi vom dritten Stock nach unten. „Achtung! Der Schlüssel!“

Theodor hält seinen Hut auf, um den Schlüssel zu fangen. Der Schlüssel prallt mit hörbarem Aufschlag auf Theodors Stirnverlängerung.

„Auh!“ brüllt der geschlagene Mann. Der Schlüssel schliddert ein Endchen über den nassen Asphalt und ist dann verschwunden.

„Hast du ihn?“ möchte Emmi von oben wissen.

„Er ist in den Rinnstein und in den Abfluß gerutscht!“

„Huuch!“ sagt Emmi im dritten Stock — „huuch! Wir haben doch nur den einen Schlüssel!“

„Dann muß ich im zweiten Stod schellen!“ seufzt Theodor. Er redet seinem bangen Herzen Mut zu und schellt im zweiten Stock.

Nichts regt sich. Theodor drückt mit Macht. Nichts! Feierliches Schweigen im zweiten Stock. Die Turmuhr schlägt. Halber vier! Theodor klingelt Alarm! Endlich öffnet sich ein Fenster!

„Entschuldigen Sie tausendmal, Herr Gnappziegel, ich habe meinen Hausschlüssel vergessen. Und der Schlüssel von oben ist in den Abfluß gerutscht. Es regnet. Ich schelle hier schon seit elf Uhr! Entschuldigen Sie gütigst!“ — —

„Achtung!“ brüllt Herr Gnappziegel vom zweiten Stock. „Achtung! Der Schlüssel!“

Theodor spürt noch die Beule auf seinem Denkkasten und weicht vorsichtig ein wenig zurück. Ein Aufschlag!

„Haben Sie ihn?“ brüllt Herr Gnappziegel.

„Ja!“ wimmert Theodor „aber der Bart ist abgebrochen.“

Oben im zweiten Stock wird ein Fenster zugeknallt. Das lautet wie ein Donnerschlag.

Man sieht, wie Frau Urrschel im dritten Stock die Hände ringt.

„Jetzt mußt du im ersten Stock schellen!“ schluchzt das unglückselige Weib.

„Wirf mir erst mal eine Stulle runter!“ schreit Theodor, „ich bin am Ende!“

Und dann spricht er seinem bangen Herzen Mut zu und schellt im ersten Stock. Nichts regt sich.

Die Turmuhr schlägt vier!

Theodor schellt mit Macht! Nichts! Gar nichts! Himmlische Ruhe im ersten Stock. Theodor läutet Alarm. Ein Fenster öffnet sich. Eine weiße Gestalt erscheint gespenstisch.

„Entschuldigen Sie tausendmal, Frau Hutstroh — ich bins! Ich habe nämlich — —!“ Und nachdem Theodor, der ärmste aller Nachtwandler, die Geschichte seines Unheils erzählt hat, befördert Frau Hutstroh einen in eine Pfundstüte verpackten Gegenstand nach unten.

„Achtung! Haben Sie ihn?“

„Beinah“, wimmert Theodor, „beinah hätt ich ihn gehabt. Er ist aber leider hier in Pottsigels Balkonblumenkasten gefallen!“

„Ich werde verrückt!“ ruft Frau Urrschel im dritten Stock.

„Ich auch!“ sagt Theodor. „Nun muß ich bei Pottsigels schellen!“

„Hat keinen Zweck!“ jammert es vom dritten Stock nach unten, „die sind verreist!“

Es ist fünf Uhr. Irgendwo kräht ein Hahn. Theodor Urrschel hängt mit beiden Händen an der Pottsigelschen Balkonbrüstung und strampelt mit den Beinen. Um halber sechs hat er endlich den Balkon erklettert.

„Ich habe ihn!“ brüllt Theodor nach oben. „Er lag im Geraniumtopf.“

Frau Urrschel seufzt erleichtert nach unten. Man hört, wie ein Stein von ihrem Herzen fällt, ein Stein von Zentnergewicht.

Theodor klettert den Weg zurück auf die Straße. Er schiebt den Schlüssel ein.

„Nun mach doch schon!“ ruft der dritte Stock.

„Sie hat den verkehrten Schlüssel geworfen, die Hutstroh — — —!“

Es schlägt sieben Uhr.

Herr Pottsigel kommt von der Reise, und Theodor wankt in sein Heim.

Frau Urrschel stärkt ihn mit Kamillentee und guten Reden.

„Das wird hoffentlich eine Lehre sein. Oder soll sowas noch einmal vorkommen?“

„Nie wieder!“

„Endlich wirst du klug!“

„Jawohl!“ sagt Theodor Urrschel — „ich laß mir einige Hausschlüssel machen — — vielleicht so'n halb Dutzend! — —“

Eine Begegnung.

Von Max Jungnickel.

An einer kleinen Station, die nur so etwas wie eine Wellblechbude als Bahnhofsgebäude hat, steigt ein Mädchen in den Wagen. Mit zwei großen Säcken bepackt. Es ist, als ob sie unter den Säcken zusammenbricht, aber sie bringt sie sicher in das Abteil. Sie wird wohl so gegen zwanzig Jahre alt sein. Leicht und zierlich gebaut. Schmucklos gekleidet. Trägt einen langen, geblümten Rock, derbe Schuhe. Das helle Haar hat sie mit einem weißen Kopftuch verdeckt. Einige Härchen spindeln aus dem Tuch heraus. Das Gesicht ist schön, hat einen sanften und zugleich frohen Ausdruck. Nun sitzt sie zwischen den Säcken wie eine große Blume zwischen zwei Hügeln. Sieht auf ihre Hände. Fährt wohl nicht oft mit der Eisenbahn, ist wohl ein Bauernmädchen, das da Kartoffeln nach der Stadt schleppt. Weiter nichts. Manchmal sieht sie erschrocken von ihren Händen auf, starrt zum Fenster. Hat sie plötzlich die harte, rauhe Hand ihres Dorfes am Wagenfenster leise tasten hören? Wer weiß? Aber sie ist wirklich schön, trotz Kopftuch und harter Schuhe.

Ein Mensch, der da im verräucherten Eisenbahnwagen sitzt und unmerklich seine Seele sehen läßt. Ein keuscher Mensch, der zu Tieren und Bäumen noch innig Du sagen kann. Ein Du, das die Tiere und Bäume verstehen und glücklich sind, sobald sie es hören. Ein Geschöpf, aus dem Boden gewachsen, über den sie tritt und der sich noch an ihre harten Schuhe geklammert hat. Ihre Augen haben die durchsichtige Helle von Quellwasser. Und wenn diese Augen bei einem schönen Gedanken aufglänzen, dann schimmern sie, als ob Herdfeuer darin spielt.

Ich muß dieses Mädchen immerzu ansehen. Auf einmal erhalte ich die Antwort auf die Frage, die ich mir seit langen Zeiten schon oft vorgesprochen habe: Unendliche, lebendige Vorbilder hat der Mensch. Weshalb ist er nicht so rein wie die Narzisse, so ruhig wie der Abendstern und so seelenschön wie der Maimorgen? — Dieses Mädchen, das da vor mir sitzt, zeigt mir mit ihrer Gegenwart, daß meine Frage unnötig war. Sie wirkt zwischen all den geputzten, geschminkten Menschen wie ein Vogel, der jeden Augenblick anfangen kann zu singen. Ihre Tage verbrennen wohl in harter Arbeit und lassen, wie ein paar Stäubchen Himmelsasche, ein kleines Lied zurück, einige frohe Gedanken und ein seliges Gebet. Sie hat sicherlich viele Geschwister daheim. Ganz kleine darunter. Sie schläft fest, aber doch nicht so fest, daß sie das Weinen eines kranken Kindes in der Nacht nicht hört. Rasch und lautlos springt sie dann auf und eilt ans Kinderbett. Sie hat noch nicht geliebt. Das sieht man ihr an. Aber wenn sie liebt, dann wird es für die Ewigkeit sein. Sie duftet nach Birkenlaub. Sie weiß sicherlich nicht, wer Goethe war. Aber sein Heidenröslein kennt sie gewiß auswendig. Und wenn sie diese Verse singt, dann ist Goethe ewiger und lebendiger als im Munde einer eleganten und klugen Salondame. Auf ihren Lippen ist Goethe unsterblich. Denn in ihr singt sich Erde und Himmel zusammen. Sie wird sein Lied vererben auf Kinder und Kindeskinder. Das ist sicher wie Regen und Sonne und Wind. Ich möchte einmal ihre Sprache hören und fragte sie, ob ich die schweren Säcke beiseiterücken soll, damit sie bequemer sitzen kann. Sie spricht leise. Ich soll mir keine Mühe machen. Sie sitze schon gut so. Und das sagt sie mit einem Lächeln, das ich nicht verstehen kann. Ein seltsames, zärtliches Lächeln.

Jetzt stelle ich sie mir vor: in Seide, mit einer ganz feinen Edelsteinkette um den Hals. Aber ich komme nicht richtig ins Bild. Als ob ich einen frischen, keuschen Veilchenstrauß in eine großartige Manschette wickeln will, so ist das. Und wenn ich ihr jetzt einen kostbaren Ring auf die groben Finger schieben würde, sie würde mich gewiß ansehen, wie um Hilfe flehend.

Als ich aussteige, reiche ich ihr meine Hand hin. Sie wischt sich die ihre an der Schürze ab und gibt sie mir. Ihr Gesicht wird über und über rot.

Die Fahrt war nicht lang. Aber sie war doch so schön wie das Ansehen eines Falters, der still und sicher über eine Großstadtstraße segelt.

Das Biergeld des Königs.

Von Alfred Richter.

Der spätere König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der durch überlegenen Witz und viel Sinn für Humor ausgezeichnet war, sah einst bei einem Morgenspaziergang in der Nähe von Sanssouci einen Knaben stehen, der in der einen Hand den Zügel eines Esels hielt, der vor einen Karren gespannt war, und in der anderen Hand einen Brief. Der Junge schaute ängstlich umher, war ganz ratlos und begann schließlich, Tränen hinunterzuschlucken.

Dem freundlichen Fürsten tat der arme Kerl leid. Er trat heran und befragte ihn um seine Sorgen. Es war nichts Schlimmes. Der Knabe sollte bloß den Brief da droben im Schlosse bei einer Küchenfrau abgeben. „Nun,“ sagte der Prinz, „so tue es doch!“

„Ja“, war die Antwort, „da läuft mir aber der Esel weg!“

„Binde ihn doch hier an diesen Zaun!“

„Na“, sagte der Junge, „den Einfall hatte ich natürlich selber! Aber so geht es nicht! Binde ich das Biest an, dann scheuert der Halunke solange mit dem Kopfe am Zaun — so macht er es nämlich immer — bis er das Halfter abgescheuert hat, und dann: heidi! Und ich? Ich kriege Prügel! Wenn ich aber den Brief nicht selber bestelle, denn das muß ich, dann kriege ich ebenfalls Prügel. Also“, schloß er nicht ohne Weisheit, „kriege ich auf jeden Fall eine Wucht.“

Dem Kronprinzen gefiel der Philisoph. Er schaute umher und sagte: „Wenn ich doch nur jemand sähe, der dir den Esel halten könnte!“

„Es ist aber doch niemand da!“ greinte der Junge. Eine Weile schwiegen sie. Dann blickte der Knabe an dem seinen Herrn empor, bis er die Augen traf, und nun fand er auch den Mut zu seiner Bitte: „Wie wär's, wenn Sie mir nun den Esel einen Augenblick hielten? Nur eine Minute! Ich spute mich! Ich bin sofort wieder da — ja?“

Der Kronprinz, einigermaßen betreten, aber durchaus willens, seinem guten Herzen zu folgen, blickte abermals umher: Es war wirklich niemand außer ihm für diesen Dienst da, und — es war auch niemand da, der ihn, den künftigen König sah, wenn er hier einen Esel hielt. Also ergriff er den Eselzügel und sagte entschlossen: Gib her den Strick, und nun laufe — aber laufe!!“

Das brauchte er nicht noch ein paarmal zu sagen. Der Junge lief.

Er lief, aber nun verging Minute um Minute; eine Viertelstunde war schon herum, und noch immer kehrte der Junge nicht wieder. Der Kronprinz stand da mit sehr unklaren Gefühlen. Um Gottes willen, wenn nur jetzt niemand kam und ihn so sah! Der Esel, der Sapperloter, von Fliegen und Bremsen geplagt, war höchst unruhig geworden, bockte und schlug aus mit der ganzen Dickköpfigkeit seiner Eselnatur und war kaum mehr zu halten, wenigstens nicht von einem, der das Eselhalten nicht gelernt hatte.

Dem Kronprinz wurde heiß und kalt. Er bereute schon seine Gutmütigkeit, aber andererseits blieb er auch auf dem einmal bezogenen Posten und hielt wacker aus, bis nach einer weiteren Viertelstunde der Junge droben auf dem Hügel sichtbar wurde und wie ein heiß erwarteter Glücksbote den Weg herabrannte und bei seinem unbekannten Hilfsgenossen wieder ankam. Ohne den erst zu Worte kommen zu lassen, erzählte er in sprudelnder Freude, zuerst hätte er in dem weitläufigen Schloß die gesuchte Küchenfrau gar nicht finden können. Als er sie aber endlich doch aufgestöbert hätte, hätte sie aus Freude über den Brief ihm sogleich, nachdem sie ihn gelesen, zwei Groschen geschenkt, für zwei Glas Bier. Hier wären sie, und der gute Herr möchte ihm doch die Ehre antun und einen davon nehmen, weil er ihm den Esel so schön und so lange gehalten hätte, dafür hätte er ein Glas Bier verdient.

Der Kronprinz, viel zu höflich, den ernsthaft bittenden Knaben beleidigen zu wollen, sträubte sich zunächst dennoch, denn er wollte doch den armen Teufel nicht um die Hälfte des unter so viel Aengsten verdienten Geldes bringen. Jener aber ließ nicht locker, und so nahm denn Friedrich Wilhelm den Groschen dankend an, steckte ihn ein und empfahl sich, vor allem froh darüber, daß ihn niemand vom Hofhalt beim Eselhalten erwischt hatte.

Durch das unerwartete Abenteuer hatte sich der Prinz freilich verspätet und wurde längst zum Mahle erwartet. „Du hast uns auf die Folter gespannt“, sagte die Gemahlin, als er eintrat.

„Ich habe mir erst was verdienen müssen“, antwortete er.

„Womit denn?“

„Das sollt ihr raten. Hier ist jedenfalls der Verdienst!“ und der Groschen wurde vorgezeigt.

„Einen Groschen hast du dir verdient?“ staunte die Prinzessin, „und da sollte ich raten können, womit? Nein, das ist für mich zu schwer!“

„Allerdings“, meinte der Kronprinz, seinen Groschen wieder einsteckend, „das ratet ihr nie: „Ich habe einen Esel gehalten.“

Literatur.

Ferry Rocker: **„Mord in Kensington“.** Detektivroman, Wilhelm Goldmann, Verlag, Leipzig, 223 Seiten, kart. 2, Leinen 3,60 RM.

Dieser deutsche Kriminalroman kann sich dem vorgenannten englischen würdig an die Seite stellen. Rocker versteht sich auf eine vorzügliche Milieuschilderung, gemischt mit außerordentlichem Spannungsreiz. Auch „Mord in Kensington“ kann den Freunden des guten Kriminalromans nur empfohlen werden.

Heinz Tuke.